











Ausgewählte Werke.

Von

P. J. MÖBIUS.

Band I.

J. J. ROUSSEAU.

LEIPZIG,
VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.
1903.

J. J. ROUSSEAU.

Von

P. J. MÖBIUS.

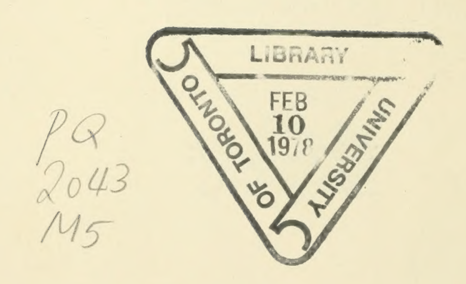
Dem Wahnsinn ist der grosse Geist verwandt,
Und beide trennt nur eine dünne Wand.

Mit einem Titelbild.



LEIPZIG,
VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.
1903.

J. J. Rousseau. Persönlichkeit, Philosophie und Psychose. Von Adolf Heidenhain. VII, 84 S. 4°. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft 117.) 3.60 B 10



Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Einleitung zu den ersten vier Bänden.

Mir scheint, dass nur Wenige begriffen haben, was ich mit den vier „Pathographieen", die ich bis jetzt veröffentlicht habe, will. Diese meinen, ich hätte zu viel freie Zeit, und um diese auszufüllen, hätte ich, als eine Art von Sport, mich an die grossen Männer gemacht, da es mir einmal an Neigung zu solider Arbeit (etwa dem Färben von Rückenmarkschnitten) fehle. Jene sehen in meinen Bestrebungen nur ein Beispiel von der Sucht der Irrenärzte (und ein Stückchen von einem solchen bin ich doch), alle Leute für verrückt zu erklären und im Besonderen die Strahlenden durch medicinische Glossen zu schwärzen. Andere meinen wieder anders.

Nun will ich noch einmal versuchen, den theuren Lesern zu erklären, was die Sache bedeute.

Die Bücher fallen nicht vom Himmel, sondern werden von sterblichen Menschen geschrieben, und ihre Beschaffenheit hängt von der der Verfasser ab, wie die Güte eines Apfels von der Art des Apfelbaumes. Mit anderen Worten, das Urtheil über ein Buch setzt Kenntniss seines Verfassers voraus. Daher der Werth der Schriftsteller-Biographieen. Was von den Büchern, dem heiligsten unserer Güter, gilt, das gilt auch von anderen Thaten, und deshalb müssen wir das Leben nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Künstler, der Heiligen, der Staatsmänner u. s. w. kennen. Abgesehen von der indirekten Bedeutung der Personen-

Kenntniss, nämlich wegen der Werke, was giebt es, das wichtiger und lehrreicher wäre als die Betrachtung eines ungewöhnlichen Menschenlebens? Will man ein Menschenleben kennen, so muss man freilich in alle Winkel sehen und nichts für gering oder gleichgiltig erachten. Das ist nöthig, und unsere Wissbegierde ist nicht eitle Neugierde; die Reden von „Indiscretion" u. s. w. haben höchstens Mitlebenden gegenüber einen Sinn, werden um so thörichter, je wichtiger der Mann und sein Werk uns ist. Diese Bedeutung hat das Wort Voltaire's, das an der Spitze der Biographie universelle steht: On doit des égards aux vivants; on ne doit, aux morts, que la vérité. Ein neuerer Schriftsteller hat gesagt, das hiesse, man solle nur auf Todte schimpfen, ich glaube aber nicht recht, dass Voltaire es so gemeint habe.

Wenn nun aber zur Erkenntniss der Werke und des Lebens ein Urtheil über die Person nöthig ist, wer soll urtheilen? Wer ist befähigt, über Menschen ein rechtschaffenes Urtheil abzugeben? Ei natürlich Der, der die Biographie schreibt! Man sagt, dass Gott Dem, dem er ein Amt giebt, auch den nöthigen Verstand gebe. So wird es hier wohl auch sein. Im Ernste kann man darauf hinweisen, dass der redliche Biograph durch seine Vorarbeiten, durch das Studium von Schriften, Acten, Briefen u. s. w. vor allen Anderen Vorsprung gewinne, und dass seine Sachkenntniss eben ihn zum Urtheile befähige. Das ist ja in vieler Hinsicht richtig, aber ist Sachkenntniss und Menschenkenntniss dasselbe? Man wird erwidern, ein gebildeter Mann habe

eben die Menschenkenntniss, denn diese beruhe auf gesundem Menschenverstande einerseits, auf Erfahrung andererseits; es gebe keine dazu nöthige Geheimwissenschaft. Ueberdem habe ein begabter Schriftsteller eine Art von „Intuition", er erfasse instinctiv den Menschen und begreife auf Grund von Ahnungen auch das Individuum, etwa so, wie ein junger Dramatiker wahrhafte Personen aus sich heraus holen könne, obwohl seine positiven Kenntnisse nicht gerade gross sein mögen. In ähnlicher Weise hat sich Goethe einmal ausgesprochen. Offen gestanden, ich habe zur Intuition kein rechtes Zutrauen und meine, dass der junge Dichter theils nach sich selbst forme, theils nach den Vorbildern, die ihm der Schulunterricht, die Lectüre und die eigene Erfahrung, die nicht gross sein mag, aber doch immerhin vorhanden ist, darbieten. Mit dem gesunden Verstande und der persönlichen Erfahrung hat es ja seine Richtigkeit, aber erstens ist eine ansehnliche Erfahrung nicht Jedermanns Sache, und zum andern versagt die Routine in eigenartigen Fällen. Wer schreibt gewöhnlich die Biographieen? Doch Buchmenschen (Philologen, Historiker, Schriftsteller ohne Belastung durch Fachwissen). Sie thun es, weil sie die grösste Sachkenntniss haben, aber führt ihr Beruf so recht zur Menschenkenntniss? Schwerlich. Den wirklichen Menschen lernt der Praktiker kennen, der Jurist, der Arzt, der Theolog, der Diplomat, der Offizier und solche Leute. Alle sehen den Menschen von irgend einer Seite; der eine sieht ihn, wie Schopenhauer sagt, in seiner Schlechtigkeit, der andere in seiner Schwäche,

der dritte in seiner Dummheit, u. s. f. Man mag den Biographen einem Richter vergleichen: Wie dieser die Gesetzeskenntniss hat, so hat jener die Sachkenntniss, beide haben überdem ein individuell verschiedenes Maass von Menschenkenntniss, aber beide müssen in vielen Fällen Sachverständige herbeirufen, weil ihre Kenntniss des Menschen bestimmte Grenzen hat. In alten Zeiten dachte der Kadi nicht an Sachverständige, er wusste Alles kraft seines Amtes. Allmählich ist die Befragung von Sachverständigen vor Gericht immer häufiger geworden, und sie wird noch beträchtlich häufiger werden, je einsichtiger der Richter wird. In der Literatur aber weiss auch heute noch der Kadi Alles, er urtheilt darauf los, ohne zu ahnen, wo die Grenze seines Wissens ist. Das will ich zunächst zeigen, dass der Biograph Sachverständige nöthig hat. Es ist ein wahrer Jammer, wie in der Vergangenheit das kostbarste Material verschleudert worden ist. Wie sollen wir zu einer wahrhaften Kenntniss des Menschenwesens in seinen seltenen und werthvollen Formen gelangen, wenn nur Leute uns über die edlen Menschengestalten aus verlorener Form berichten, die trotz Gelehrsamkeit und guten Willens zur Beurtheilung des Menschen selbst nichts mitbringen als Routine und landläufige Meinungen, die oft gar nicht wissen, worauf es dem Sachverständigen ankommt, die „aus Zartgefühl“ oder aus anderen unangebrachten Gefühlen heraus Das vertuschen und verheimlichen, was ihnen als Fleck auf ihrem Helden erscheint, was in Wirklichkeit vielleicht mehr zu seiner Kenntniss bei-

trägt, als die Haupt- und Staatsactionen? Das Versäumte ist nicht nachzuholen, und so kommt es, dass wir über viele der hervorragendsten Menschen ganz im Dunkeln sind und nie in's Klare kommen werden, dass wir in anderen Fällen zwar auf Grund vereinzelter Mittheilungen Hypothesen aufstellen können, zu irgend welcher Sicherheit aber nie gelangen. Soll es in Zukunft besser werden, so muss der Hochmuth der Buchgelehrten gebeugt werden, muss ihr Pochen auf den gesunden Menschenverstand stille gemacht werden.

Wer ist nun der Sachverständige, den der Biograph am meisten braucht? Offenbar werden der Jurist, der Theolog, der Mann des Staates nur in verhältnissmässig seltenen Fällen Aufschlüsse geben können, um so mehr aber wird der Arzt berufen sein. Ich habe mich oft darüber gewundert, dass tüchtige Schriftsteller, sobald sie über etwas Medicinisches berichten, ganz blödsinniges Zeug zu Tage bringen. Hätten sie ihr Manuscript nur irgend einem Arzte vorgelegt, so wäre der Anstoss vermieden worden. Ich denke dabei besonders an Krankengeschichten in Romanen und dgl., es kommt aber auch in Biographieen allerhand Tolles vor. Wenn z. B. von einem Dichter, der an progressiver Paralyse gestorben ist, gesagt wird, die Gemüthsbewegungen hätten seinen Geist verdüstert, so steht einem ernsthaften Manne eine solche Roman-Phrase recht schlecht. Freilich ist es oft mit „irgend einem Arzte" nicht gethan, denn um die groben Krankheiten handelt es sich nur ausnahmeweise. Die wichtigste, immer wiederkehrende Frage ist die: Wie weit

reichte in dem Besprochenen das Pathologische, inwieweit sind auffallende Worte oder Thaten davon abhängig? Die allgemeine ärztliche Bildung aber ist nicht so beschaffen, dass der Arzt schlechtweg in psychologicis als Sachverständiger zu bezeichnen wäre. Ja, könnte einer einwenden, wenn es so ist, sollte man sich dann bei Fragen nach dem Seelischen nicht überhaupt besser an den Psychologen wenden, der doch, wie der Name sagt, der eigentliche Fachmann ist? Nein, denn der Gegenstand des Psychologen ist der Normalmensch, und auch dann, wenn der Psycholog geneigt wäre, über die Abweichungen von der Norm zu reden, könnte er es nicht, weil er in seiner Studirstube oder in seinem Laboratorium die nöthige Erfahrung nicht erwerben kann. So, wie die Dinge liegen, kann nur der Seelenarzt, d. h. der, der die Begutachtung seelischer Zustände zu seinem eigentlichen Berufe gemacht hat, der dem Biographen nöthige Sachverständige sein.

Aber gewiss, sagt der Biograph, sobald Geistesstörungen in Betracht kommen, werde ich nicht verfehlen, sachverständigen Rath einzuholen, indessen Geistesgesunden gegenüber halte ich mich denn doch für competent. Hic Rhodus! Wer sagt euch denn, ob ein Mensch geistesgesund ist? Das ist ja eben die alte Anmaassung, dass der gesunde Menschenverstand sich an die Stelle der im Berufe erworbenen Erfahrung setzen will, dass jeder „Gebildete“ sich herausnimmt, zu bestimmen, was noch normal sei. Gerade ebenso haben die Hexenrichter auch gedacht, die Kirchenleute,

die Hysterische zu Heiligen machten, der Reichstag, der den § 175 des D. Str.-G. gebilligt hat, u. s. w. u. s. w. In Wirklichkeit ist hier der Menschenverstand oder die Bildung blos ein anderer Ausdruck für Ignoranz, und der Kampf gegen die Unwissenheit der Gebildeten ist, wenn nicht die wichtigste, so doch die schwierigste Aufgabe der Seelenärzte. An ihm theilnehmen, auf einem besonderen Felde das Recht der Psychiatrie vertheidigen und ihr Reich ausdehnen, das will ich. Nicht um Kleinigkeiten oder Absonderlichkeiten handelt es sich, sondern um die wichtigsten Dinge, um Dinge, die tausendmal wichtiger sind, als die technischen „Errungenschaften", für die die Gebildeten sich Tag für Tag begeistern, oder als der politische Kram, der früh und abends ihre Speise ist. Die Fable convenue lautet: Entweder ist Einer gesund, oder er ist verrückt. Das Richtige heisst: Niemand ist gesund, in Jedem von uns ist Gesundes mit Krankhaftem gemischt, und je weiter Einer sich vom Durchschnitte entfernt, um so mehr entfernt er sich von der Normalität. In der Gerichtspraxis mag auf hundert Spitzbuben Einer kommen, bei dem die Frage nach dem Geisteszustande aufgeworfen wird. Richtig ist es nicht, aber die Zeit drängt, und die Bedürfnisse des Tages wollen ihr Recht. Bei der Biographie drängt die Zeit nicht, da handelt es sich nicht um animae viles, da darf jenes elende Entweder — Oder nicht gebraucht werden. Weil an jedem hervorragenden Menschen das Pathologische theilhat, darum ist bei jeder Biographie die Hilfe des Sachver-

ständigen nöthig: Man soll über Keinen urtheilen, ohne Grad und Richtung seiner Entartung bestimmt zu haben. Ich weiss, dass meine Worte den Leuten heute spanisch vorkommen, aber die Zukunft wird mir Recht geben, und ihr diene ich.

Wenn der sachverständige Arzt die Stellung einnehmen soll, die ich ihm zuweise, wenn seinem Gutachten die Grossen unterworfen sein sollen, so muss er sich in der rechten Weise vorbereiten. Bisher haben sich die Seelenärzte hauptsächlich durch zweierlei geschadet: durch voreilige Urtheile und durch Indifferenz. Wenn auf Grund ungenügender Unterlagen hin aphoristische Urtheile gefällt werden, die sich später als falsch oder schief erweisen, so leidet natürlich das Ansehen des Gutachters. Ich will hier keine Beispiele anführen, denn es ist allbekannt, wie sehr einzelne Aerzte der guten Sache dadurch geschadet haben, dass sie ungenügend begründete Urtheile (roher Weise sogar über Lebende) abgegeben, summarisch und liederlich Notizen zusammengestellt haben. Das andere Uebel ist das, dass sich allzuwenig Seelenärzte um die Seelen bekümmert haben. Meine Collegen werden es verstehen, wenn ich sage, dass die Seelenkunde (klinische Psychiatrie) bisher das Stiefkind der Seelenärzte gewesen ist. Gewiss verdient es Anerkennung, wenn die Strümpfe der Pflegebefohlenen gezählt werden und darüber Bericht erstattet wird, wenn für das Loos der Anstaltinsassen so gut wie möglich gesorgt wird, wenn Sectionen und anatomische Präparate, Messungen und chemische Prüfungen gemacht werden, aber alles das darf

nicht Alles sein, sondern das Wichtigste bleibt immer die Erkenntniss, wodurch und wie die seelische Thätigkeit verändert ist, auf welche Weise der krankhafte Zustand sich entwickelt und wie er endet. Das ist die Aufgabe der klinischen Psychiatrie, aber sie wird nicht vollständig erfüllt, wenn nur die groben Störungen, die nämlich, die die von ihnen Betroffenen aus der Gesellschaft ausschliessen, studirt werden. Neben die Psychiatrie des Irrenhauses muss die des gewöhnlichen Lebens treten, und in Wahrheit ist diese die Grundlage jener, denn sie lehrt die primären Abweichungen vom normalen Geisteszustande kennen, die angeborene Disharmonie, die die Entwickelung endogener Geistesstörungen erst möglich macht. Das Studium der Entartung ist der Kern der ärztlichen Seelenkunde, und ebenso wie das Leben in der Gesellschaft wichtiger ist als das Leben im Irrenhause, ebenso sind die leichten Formen der Entartung, die der Laie gar nicht zur Krankheit rechnet, wichtiger als die schweren, die mit einiger Sicherheit den Menschen unter Vormundschaft führen. Weder die Geschichte, noch das gegenwärtige Leben, weder die politische, noch die religiöse Entwickelung kann Einer wahrhaft verstehen, der die Lehre von der Entartung nicht begriffen hat. Will aber der Arzt, dem durch die Natur der Dinge hier das Führer-Amt zugewiesen wird, wirklich Führer zur Erkenntniss sein, so muss er seinen Blick hinauswenden aus der Krankenstube, muss aufhören, ein „Nur-Mediciner" zu sein, muss theilnehmen an den verschiedenen Formen geistigen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart.

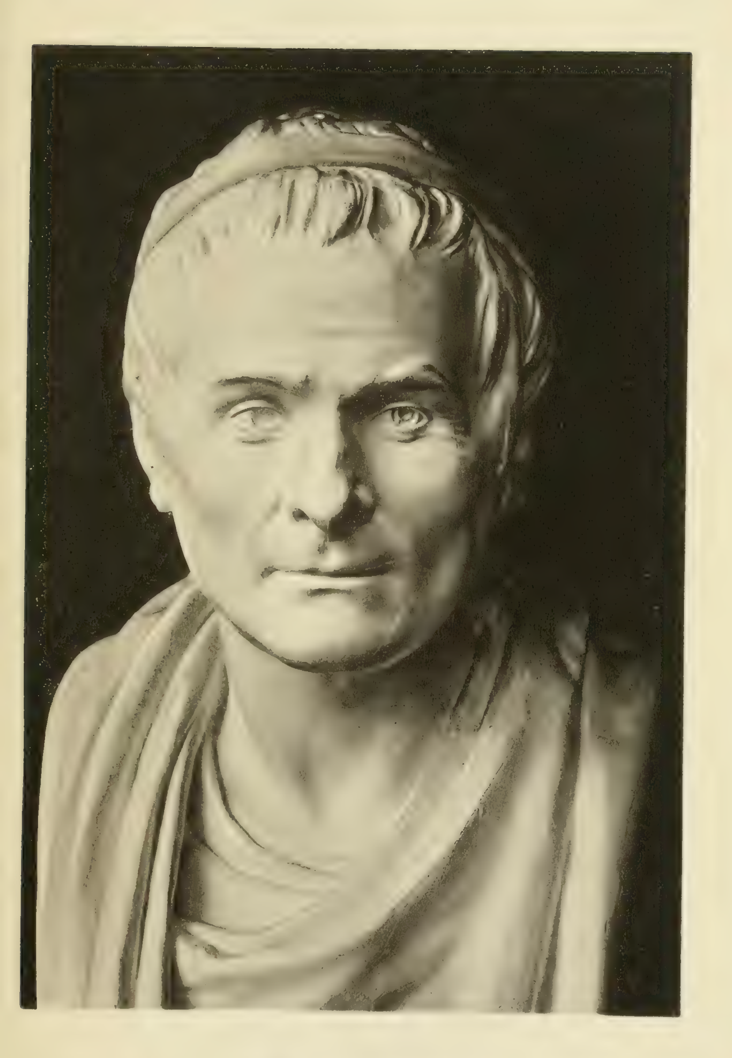
Natürlich kann das nicht Jeder, und Der, der es kann, wird nicht zugleich als Anatom oder Chemiker sich auszeichnen. Die Arbeit wächst immerzu, aber die Menschenkraft wächst nicht mit, und deshalb ist die fortschreitende Theilung der Arbeit unvermeidlich. Nun meine ich, dass Der, der die ärztliche Seelenkunde in meinem Sinne als sein Theil erwählt, nicht schlecht gewählt habe. Den Collegen zu zeigen, wie der Seelenarzt ernsthaft und gründlich sein Wissen für die Erkenntniss grosser Menschen verwerthen könne, das war mein anderer Zweck.

Meine Ziele habe ich genannt; jetzt muss ich noch hinzufügen, dass man nicht mehr als den guten Willen bei mir suchen möge. Ich weiss ganz gut, dass meine Arbeiten das nicht sind, was sie eigentlich sein sollen, dass sie ungleichmässig und unvollständig sind. Aber ich habe tastend meinen Weg gesucht, und möglicher Weise ist es besser so, als wenn ich als Fertiger nach einem im Voraus bestimmten Plane gearbeitet hätte. Kommt, ihr jungen Arbeiter, und macht es besser als ich. Ich wollte ja gern, dass Andere mich überträfen; dann würde vielleicht die stumpfe Gleichgiltigkeit weichen, die es mir so schwer gemacht hat. Als ob ich zu einer steinernen Wand spräche, ist es mir oft zu Muthe. Wohl klingen von da und von dort theilnehmende Stimmen zu mir, aber sie sind Stimmen in der Wüste, und rasch wird es wieder still. Schliesslich ist der Erfolg nicht meine Sache. Gefallen meine Arbeiten der Mehrzahl Derer nicht, denen ich sie zugedacht habe, — Tant pis pour vous.

I. Band

J. J. ROUSSEAU.





J. J. Rousseau



Vorwort zur neuen Ausgabe.

Als im J. 1889 mein Buch über Rousseau erschienen war, habe ich mich über seine Aufnahme bei den Kritikern nicht zu beklagen gehabt, im Gegentheile, sowohl in den medicinischen Zeitschriften wie in der sonstigen Literatur sind viele Besprechungen erschienen, die durchweg das Buch empfahlen, ja es oft ausserordentlich lobten. Ich erinnere z. B. an die Besprechungen von Kräpelin in Schmidt's Jahrbüchern und von Edinger in der Deutschen medicinischen Wochenschrift. Brunetière widmete meinem Buche einen langen geistvollen Aufsatz in der Revue des deux mondes und Lady Blennerhassett that Aehnliches in der Deutschen Rundschau. Nur über ein paar vorlaute Literaten hätte ich mich ärgern können, weil sie in ärztlichen Dingen es besser wissen wollten als ich, aber das ist nicht der Rede werth.

Anders als die Kritik verhielt sich das verehrte Publikum. Ein Beispiel: Der Verleger erzählte mir,

laut einem Privatbriefe habe mein Buch in Genf Aufsehen erregt, er habe sich daher erkundigt, wieviel Exemplare nach Genf gegangen seien, und es habe sich herausgestellt, dass dort drei, sage drei Exemplare verkauft worden seien. Damit junge Schriftsteller erfahren, wie es zugeht, und wie bedenklich es ist, wenn man sich nicht nach dem modernen Geschmacke erkundigt, will ich Einiges über das Schicksal meines Buches erzählen. Der Verleger, ein kluger Mann, hatte mit mir auf Theilung des Reingewinnes abgeschlossen. Die Zeit ging hin, und ich bekam keinerlei Nachricht; endlich, nach dreizehn Jahren fragte ich nach dem Unglücksbuche. Der Verleger antwortete nach einiger Zeit: Im J. 1897 seien 324 Exemplare maculirt worden und jetzt habe der Markthelfer in der Niederlage noch 188 Exemplare gefunden. Nun bat ich recht höflich, der Verleger möge doch so gut sein, mir eine Abrechnung zukommen zu lassen, ich hätte ja ein gewisses Interesse für das Ergehen meines Kindes. Der Verleger erwiderte, er habe über mein Buch bis zum J. 1896 in seinen Büchern Conto geführt. Bis dahin sei noch ein kleines Deficit von etwa 50 M. zu decken gewesen. Alsdann habe er das Buch in seinen Rechenbüchern nicht weiter geführt, weil der Absatz sehr gering war und der Ertrag die Vertrieb- und Lagerspesen kaum deckte. Eine Abrechnung mit mir habe deshalb nicht

stattfinden können. Ich schrieb wieder, das wäre ja betrübsam, ich bäte aber doch um Abrechnung. Nun kam sie. Es ergab sich, dass die Kosten der Herstellung (Auflage 810/800) 813 M. 42 Pfg. betragen hatten. Eine „Specification", um die ich gebeten hatte, war nicht möglich, weil „die Conten über Herstellung nicht länger als 10 Jahre aufbewahrt bleiben". Das Buch war mit 3 M. (Ladenpreis 4 M.) verkauft worden. Im J. 1889 waren 394 M. eingekommen, im J. 1890 262 M., in den folgenden sechs Jahren durchschnittlich 40 M. 50 Pfg., im Ganzen 899 M. Da zu den Kosten der Herstellung 59 M. 56 Pfg. für Inserate, 76 M. 82 Pfg. Spesen hinzukamen, die Auslagen also 949 M. 80 Pfg. betrugen, so blieb ein Deficit von 50 M. 80 Pfg. Jedoch bemerkte der Verleger brieflich, es seien seit der Verbannung des Buches auf die Niederlage noch 10 Exemplare verkauft worden. Demnach beträgt der Verlust des Buchhändlers nur 20 M. 80 Pfg., und da ich mir nachher noch ein Exemplar gekauft habe, nur 17 M. 80 Pfg. Wenn auch diese Summe nicht gross ist, so verdient der Verleger doch noch mehr Mitleid als ich. Denn ich habe zwar ein Jahr an dem Buche gearbeitet und für die zur Arbeit nöthigen Bücher etwa 100 M. ausgegeben, ohne etwas dafür zu bekommen, aber ich habe doch meinen Spass daran gehabt; der Verleger aber hat nichts als Mühe und Aerger gehabt.

Woran hängt der Misserfolg? Entweder ist das Buch schlecht, oder das Publikum ist schlecht. Dass das Buch schlecht sei, ist nach den Aussprüchen vieler vortrefflicher Kritiker nicht anzunehmen; ich glaube es übrigens selbst auch nicht. Und das Publikum? Es sind doch alles so nette Leute; aber sie haben einen Fehler, sie haben zu viel zu thun, sie müssen früh und abends Zeitungen lesen, sie müssen die „actuelle“ Literatur verfolgen, sie müssen in viele Vorträge, in Theater und Concert gehen, sie müssen die edle Geselligkeit im trauten Heim und in der trauten Kneipe pflegen, von allen den wichtigen „wirklichen“ Geschäften ganz zu schweigen. Und Rousseau ist so alt, schon über 100 Jahre todt — wir aber leben in der „Jetztzeit“ und können uns unmöglich um alle alten Geschichten kümmern.

Scherz bei Seite! Es ist eine Schande, dass sich unsere „Gebildeten“ nicht mehr für Rousseau interessiren. Rousseau ist nicht nur einer der grössten Schriftsteller aller Zeiten, nicht nur einer der wichtigsten „Macher“ der grossen Revolution, nicht nur ein Lehrer, dem die Staatswissenschaften, die Pädagogik, die Botanik sehr viel verdanken, sondern er ist auch im deutschen Geistesleben eine unvergessliche Macht gewesen. Ohne Rousseau's „Julia“ hätten wir „Werthers Leiden“ nicht, ohne Rousseau wäre Kant

nicht der, der er ist; Ströme lebendigen Wassers sind von ihm ausgegangen und von ihnen haben alle Die getrunken, denen wir den Aufschwung der deutschen Literatur verdanken. Einen solchen Mann schiebt man nicht bei Seite, er muss unserm Herzen immer theuer sein. Dass er französisch geschrieben hat, ist ganz gleichgiltig, denn die nationale Beschränktheit verhindert doch nicht, dass jedes französische Schmutz-Buch in ganz Deutschland eifrig gelesen wird. Und es ist eine Freude, Rousseau zu lesen. Besonders Den, der sich im neuen Reiche nicht sehr behaglich fühlt, weht es wie Heimathluft aus der Rousseau-Zeit an. Es mag ja sein, dass seitdem Manches besser geworden ist, aber Vieles ist auch recht abscheulich geworden, und spiritueller ist die Zeit sicher nicht geworden. Trotz nationaler Gesinnung und naturwissenschaftlicher Bildung sind die Leute weder feiner, noch klüger geworden, und wenn auch damals manche Thorheiten herrschten, so widerwärtig wie der moderne Unsinn waren sie nicht, ganz abgesehen davon, dass der ekelhafte „Jetztzeit"-Hochmuth noch nicht existirte. Die Musikfreunde sind so verständig, dass sie sich mehr und mehr wieder der alten Musik zuwenden, die Literaturfreunde aber erfreuen sich zum grössten Theile an ganz schrecklichem modernen Zeuge.

Ja, aber Rousseau's Charakter hatte doch arge

Flecken!? Es kann einen schon von vorn herein ärgern, wenn irgend so ein Federfuchser sich hinstellt, auf den grossen Mann herabsehen will und sagt, ich danke Dir Gott, dass ich nicht bin wie Dieser da. Wäre das hochmüthige Moralisiren schon einem Gesunden gegenüber unziemlich, so ist es vollends unerträglich, wenn man weiss, dass die Schwächen Rousseau's direct mit seiner Krankhaftigkeit zusammenhängen. Das klar zu machen, ist ein Hauptzweck meines Buches.

Jetzt biete ich mein Buch noch einmal an. Wollen die Leute nichts davon wissen, so ist es ihre Sache. Es ist wahr, ich möchte gelesen werden, wie jeder Schriftsteller es wünscht, aber im Uebrigen brauche ich niemand um etwas zu bitten, denn soviel Geld, wie ich bedarf, habe ich, und Stellen, Titel, Orden mag ich nicht. Es gehe denn, wie es will.

Leipzig, um Weihnachten 1902. M.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung.

Leider habe ich Jean-Jaques Rousseau erst spät kennen lernen. Als ich vor einigen Jahren mehrere Wochen am Genfer See zubrachte, las ich zum ersten Male Rousseau's „Bekenntnisse". Dieses wunderbare Buch ergriff mich mächtig. Wie Unzählige vor mir, entzückten auch mich der Zauber der Sprache, der Liebreiz der Schilderungen, die Feinheit der Seelenmalerei. Ich lernte den Verfasser ehren und lieben, und doch drängte sich mir, während ich die zweite Hälfte des Buches las, die Erkenntniss auf: Dieser Mann war geisteskrank. Als ich die Sache dann weiter verfolgte, die anderen Werke Rousseau's und einen Theil der Rousseau-Literatur durchlas, fand ich meine Diagnose vollständig bestätigt. Der geniale Rousseau, der grosse Philosoph und Dichter, war ein Mann, dessen Seele von jeher einen schlimmen Keim in sich trug, er hat Zeit seines Lebens krankhafte Züge gezeigt, und in den späteren Jahren hat jener Keim sich so kräftig entwickelt, dass zweifelloses Irresein mehr und mehr

zu Tage trat. In ärztlicher Redeweise: Rousseau war eine neuropathische Natur und litt in der zweiten Hälfte seines Lebens an der als combinatorischer Verfolgungswahn zu bezeichnenden Form der Paranoia. Sind schon im Allgemeinen Fälle von Paranoia, die in ihrem ganzen Verlaufe der Einsicht offen sind, nichts weniger als häufig, so kann, meines Wissens wenigstens, von den Fällen, in denen grosse Geister der Verrücktheit anheim fielen, keiner dem Falle Rousseau in Beziehung auf Vollständigkeit der Zeugnisse verglichen werden. Wir sind im Stande, Rousseau auf Grund seiner eigenen Schriften Schritt vor Schritt auf seinem Lebenswege zu begleiten. Rousseau, der eine im höchsten Grade subjective Natur war, hat jederzeit sein inneres Leben mit Vorliebe beobachtet und geschildert. Ganz besonders aber hat er während seiner Krankheit selbst in seinen „Gesprächen" und in andern Schriften ein so treues und so ausgeführtes Bild seines innern Zustandes gegeben, dass in der ganzen Literatur seines Gleichen nicht zu finden ist. Ausserdem sind wir verhältnissmässig reich an Zeugnissen der Zeitgenossen, und eine Reihe verdienstvoller Geschichtschreiber hat das ganze Material gesichtet und geordnet.

Diese Erwägungen erweckten mir den Gedanken, Rousseau's Krankheitgeschichte zu schreiben. Nicht als ob ich der Erste wäre, der Rousseau's Krankheit erkannt hat. Zwar ist diese vielfach übersehen worden. Seine Freunde haben ihn oft fast ebenso falsch beurtheilt wie seine Feinde. Aber schon von den Zeit-

genossen haben Einige den Sachverhalt ziemlich richtig aufgefasst und von den Biographen Rousseau's erkennen die Meisten die Thatsache des Verfolgungswahnes an. Es sind sogar mehrere Schriften erschienen, die sich ausschliesslich mit Rousseau's krankhaften Zuständen befassen. Immerhin scheint mir das, was ich vorgefunden habe, den zu erhebenden Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Weder ist die richtige Beurtheilung des Geisteszustandes Rousseau's eine allgemeine, noch haben Die, die den Wahn Rousseau's erwähnen, den Gegenstand in ausreichender Weise behandelt. Damit soll gegen Niemand ein Vorwurf ausgesprochen werden. Die Schriftsteller, die in Frage kommen, sind mit wenigen Ausnahmen nicht Aerzte. Es ist daher von ihnen eine eingehende Begutachtung krankhafter Seelenzustände weder zu verlangen, noch zu erwarten. Sodann aber ist man unter den Fachleuten selbst erst in der neuen Zeit zu einer richtigen Auffassung der Formen des Irreseins, zu denen Rousseau's Krankheit gehört, gelangt. Nun ist mir nicht bekannt, dass seitdem eine ärztliche Erörterung über Rousseau erschienen wäre. Kurz, es existirt eine wirkliche Krankheitgeschichte Rousseau's bisher nicht, und die Rücksicht auf das schon Geleistete hat mir weniger Bedenken verursacht, als zwei andere Umstände. Fehlte es den Biographen an ärztlicher Kenntniss, so kann man mir den Mangel historischen Wissens vorwerfen. Diesem Zweifel gegenüber habe ich mich dadurch beruhigt, dass ich mich weder für einen Rousseau-Kenner ausgeben, noch neue geschichtliche Daten vorbringen will.

Schwerer fiel der zweite Zweifel in's Gewicht. Es ist schwierig und nach mehreren Richtungen hin bedenklich, medicinische Fragen vor weiteren Kreisen zu erörtern, und andererseits dürfte es kaum gerathen sein, Rousseau's Krankheitgeschichte für ein ausschliesslich ärztliches Publikum zu schreiben, denn Rousseau's Andenken gehört allen Gebildeten und Alle dürfen beanspruchen, dass das, was über den grossen Mann geschrieben wird, ihnen zugänglich sei. Diese Schwierigkeit ist nicht zu beseitigen, doch habe ich mir gesagt: Die Aerzte werden es nicht übel nehmen, wenn sie manches lesen müssen, was ihnen selbstverständlich ist, und die Anderen werden sich bemühen, das, was ihnen als fremdartig erscheint, zu verstehen, und nöthigenfalls über einen Fachausdruck hinwegsehen.

Ueber die von mir benutzten Bücher will ich mir nur wenige Worte gestatten.

Zunächst ist mit Bedauern hervorzuheben, dass eine vollständige und brauchbare Ausgabe der Werke Rousseau's nicht vorhanden ist. Die einzige neue Ausgabe, die 1877 bei Hachette & Comp. in Paris erschien, ist zwar vollständig und billig, aber auf schlechtem Papiere so schlecht gedruckt, dass der sie Benutzende sein Augenlicht auf's Spiel setzt.

Die erste brauchbare Lebensbeschreibung Rousseau's ist im Jahre 1821 veröffentlicht worden: Histoire de la vie et des ouvrages de J.-J. R.; par V. D. Musset-

Pathay (2 vol. Paris. J. L. J. Brière). Von diesem Werke erschien 1827 eine neue Auflage in einem Bande, die zwar geschickter abgefasst, aber weniger vollständig und deshalb weniger verwendbar ist als die Ausgaben von 1821 und 1823.

Musset-Pathay's Buch ist reich an Stoff, doch wird der Verfasser, obwohl er eine Apologie zu schreiben beabsichtigte, Rousseau vielfach nicht gerecht. Dieser Umstand veranlasste Dr. G. H. Morin, als Vertheidiger Rousseau's aufzutreten und in einem durch Gründlichkeit und kritische Schärfe ausgezeichneten Werke die gegen Rousseau erhobenen Vorwürfe zu widerlegen (Essai sur la vie et le caractère de J.-J. R. Paris. 1851. Ledoyen). Morin war Arzt und sein Buch war mir deshalb besonders interessant. Doch ist es gerade im medicinischen Sinne sehr ungenügend. Vor Allem verkennt Morin durchaus den Umfang der wahnhaften Auffassung Rousseau's und lässt nur die handgreiflichsten Aeusserungen des Irrsinns als solche gelten. Mit guten Gründen weist Morin die von Musset-Pathay unterstützte Behauptung, Rousseau sei durch Selbstmord gestorben, zurück. Er vertritt in eingehender Erörterung die Annahme einer serösen Apoplexie als Todesursache, Ausführungen, die im Jahre 1851 vollkommen berechtigt waren, begreiflicherweise aber den heutigen Anschauungen nicht entsprechen.

Ausschliesslich vom Standpunkte des Chirurgen betrachtet Rousseau der bekannte L. A. Mercier (Explication de la maladie de J.-J. R. et de l'influence, qu'elle a eue sur son caractère et sur ses écrits. 2. éd. Paris.

1859. Le Normant). Er hat das Verdienst, zuerst die Natur des Blasenleidens Rousseau's richtig erkannt zu haben, irrt aber, wenn er alle krankhaften Erscheinungen in Rousseau's Persönlichkeit durch dieses Leiden erklären will.

Einen Versuch einer Krankheitgeschichte stellt die Schrift von Alfred Bougeault dar (Etude sur l'état mental de J.-J. R. et sa mort à Ermenonville. Paris. 1883. Plon et Cie.). Der Verfasser, der offenbar kein Arzt ist, trifft zwar im Allgemeinen das Richtige, doch übertreibt er oft und sieht da Krankheit, wo keine ist. Er beachtet nicht, dass die Bekenntnisse erst in der Krankheit geschrieben sind. Er ist ungerecht gegen Rousseau und bevorzugt die Aussagen seiner Gegner, besonders die Grimm's und der Frau Epinay. Er hält Rousseau's Selbstmord für ausgemacht. In dieser Hinsicht stützt er sich auf eine Arbeit des Dr. F. Dubois d'Amiens (Recherches sur le genre de mort de J.-J. R. Bull. de l'Acad. de Méd. XXXI. 1866), die mir nicht zugänglich gewesen ist. Das letztere gilt auch von: Achille Chereau, La vérité sur la mort de J.-J. R. (In 8⁰. 1866).

Abgesehen von den genannten vier Schriften habe ich in der französischen Literatur wenig Belehrung gefunden. Es scheint, dass auch in der Gegenwart das französische Urtheil über Rousseau vielfach schief und ungerecht ist. Selbst Die, die offenbar wohlwollend gesinnt sind, urtheilen oft so wie Rousseau's Feinde bei seinen Lebzeiten und in der ersten Zeit nach seinem Tode es gethan haben. Zum Beispiele dürfte dies von manchen Stellen des berühmt gewordenen Buches

von Saint-Marc Girardin gelten (J.-J. R., sa vie et ses ouvrages. Avec une introduction par M. E. Bersot. II Tomes. Paris. 1875. Charpentier et Cie). So zutreffend mir das Urtheil Girardin's über Rousseau's Werke oft zu sein scheint, so wenig Verständniss zeigt Girardin nach manchen Richtungen hin für den Menschen Rousseau. Auch bei ihm erscheint Rousseau als misstrauischer, eitler, undankbarer Mensch. Die krankhafte Natur vieler Aeusserungen Rousseau's wird ganz verkannt. Der eigentliche Grund dafür, dass die Franzosen, früher wie jetzt, mit Abneigung von Rousseau reden, in zweifelhaften Fällen das Unrecht immer auf seiner Seite suchen, dürfte der sein, dass Rousseau mit den Leuten in Streit lebte, die den Franzosen als die Geisteshelden ihres Volkes im 18. Jahrhundert gelten. Gerade in Rousseau's Leben tritt die kalte Herzlosigkeit, die niedrige Gesinnung jener liberalen „Philosophen" unverhüllt zu Tage — und das ist unverzeihlich.

Weitaus das reichhaltigste von allen Werken über Rousseau ist F. Brockerhoff's Biographie (J. J. R. Sein Leben und seine Werke. 3 Bände. Leipzig. 1863 bis 1874. O. Wigand). Dieses vortreffliche Buch hat mir wesentliche Dienste geleistet und ich habe ihm manche Angaben, deren Quelle mir nicht zu Gebote stand, entnommen. Sein Umfang und eine gewisse Breite der Darstellung haben ihm wohl zum Nachtheile gereicht. Rousseau's krankhaften Zuständen gegenüber zeigt der Verfasser eine Unsicherheit des Urtheils, die ihm als Laien nicht verargt werden darf.

Von anderen deutschen Rousseau-Schriften will ich nur eine erwähnen, da ich sie mehrfach benutzt habe: Albert Jansen, J. J. R. als Botaniker (Berlin. 1885. G. Reimer). Hier verspricht der Titel weniger, als das Buch bietet. Jansen bemerkt selbst im Eingange, dass er eigentlich Rousseau's Leben von 1764 bis 1778 schildert. Er thut es in ebenso anziehender wie gründlicher und gelehrter Art. Besonders hervorzuheben ist, dass Jansen über Rousseau's Geisteskrankheit in durchaus zutreffender Weise urtheilt.

Soweit hatte ich 1889 geschrieben. Merkwürdigerweise ist bald nach dem meinen ein zweites Buch über Rousseau's Krankheit erschienen: La Folie de J.-J. R.; par le Dr. Chatelain. Neuchatel. 1890 (gr. 8°. 235 p.). Chatelain kommt im Ganzen zu denselben Ergebnissen wie ich, nur hat er für seine Darstellung eine andere Form gewählt, denn er schildert in einzelnen Capiteln die körperliche Gesundheit, den Charakter, die Erziehung, den Verfolgungswahn, dessen Ursache, dessen Ausdruck in Handlungen und Schriften, schliesslich den Tod Rousseau's. Chatelain stimmt mit mir auch darin überein, dass er dem unglücklichen Dichter Gerechtigkeit zu Theil werden lässt und herzlich für ihn empfindet. Gegen Chatelain muss ich zweierlei hervorheben. Er erwähnt die geschlechtlichen Verhältnisse Rousseau's gar nicht und meint, ich hätte durch deren Besprechung mein

Buch illisible pour beaucoup gemacht. Aber es bilden die geschlechtlichen Abweichungen einen so wichtigen Zug im Bilde des Entarteten, dass man sie nicht bei Seite lassen darf. Wem es nicht passt, der möge in illustrirten Familienblättern lesen.*) Ferner bestreite ich,

---

*) Praktischer freilich wäre es gewesen, ich hätte es wie Chatelain gemacht. Das geht auch aus folgenden Briefstellen einer geistreichen Frau hervor: „Soeben habe ich Ihren Rousseau vollendet und noch ganz unter dem Eindrucke des Gelesenen fühle ich mich gezwungen, Ihnen meine Bewunderung des schönen Buches und meinen nochmaligen Dank auszusprechen. Die Reinheit des Stiles, mehr noch die ruhige Sicherheit, mit der Sie den Leser von Etappe zu Etappe vorwärtsführen, ihn zum Selbstdenken und gleichzeitig zur Anerkennung Ihrer Schlussfolgerungen zwingen, dann die tiefinnerliche Wärme, die trotz aller Objectivität des Urtheils sich doch ständig bemerkbar macht bei der Darlegung des grausamen Schicksals, das auf dem unglückseligen Manne lastete und auch den Leser in den Bann des Mitgefühls zieht — derartiges gelingt selten.

Trotz meiner Freude an Ihrem Werke kann ich mir immerhin erklären, warum es kein Glück im grossen Leserkreise gehabt hat. Erstens liegt Rousseau dem Publikum der letzten Jahrzehnte nicht mehr genug am Herzen, um mit seiner Krankengeschichte im Voraus auf Theilnahme rechnen zu können — das ist wohl das ausschlaggebende Moment — ein zweites und ein recht wichtiges noch, kommt jedoch hinzu. Es wird sehr viele Leser, speciell Leserinnen geben, die von Rousseau nur die „Nouvelle Heloïse“ kennen und danach den Verfasser für einen schwärmerischen Uebermenschen halten. Von seiner Krankengeschichte etwas zu erfahren, wäre ihnen wohl genehm, aber sie werden auch dabei immer an etwas Aetherisches, poetisch Schwermüthiges oder so was Aehnliches denken — und nun leiten Sie Ihr Buch mit den sehr drastischen und detaillirten Schilderungen der Jugendsünden des Dichters ein. Das muss nicht nur befremdend, sondern direct abstossend berühren. Nun

dass Rousseau, wie Chatelain will, hallucinirt habe. Nichts, gar nichts (auch der angebliche Ausruf Hume's nicht) spricht für Chatelain's Annahme, und es ist bekannt, dass das Ausbleiben wirklicher Sinnestäuschungen gerade für die Art der Paranoia, an der Rousseau litt, charakteristisch ist.

Einen wahren Schmäh-Artikel gegen Rousseau hat Albert Regnard geschrieben (Génie et folie. Annales médicopsychol. 8. S. IX. p. 385. 1899). Dieser Mann, ein wüthender Atheist und Revolutionär, nennt meine Haltung „entièrement Roussienne et antiphilosophique". Die seinige aber ist eines Arztes unwürdig, und es ist schmählich, dass ein Arzt einen Kranken mit wüsten Schimpfreden verfolgt, weil der Geisteskranke andere philosophische Anschauungen hat als er.

Recht wunderlich ist die Auffassung von G. J. M. Sibiril (Histoire médicale de J.-J. Rousseau. Thèse de Bordeaux, 1900. 161 p.). Ich würde sie nicht besonders erwähnen, wenn Sibiril sich nicht auf Régis bezöge als

---

werden Sie vielleicht sagen „für Frauenzimmer sei das Buch nicht geschrieben" — aber Sie wissen's ja selbst und ich will Ihnen gerne zustimmen, zum Schaden unserer Literatur geben die Damen den Ton an in unserer Literatur. Und darum bin ich überzeugt, dass Ihr Rousseau sehr viel häufiger noch vor der 7. Seite in den Winkel geworfen, als nach der letzten sorgfältig im Bücherschrank verwahrt worden ist. Ich bin nicht prüde, darf's schon nicht sein, aber das muss auch ich sagen, da Sie, bester Doktor, Ihr Werk nun einmal nicht rein wissenschaftlich behandelt, es für einen grösseren Leserkreis berechnet haben, war's wohl im Interesse des Ganzen besser gethan, Sie wären im Anfang etwas weniger — Simplicissimus gewesen."

seinen Lehrer und seine Autorität. Es ist betrübend, dass ein Mann wie Régis Ansichten fördern kann wie die von Sibiril dargelegten. Die Krankheit Rousseau's sei „Neurasthenie mit Arteriosclerose" gewesen, er habe zwar allerhand Wahnvorstellungen gehabt, aber er sei trotzdem nicht geisteskrank gewesen. Darin steckt eine Confusion, die mich schaudern lässt. Hole der Teufel die greuliche „Neurasthenie"! Nichts, gar nichts beweist, dass Rousseau, abgesehen von den letzten Lebensjahren, an Arteriosclerose gelitten habe; aber es versteht sich von selbst, dass der Mensch biologisch sich nicht zerlegen lässt, wie die Anatomen es machen, dass bei einem Entarteten auch Herz und Arterien anders sind und anders reagiren, als beim Gesunden. Der Histologe soll die Klinik nicht beherrschen, denn die anatomische Eintheilung der Krankheiten macht dumm. Rousseau war vom Mutterleibe an ein krankhafter Mensch und auf dem Grunde seiner angeborenen Krankhaftigkeit erwuchsen alle seine körperlichen und geistigen Sonderbarkeiten, bis schliesslich die Paranoia alles beherrschte. Wenn Jemand nach meiner Darlegung an der Existenz einer echten Paranoia bei Rousseau zweifelt, so streite ich nicht mehr mit ihm. Ich bin überzeugt, dass Régis von Sibiril falsch verstanden worden ist, denn es ist gar nicht denkbar, dass Régis selbst so verworrene Vorstellungen habe, wie die auf den Seiten 160 und 161 von Sibiril ausgesprochenen. Leider habe ich die Aufsätze von Régis, auf die sich Sibiril bezieht, nicht lesen können; auch das „Cabinet secret de l'histoire" von Cabanès ist mir nicht bekannt.

Neuerdings hat wieder Einer, der die Welt vom Standpunkte der Harnwerkzeuge aus betrachtet, behauptet, Rousseau's Blasenleiden mache den ganzen Menschen verständlich (Colombani, J.-J. R., psychopathe urinaire. Revue de Psych. No. 8. 1901). Es ist schwer, solche falsche Denkweisen todtzumachen.

Regnard nennt übrigens noch einige Schriften, die mir bisher nicht zu Gesicht gekommen sind: J. Hildebrand, J. J. R. vom Standpunkte der Psychiatrie. Berlin, Gärtner. 1884. A. Binet, Etudes de Psychologie expérim. III. Paris, Doin. 1888. H. Beaudouin, La vie et les oeuvres de J.-J. R. Paris. 2 vol. 1891.

Aus den neueren nichtmedicinischen Schriften über Rousseau ist mir, soweit wie ich sie gelesen habe, kein Gewinn erwachsen.

Nur noch ein paar Worte zur Sache. Wenn auch die deutschen und die schweizerischen Urtheile über Rousseau im Allgemeinen gerechter sind als die französischen, so sind sie doch vielfach deshalb schief, weil die Beurtheiler nicht den richtigen Standpunkt einnehmen; weil ihnen die Kenntnisse fehlen, die zum Verständnisse Rousseau's nöthig sind. Alle „Constructionen" des Charakters von psychologischen Standpunkten aus, alle psychologischen Motivirungen der Schicksale und Entschliessungen sind werthlos, denn die Literatur-Kenntniss und die Psychologie befähigen nie und nimmermehr zum Verständnisse des Pathologischen. Alles Sperren hilft da nichts; entweder muss der Literatur-

historiker sich die nöthigen positiven Kenntnisse zu verschaffen suchen, oder er muss dem sachverständigen Arzte das erste Wort lassen. Neuerdings hat man, besonders von Genf aus, viel Gewicht auf Archiv-Forschungen gelegt. Ich verkenne den Werth solcher Feststellungen nicht, aber das Ergebniss ist doch recht gering, und im Lichte der psychiatrischen Erkenntniss verlieren viele der Correcturen ihre Bedeutung, da Einzelheiten, die für den Gesunden wichtig sein mögen, oft ganz gleichgiltig werden, sobald die Geisteskrankheit des Betroffenen festgestellt ist. Auf jeden Fall ist die sachverständige Beurtheilung des Ganzen das Erste, die historische Genauigkeit kommt erst nachher.

Die Meisten kommen zu Rousseau's Person dadurch, dass sie „die Bekenntnisse" lesen. Diese aber werden einzig und allein dann verständlich, wenn man ihren Zweck kennt. Die Bekenntnisse sind die Vertheidigungsschrift eines Geisteskranken. Als Rousseau sie niederschrieb, litt er an Paranoia und er wollte durch unbedingt wahrhafte Darstellung seiner Person und seiner Lebensgeschichte die Vorwürfe widerlegen, die nach seinem Wahne gegen ihn erhoben wurden. Er war der Ueberzeugung, dass seine Verfolger die niederträchtigsten Schmähungen über ihn verbreiteten, dass das „Complot" dahin zielte, ihn der Welt als einen abscheulichen Verbrecher, als den Auswurf des menschlichen Geschlechtes darzustellen. Deshalb beschloss er, Alles zu sagen, selbst den Schleier von alledem wegzuziehen, was an ihm tadelnswerth sein mochte, andererseits aber ungescheut das Gute an ihm zu schildern und die Feindseligkeit

seiner sogenannten Freunde zu offenbaren. Nichts ist verkehrter, als in den Bekenntnissen eine gewöhnliche Biographie zu sehen; Process-Acten sollen sie sein und nie verliert Rousseau sein Ziel, immer schreibt er als Angeklagter, immer hat er das Complot vor Augen, die schauderhaften Anklagen, die, wie er glaubte, von aller Welt für wahr gehalten wurden.

Die Paranoia ist eine endogene Krankheit, man bekommt sie nicht von aussen her, wie man eine Lungenentzündung bekommt, nur der kann ihr verfallen, der die Anlage zu ihr mit auf die Welt gebracht hat; sie wächst aus dem Inneren des Menschen heraus; der Mensch erkrankt an Paranoia, weil er der ist, der er ist. Es ist Unsinn, zu glauben, ein von vornherein wirklich gesunder Mensch könne ein Paranoiakranker werden, vielmehr ist ein solcher pathologisch vom Mutterleibe an und längst, ehe Wahnvorstellungen auftreten, wird er anders reagiren als andere Menschen, ja schon als Kind wird er Abweichungen vom Normalen zeigen. Mit anderen Worten, die Paranoia ist ein Ausdruck der ererbten Entartung und der, der später paranoisch wird, ist von Anfang an ein Entarteter, ein von der Regel, der Norm Gewichener. Dies muss bei der Beurtheilung Rousseau's durchaus festgehalten werden, und andererseits muss man nicht nur den Wahnvorstellungen gegenüber, sondern überhaupt dessen eingedenk sein, dass die krankhaften Seelenzustände nicht psychologisch zu verstehen sind, und dass äussere Einwirkungen nie einen zureichenden Erklärungsgrund bilden. Aus der Tiefe des Unbewussten steigen die krankhaften Ge-

fühle, die wunderlichen Zu- und Abneigungen, die falschen Vorstellungen hervor; hier hilft kein Raisonnement, die Erfahrung des Arztes allein kann ihre Bedeutung verstehen lassen. Aeussere Umstände, besondere Erfahrungen können die krankhafte Reaction abändern, das Nebensächliche bestimmen, aber sie sind nie die wesentlichen Bedingungen. Nur wer dies alles begriffen hat, kann einen Menschen, wie Rousseau einer war, annähernd gerecht beurtheilen und nur unter diesen Voraussetzungen kann man die Bekenntnisse Rousseau's recht verstehen.

Noch folgendes ist vorauszuschicken. Man hat oft an der Wahrheitliebe Rousseau's gezweifelt. Die historische Prüfung aber, die Vergleichung der Bekenntnisse mit Briefen und Urkunden hat zur Genüge bewiesen, dass da, wo ein Urtheil möglich ist, Rousseau fast immer die Wahrheit sagt, dass das Falsche auf Gedächtnissfehler zurückzuführen ist, und dass Rousseau sich nur über Nebenumstände geirrt hat. Der Sachverständige konnte dieses Ergebniss voraussehen, denn nicht nur trägt die Darstellung Rousseau's unverkennbar den Stempel der Wahrhaftigkeit, unverkennbar wenigstens für Jeden, der über solche Dinge ein Urtheil hat und nicht gegen Rousseau voreingenommen ist, sondern die Absicht der Bekenntnisse lässt auch die Aufrichtigkeit des Schreibenden als höchst wahrscheinlich annehmen. Gegenüber den entsetzlichen Anschuldigungen, die nach der Meinung Rousseau's über ihn verbreitet wurden, mussten ihm seine wirklichen Schwächen und Fehler als Nichtse erscheinen. Es ist durchaus be-

greiflich, dass Rousseau auf sie geradezu mit Freude hinweist, sie unterstreicht, und bei ihrer Schilderung wohl auch ein Bischen übertreibt, denn es musste ihm die grösste Genugthuung gewähren, alles heraus sagen zu können und doch sich sagen zu dürfen, mein wirkliches Ich ist ein Engel gegen den greulichen Unhold, als den meine Verfolger mich schildern. Weder von Lüge, noch von Schamlosigkeit kann die Rede sein. Der gequälte und geängstigte Kranke wirft vielmehr sozusagen den eingebildeten Verfolgern seine Fehltritte als Beute hin: Da nehmt und zeigt es der Welt, alle meine wirkliche Schlechtigkeit ist nichts gegen euere Verleumdungen. Ferner war Rousseau von der Macht seiner Feinde, davon, dass das Complot im Stande wäre, alles aufzufinden, jeden Fehler zu entdecken, fest überzeugt. Er musste sich sagen, lässt du dir falsche Aussagen zu Schulden kommen, so werden die Verfolger es unfehlbar herausbringen, so werden sie deine Lügen triumphirend der Welt vorzeigen und rufen, seht, so lügt der Mensch. Rousseau sagte sich, allein mit der Wahrheit kannst du schliesslich durchkommen, jedes Falsum ist Wasser auf die Mühle deiner Feinde, denn sie, die alles erfahren, würden auch dies erfahren. Also, an der Wahrhaftigkeit der Bekenntnisse ist weder a posteriori noch a priori zu zweifeln. Dagegen darf man ein Anderes nicht ausser Acht lassen. Rousseau's übermässig reizbare Natur drängte ihn zum Gebrauche von Superlativen. Die Neigung zum Aufsetzen greller Farben war offenbar von Anfang an vorhanden, sie nahm aber zu mit der krankhaften Aufregung

Rousseau's durch seine Paranoia-Gedanken. Jeder Paranoia-Kranke wird zu bestimmten Uebertreibungen geführt. Weiter und weiter dehnt sich ihm der Kreis der Verfolger aus, bis schliesslich alles, was geschieht, mit Beziehung auf ihn, gegen ihn geschieht. Das krankhafte Denken zwingt den Leidenden, alles auf seine Person zu beziehen, sich zum Mittelpunkte alles Geschehens zu machen. Im Anfange erstaunt er selbst darüber, wie es komme, dass alle die Anderen, ja auch die Grossen und Mächtigen gegen ihn intriguiren, ihn beobachten, auf die geringste seiner Handlungen achten, dass die Zeitungen, die Prediger, die Schauspieler, die Redner im Parlamente ihn meinen u. s. w. Aber allmählich gewöhnt er sich daran, und in gleichem Maasse wächst der Glaube an die Bedeutung der eigenen Person, da doch das Ganze nicht verständlich wäre, wenn ihm nicht ein geheimnissvoller Werth, unvergleichliche Wichtigkeit zukäme. Diese paranoische Auffassung ist in Rousseau's Bekenntnissen zwar nur angedeutet, immerhin aber liegt sie zu Grunde, und sie erklärt manches Verwunderliche, so die wiederholte Hinweisung darauf, er sei anders als alle anderen Menschen, und die anderen Stellen, die eine moralisirende Betrachtung veranlasst haben, Rousseau des Hochmuthes anzuklagen. Immer, auch da, wo das paranoische Element fehlt, behalten Rousseau's Schilderungen etwas Superlativisches. Besonders dann, wenn er von seinen Leidenschaften und Leiden spricht, gebraucht er gern die stärksten Ausdrücke. Nach den Schilderungen seiner krankhaften

Zustände wundert man sich, dass er überhaupt noch ein Glied rühren kann; eben noch hat er sich todkrank gemalt und unmittelbar darauf berichtet er von Leistungen, die jedem Gesunden Ehre machen würden. Erregbarkeit und Hypochondrie hier, paranoische Auffassung dort geben dem Ganzen eine eigenthümliche Färbung, und der Leser der Bekenntnisse muss wissen, wie diese zu Stande gekommen ist. —

I.

Ueber Rousseau's Eltern haben wir fast nur von Rousseau selbst Nachrichten. Rousseau's Mutter war die Tochter eines Pfarrers*), sie war klug und schön und hatte, da ihr Vater sie abgöttisch liebte, eine sorgfältige Erziehung genossen, sodass sie zeichnete, musicirte, belesen war und Verse machte. Es bestätigt sich somit an Rousseau in gewissem Sinne die Erfahrung, dass geistig hervorragende Männer die Söhne kluger Frauen sind, dass nach Schopenhauer's Ausdruck „der Intellect" des Mannes von der Mutter ererbt wird. Ueber krankhafte Zustände in der mütterlichen Familie ist nichts bekannt. Dagegen dürfte in der Familie des Vaters eine Anlage zu Krankheiten des Gehirns vorhanden gewesen sein. Dafür scheint eine Erzählung zu sprechen, die Musset-Pathay nach Corancez mitgetheilt hat. Laut Corancez nämlich kam bald nach Rousseau's Tode ein Verwandter, der bis dahin in Persien gelebt hatte, nach Paris. Er war ein geistreicher Mann und besass grosse Sprachkenntnisse. Auffallend war seine Aehnlichkeit mit Jean-Jaques. Er blieb einige Zeit in Paris und wurde dann mit einem

*) Nach Gaberel war sie nicht die Tochter, sondern die Nichte eines Pfarrers. Rousseau wäre dann falsch berichtet gewesen.

Auftrage der Regierung wieder nach Persien gesandt. Er reiste mit seiner Frau in einem mit sechs Pferden bespannten Postwagen ab. Als sie bei hellem Tage in den Wald von Fontainebleau gekommen waren, befahl der Reisende dem Postillon anzuhalten und wandte sich, als der Postillon ihn nicht hörte, an die Vorübergehenden. Der Wagen wurde angehalten, und nun beklagte sich der Reisende laut schreiend über den Postillon, er sei im Einverständnisse mit Räubern und wolle ihn im Walde ermorden. Man machte ihn darauf aufmerksam, dass der Postillon ja in ganz richtiger Weise auf der grossen Strasse fahre. „Seht ihr denn nicht, erwiderte er, dass er mich schon vom Wege abgebracht hat, und dass er mich erwürgen lassen will?“ Es war nicht möglich, ihm Vernunft beizubringen, und er wurde nach Paris zurückgeführt, von wo aus er später von Neuem nach Persien, aber ohne Mission der Regierung, abreiste.

Dieser Rousseau war nach Musset Ander-Geschwisterkind mit Jean-Jaques, d. h. ihre Väter waren die Söhne von Brüdern. Es ist ersichtlich, dass aus jenem Anfalle von Verwirrung keine weitgehenden Schlüsse gezogen werden können, da über sonstige Störungen, etwaigen Alkoholmissbrauch u. dergl. nichts berichtet wird. Musset selbst meint, dass der persische Rousseau doch im Uebrigen geordnet gewesen sein müsse, da er 1781 französischer Consul zu Bassora war und als Generalconsul 1808 zu Bagdad starb. E. Ritter hat gesagt, in Rousseau's Familie sei die moralische Atmosphäre nicht gut gewesen, Rousseau

habe des origines un peu troubles et limoneuses. Diesen harten Ausspruch begründet er damit, dass nach den Acten Onkel und Tante Bernard (von denen allerdings auch Rousseau keine sehr anziehende Schilderung entwirft) schon vor der Hochzeit ehelich verkehrt haben, dass Rousseau's Vater einmal wegen nächtlichen Strassenspektakels mit einer Ordnungstrafe belegt worden ist, dass die Tanten Rousseau's vom Consistorium getadelt worden sind, weil sie Sonntags Karten gespielt haben! Das ist denn doch eine etwas wunderliche Beweisführung. Wie bedenklich müsste es danach um viele Familien aussehen, wenn die Studentenstreiche der Väter herauskämen. Dass seine Familie heiter und lebenslustig war, das betont Rousseau selbst, und es ist sehr begreiflich, dass unter dem drakonischen Regimente der Genfer Geistlichkeit ein lebenslustiger Mensch in die Acten kommen konnte. Also damit ist es nichts.

Freilich scheint Rousseau's Vater nicht eine Natur mit stabilem Gleichgewichte gewesen zu sein. Rousseau spricht von ihm mit grosser Zärtlichkeit und man muss wohl annehmen, dass die kindliche Liebe einen verschönernden und verhüllenden Einfluss ausgeübt habe. Wir erfahren, dass Vater Rousseau ein tüchtiger Uhrmacher gewesen ist, dass er aber in seinem Gewerbe nicht aufging, sondern idealen Interessen zugewandt war. Er betheiligte sich mit Lebhaftigkeit an dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt Genf und war von Patriotismus erfüllt. Auf seinem Arbeittische lagen die Schriften von Plutarch, Tacitus und Hugo Grotius. Er

war, wie wir sehen werden, ein geradezu stürmischer Leser. Rousseau rühmt vor Allem sein zärtliches Herz und seinen rechtschaffenen Sinn. Dabei aber bestanden Heftigkeit und ein gewisser Leichtsinn. Vater Rousseau liebte die Gesellschaft und den Wein in beträchtlichem Grade und trotz überströmender Zärtlichkeit sorgte er wenigstens in den späteren Jahren durchaus nicht mit thatkräftiger Liebe für seinen Sohn. Vielleicht war der Alkoholismus des Vaters Rousseau von schlimmer Bedeutung für die Nachkommenschaft, obwohl er durchaus nicht ein „Trinker" im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen zu sein scheint.

Die Vereinigung der Eltern Rousseau's war der Abschluss einer langen und trotz mancher Hindernisse beständigen Jugendliebe. Nachdem die Frau einen Sohn geboren hatte, ging wunderlicher Weise der junge Vater Rousseau als Serail-Uhrmacher nach Konstantinopel und blieb daselbst 7 Jahre, bis ihn die Frau zurückrief, weil sie sich durch Verehrer bedrängt fühlte. Er liess Alles im Stiche und kam zurück. Ich ward, sagt Rousseau, die traurige Frucht dieser Rückkunft. Zehn Monate nach ihr ward Rousseau (am 28. Juni 1712) geboren und die Mutter starb bei der Geburt. Mit Recht bezeichnet Rousseau diesen Tod als sein erstes Missgeschick: gerade für ihn, den Weichmüthigen und Leidenschaftlichen, war die Entbehrung mütterlicher Sorge besonders nachtheilig. Das Kind scheint asphyktisch gewesen zu sein. „Ich kam fast todt zur Welt: man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten." In die Pflege des Kindes theilten sich eine Schwester des Vaters

und die Amme. Von der Sorgfalt, Tüchtigkeit und Zärtlichkeit dieser Beiden spricht Rousseau mit der grössten Anerkennung. Abgesehen von der anfänglichen Schwächlichkeit scheint Rousseau ein gesundes Kind gewesen zu sein. Von Kinderkrankheiten wird gar nichts erwähnt. Jedoch brachte Rousseau einen Bildungsfehler der Blase mit zur Welt, der ihm fast während des ganzen Lebens schwere Leiden verursachte und auf den wir später zurückkommen müssen. Ob er als Degenerationzeichen zu betrachten sei, bleibe dahingestellt. Ausserdem war ein mässiger Grad von Hypospadie vorhanden, ein Zeichen von eigenthümlicher Bedeutung. Andere grobe Degenerationzeichen (körperliche Missbildungen, die auf eine krankhafte Anlage des Nervensystems erfahrungsgemäss schliessen lassen) scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Vielmehr war Rousseau nach seinen eigenen und der Zeitgenossen Angaben sowohl wie nach den erhaltenen Abbildungen im Allgemeinen wohlgebildet. Er besass besonders eine schöngewölbte Stirn, einen zierlichen Mund, kleine, etwas tiefliegende, feurige Augen, eine sehr angenehme Stimme, dunkles Haar und, wie mit Rücksicht auf die damalige Tracht hervorgehoben wird, „ein gefälliges Bein". Er war schlank gewachsen und erreichte nur mittlere Höhe. Wiederholt jedoch bemerkt Rousseau, dass er kurzsichtig gewesen sei. Bemerkenswerth ist, dass er, nach seiner Angabe, schon im 16. Jahre den Mund voll schlechter Zähne hatte. Frühzeitiger Zerfall der Zähne ist bei nervösen Menschen überaus häufig.

Die ersten acht Lebensjahre brachte Rousseau im väterlichen Hause zu. Ausser ihm war noch ein um sieben Jahre älterer Bruder vorhanden. Rousseau sagt, dass sein Vater aus Liebe zu ihm den älteren Bruder vernachlässigt habe, und dass dieser in Folge davon liederlich geworden sei. Er sei dann davongelaufen und gänzlich verschollen. Ohne zu verkennen, dass auch in gesunden Familien missrathene Söhne vorkommen, wird Der, der weiss, wie oft Liederlichkeit und Landstreicherthum Ausdruck angeborenen Schwachsinnes sind, geneigt sein, den verkommenen älteren Rousseau für eine nach anderer Richtung hin als Jean-Jacques krankhafte Natur zu halten. Rousseau selbst war ein stilles, sanftes Kind. Als einzigen dummen Streich meldet er, dass er einmal in den Kochtopf einer Nachbarin gepisst habe. Das ist die zwar nicht gerade empfehlenswerthe, aber sicher harmlose Neckerei eines Kindes, die auf der Association Topf-Topf beruht. Ausdrücklich hebt Rousseau hervor, dass er nie ein Thier gequält habe. Der Knabe lebte sehr zurückgezogen, durfte nicht allein auf die Strasse gehen und kam mit Rauhem oder Rohem nicht in Berührung. „Ich weiss nicht, was ich bis in mein fünftes oder sechstes Jahr that. Ich weiss nicht, wie ich lesen lernte; ich erinnere mich nur dessen, was ich zuerst las, und welchen Eindruck es auf mich machte. . . Von meiner Mutter hatten wir Romane geerbt: die lasen wir nach dem Abendessen mit einander, mein Vater und ich. Es handelte sich anfangs nur darum, mich an unterhaltenden Büchern im Lesen zu üben, bald aber wurde unsere

Theilnahme so rege, dass wir, ohne abzusetzen, einer um den andern lasen, und dass uns die Nächte unter dieser Beschäftigung hingingen. Wir konnten niemals aufhören, ehe wir nicht den Band zu Ende gebracht hatten. Manchmal sagte mein Vater, wenn er morgens die Schwalben hörte, ganz beschämt: Komm zu Bette, ich bin mehr Kind als du". Gewiss, ein recht unverständiges Betragen auf der einen und eine ganz wunderbare Frühreife auf der anderen Seite! Man erstaunt noch mehr, wenn man von dem Inhalte der Bücher hört. Den Anfang machten Romane. Rousseau hebt hervor, dass er dabei in Gefühlen schwelgte, die ihm eigentlich ganz unverständlich waren, dass er über die eingebildeten Unglücksfälle seiner Helden mehr Thränen vergoss, als er über die eigenen später geweint habe, und er glaubt, dass er sich in dieser Kinderzeit romanhafte Auffassungen angeeignet habe, von denen ihn später die Erfahrung nie recht heilen konnte. „Die Romane gingen mit dem Sommer 1719 zu Ende. Im folgenden Winter kam es anders . . . Lesueur's Kirchen- und Reichsgeschichte, Bossuet's Vortrag über die allgemeine Geschichte, Plutarch's Lebensbeschreibungen, Nani's Geschichte von Venedig, Ovid's Metamorphosen, La Bruyère, Fontenelle und einige Bände von Molière..." Man denke ein sieben- bis achtjähriges Kind! Am meisten liebte Rousseau den Plutarch. „Ich bildete mir ein, Grieche oder Römer zu sein. Ich war der Held, von dem ich las. Wenn Züge von Standhaftigkeit und Muth vorkamen, die mich lebhaft ergriffen, so funkelten meine Augen und ich las mit starker Stimme. Eines

Tages, als ich über Tische die Geschichte Scaevola's erzählte, sah man mit Schrecken, wie ich, um seine That zu veranschaulichen, meine Hand ausstreckte und über eine Kohlenpfanne hielt. Ausser der Zeit, wann mich mein Vater lesen oder schreiben liess, oder meine Wärterin mich spazieren führte, war ich immer um meine Muhme, sass oder stand neben ihr und hörte ihr zu, wenn sie stickte oder sang". Mit Entzücken denkt der altgewordene Rousseau an die Liedchen dieser Tante, und ihr glaubt er seine Leidenschaft für die Musik zu verdanken.

Das Stillleben im Uhrmacherhause zu Genf hörte 1720 auf. Vater Rousseau bekam Streit mit einem französischen Offizier, schlug sich mit ihm und verliess, da er verklagt wurde, die Stadt, um sich in dem nahegelegenen Nyon niederzulassen. Der Sohn, dem das Vaterhaus für immer verloren ging, blieb zunächst bei einem Onkel und wurde dann, zusammen mit dessen Sohne, auf das Land geschickt. Er kam zu einem Pastor Lambercier nach Bossey. Hier führte er zwei Jahre lang ein glückliches Landleben, genoss eine strenge, aber verständige Erziehung und erfreute sich an kindlichen Spielen, die er in Genf über den Römern vergessen hatte.

Unter den Vorgängen aus dieser Zeit, über die Rousseau berichtet, ist für uns besonders einer von Bedeutung: das Erwachen des Geschlechtstriebes. Sein Verhalten bildet ungemein oft ein feines Reagens für die Beschaffenheit der Seele, insofern als man aus einem abnormen Verhalten des Geschlechtstriebes mit

ziemlicher Sicherheit auf eine abnorme seelische Beschaffenheit schliessen kann. Nach drei Richtungen hin pflegt jene Abnormität sich zu äussern, in einem ungewöhnlich frühen Erwachen, in einem gewissen Missverhältnisse zwischen Wunsch und Vermögen und in der vom Normalen abweichenden Form der Befriedigung. Alle drei Umstände finden wir bei Rousseau vor. Der neun- bis zehnjährige Knabe empfindet lebhaft sinnliche Lust. Rousseau selbst schreibt sich „ein fast von der Geburt an durch Sinnlichkeit glühendes Blut“ zu. Er wird nicht müde, von der Entflammbarkeit seiner Natur, von der alle Besinnung raubenden Heftigkeit seiner Wünsche zu sprechen, und in der That spielt sowohl im Leben als in den Werken Rousseau's der Geschlechtstrieb eine so bedeutende Rolle, dass der gesunde Geschmack oft dadurch verletzt wird. Der ausschweifenden Phantasie entsprachen aber keine thätlichen Ausschweifungen. Im Gegentheile scheint, soweit wie man aus Rousseau's Angaben schliessen kann, das eigentlich körperliche Bedürfniss jederzeit ziemlich rasch Befriedigung gefunden zu haben. Auch entsagte Rousseau verhältnissmässig früh im Leben dem geschlechtlichen Umgange. Wenn es, wie oben bemerkt wurde, kennzeichnend ist, dass bei krankhaften Naturen sehr oft die Form der Geschlechtsbefriedigung abnorm ist, so ist doch die jeweilige Richtung des abnormen Triebes vielfach von zufälligen Umständen bestimmt. So auch bei Rousseau. Er erzählt, dass er zuerst sinnliche Gefühle hatte, als die etwa dreissigjährige Schwester des Pastor ihn einmal züchtigte, wie

man Kinder züchtigt, d. h. auf den Hintern schlug. Dass Schläge auf das Gesäss bei Knaben nicht selten Erection und Wollustgefühl bewirken, das ist eine bekannte Thatsache. Das Merkwürdige nun ist, dass bei Rousseau die Kinderstrafe ganz ungewöhnliche Nachwirkungen hatte. Seine Begierden, sagt er, geriethen derart in die Irre, dass sie befangen in dem, was er zuerst empfunden hatte, fortan nach nichts anderem trachteten. „Lange Zeit gequält, ohne zu wissen, wodurch, verschlang ich mit brennenden Augen die schönen Mädchen. Meine Einbildungskraft rief mir unaufhörlich ihr Bild zurück, einzig, um sie auf meine Art und Weise in Handlung zu bringen und aus ihnen lauter Fräulein Lambercier zu machen". Rousseau gesteht, dass er jedem Weibe gegenüber, mit dem er in engere Beziehungen getreten war, den Wunsch gehegt hat, sie möchte wie Fräulein Lambercier verfahren, und dass nur die Scham ihn hinderte, den Liebesdienst zu erbitten. Wirklich erfahren hat er die Gunst, die ihm als Gipfel des Vergnügens erschien, nur noch einmal, und zwar von der Hand eines kleinen Mädchens, in das er als etwa zwölfjähriger Knabe leidenschaftlich verliebt war, und das freiwillig die Rolle einer strengen Lehrerin übernahm. Dagegen brachten ihn seine eigenthümlichen Neigungen später einmal mit der Polizei in Berührung. Als er als junger Mann in Turin war, wusste er seinen erregten Sinnen gar keinen Rath und verfiel darauf, an stillen Orten den vorübergehenden Frauenzimmern seine hintere Seite zu zeigen. Er gesellte sich also gewissermaassen zu

denen, die dem Gerichtsarzte als Exhibitionisten bekannt sind. Die Gutmüthigkeit des von der erzürnten Weiblichkeit angerufenen Polizeimannes verhinderte schlimmere Folgen. Rousseau selbst betont, dass an seiner seltsamen Geschmacksverirrung hauptsächlich die ihm zu Theil gewordene sehr keusche Erziehung und seine übergrosse Schüchternheit Schuld gewesen seien, die bewirkten, dass er bis zu seinen Jünglingsjahren keine deutliche Vorstellung vom Geschlechtsacte hatte und sich ihn als etwas Unerhörtes, ja Widerwärtiges vorstellte. Diese Bemerkungen enthalten gewiss Richtiges, aber die allgemeine Erfahrung und die Thatsachen des späteren Lebens Rousseau's selbst beweisen, dass die Hauptsache seine von Haus aus abnorme Natur war. Die Neigung, sich der Geliebten zu unterwerfen und ihr Sklavendienste zu thun, ja sich von ihr misshandeln zu lassen und dies wollüstig zu empfinden, ist bekanntlich von Krafft-Ebing als Masochismus geschildert worden. Die stark krankhafte Form besteht darin, dass die Misshandlung den natürlichen Geschlechtsverkehr ersetzt. Aehnliche Formen wie bei Rousseau sind nicht allzu selten und die Gelegenheitursache scheint auch oft dieselbe wie bei Rousseau zu sein. Einer meiner Patienten war als achtjähriges Kind von einem erwachsenen üppigen Mädchen a posteriori behandelt worden, und obwohl er ein pflichtgetreuer Ehemann war, wünschte er noch als vierzigjähriger Mann sehnlich und umsonst, wieder so etwas zu erleben. Wie bei anderen krankhaften Menschen trat auch bei Rousseau nach erlangter Reife nicht das

normale Verhalten ein. Die eigentlich gesunde Liebe, die Geist und Körper zugleich ist, blieb ihm fremd. Sein Verhältniss zu den Weibern war bald Schwärmerei, bald blosse Sinnlichkeit. Ob die erfolglose Neigung des fünfundvierzigjährigen Mannes zur Gräfin Houdetot eine Ausnahme bildet, das steht dahin. Kam es wirklich zum geschlechtlichen Umgange, dann war die Zufriedenheit im Allgemeinen nicht sehr gross, noch ungetrübt. Mit einer Art Erleichterung pflegte Rousseau dann aus der Wirklichkeit in die Welt der Träume zurückzukehren. Wie man sich denken kann, blieb Rousseau bei diesen Anlagen auch der Selbstbefriedigung nicht fremd. Er kam zu dieser Art, sich von unbequemen Erregungen zu befreien, etwa im siebzehnten Jahre und gab die Gewohnheit nie ganz wieder auf. Von einer (an sich unwahrscheinlichen) Neigung Rousseau's zu Personen männlichen Geschlechts ist gar nichts bekannt. Als ihm (in Lyon) Anerbietungen in dieser Richtung gemacht wurden, wies er die Sache als fremd und widerlich zurück.

Ausser dem Abenteuer mit Fräulein Lambercier betont Rousseau noch eine heftige Gemüthsbewegung, die er in Bossey erlitt. Er sowohl wie sein Busenfreund und Vetter waren unschuldig grausam bestraft worden. Rousseau glaubt, dass durch diese Erfahrung sich das Aufwallen heftigsten Zornes beim Anblick einer jeden Ungerechtigkeit, wie er es Zeit seines Lebens empfunden habe, erkläre.

Die erwähnte üble Erfahrung verleidete den Knaben das Leben in Bossey. Auch auf der anderen

Seite war die Zuneigung abgekühlt. Kurz, der Aufenthalt auf dem Lande fand ein Ende und die Vettern kehrten in die Stadt zurück. Der Onkel Bernard hatte weder Beruf noch Neigung zum Erzieher. Er überliess die Jungen so ziemlich sich selbst und diese verbrachten, etwas lernend und viel spielend, für einander in ziemlicher Abgeschlossenheit von der Welt lebend, einige Jahre. Endlich entschloss man sich, einen Beruf für den jungen Rousseau zu wählen, und brachte ihn in die Schreibstube eines Stadtschreibers. Hier gefiel es ihm gar nicht. Der phantasievolle Knabe konnte an dem langweiligen Abschreiben und einem Berufe, als dessen Endzweck er nur schnöden Gelderwerb betrachtete, keinen Geschmack finden. Dem Stadtschreiber wieder gefiel Rousseau nicht, er behandelte ihn schlecht und schickte ihn bald als untauglich nach Hause. Nun wurde der arme Knabe von den nicht gerade liebreichen Verwandten zu einem Graveur in die Lehre gegeben. Wenn Rousseau auch die neue Arbeit selbst nicht übel fand, so fühlte er sich doch in dem Hause seines Lehrherrn sehr unglücklich. Denn dieser war ein heftiger und roher Mann, der mit Scheltworten und Schlägen nicht sparte, und seine Härte liess das Schicksal eines Handwerkerlehrlings dem bis dahin an Freiheit und feinere Lebensformen Gewöhnten als doppelt hart erscheinen. Der verschüchterte und verbitterte Knabe wurde gegen das Höhere gleichgiltig, er fing an, zu lügen und zu naschen, und führte das Leben eines Thunichtgut. Bald empfand er die Nichtigkeit seines Treibens und verfiel, als er eine

kleine Leihbibliothek entdeckte, einer bei jungen Leuten nicht seltenen Lesewuth. Halb lebte er nun in der Wirklichkeit, den Stichel handhabend und Schläge empfangend, halb in der Welt der Romane als Ritter junger und schöner Prinzessinnen.

Nachdem die unerquickliche Lehrlingzeit zwei Jahre lang gedauert hatte, fand sie einen unerwarteten Abschluss. Schon zweimal war Rousseau, als er mit den Gespielen am Sonntagabend den Thorschluss versäumt hatte, hart bestraft worden. Als sich nun das Unglück zum dritten Male ereignete, brachte die Angst vor der angedrohten schlimmeren Strafe bei Rousseau den Entschluss, sich der Knechtschaft zu entziehen, rasch zur Reife, und der Sechzehnjährige wandte seiner Vaterstadt den Rücken, um rath- und mittellos in die Welt zu gehen. Nach einigen Tagen kam er zu einem katholischen Pfarrer. Dieser erblickte in dem Flüchtlinge eine Beute seiner Kirche und schickte ihn nach Annecy zu Frau von Warens. Am Palmsonntage des Jahres 1728 langte Rousseau daselbst an und lernte die merkwürdige Frau kennen, in der er Beschützerin, Lehrerin, Freundin und Geliebte fand. Es ist bekannt, dass Jünglinge von lebhaftem Geiste ihre ersten schwärmerischen Neigungen oft Frauen oder Mädchen zuwenden, die beträchtlich älter sind als sie, und so ist es nicht wunderbar, dass der erste freundliche Blick, das erste gütige Wort der liebreizenden Frau von achtundzwanzig Jahren, die Rousseau statt der gefürchteten alten Betschwester entgegentrat, sein Herz gefangen nahmen. Frau von Warens, die wegen „häuslichen

Verdrusses“ aus ihrer Vaterstadt Vevey geflohen war und in Annecy als Neubekehrte unter der Aufsicht des Bischofs lebte, durfte sich dem Auftrage, in Rousseau der alleinseligmachenden Kirche ein neues Glied zuzuführen, nicht entziehen und liess den Jüngling, dessen Schicksal ihr nahe ging, mit zwei Wanderern zweifelhafter Tugend nach Turin reisen, um dort in ein Hospiz für Katechumenen einzutreten. Trotz seiner bedrängten Lage wanderte Rousseau im Leichtsinne der Jugend fröhlichen Herzens über die Alpen. Zeit seines Lebens hat er die Fussreisen hoch gepriesen, auch hier den Zeitgenossen als ein Apostel der Natur entgegentretend. Im Hospiz zu Turin lernte er an dem Auswurfe der Gesellschaft, als den sich die Genossen in der Bekehrung darstellten, die Grösse menschlicher Gemeinheit kennen und trat nach vergeblichem Kampfe dem Zwange der Umstände folgend, zur katholischen Kirche über. Als er danach, anstatt die erwartete Versorgung zu erlangen, mit einigen Lire auf die Strasse gesetzt wurde, musste er sein Leben kümmerlich fristen, und wurde nach einiger Zeit Diener in dem Haushalte einer Gräfin Vercelli. Diese Dame starb bald und bei der Auflösung ihres Haushaltes trat ein Ereigniss ein, an das Rousseau während seines ganzen Lebens mit bitterer Reue gedacht hat. Unter rührenden Anklagen hat er den Vorfall erzählt und er sagt, dass die Hoffnung, durch dieses Geständniss einigermaassen von seinen Gewissensbissen befreit zu werden, viel zu dem Entschlusse, seine Bekenntnisse zu schreiben, beigetragen habe. Rousseau hatte sich ein altes Stückchen Band

in Rosenroth und Silber angeeignet, das der Kammerjungfer gehörte. Man fand es bei ihm und in der Verwirrung erklärte er, Marion, die hübsche Köchin, der er in Wahrheit es hatte schenken wollen, habe es ihm gegeben. Es wurde der Mühe für werth gehalten, die Angelegenheit vor versammelter Dienerschaft zu erörtern und Rousseau mit Marion zu confrontiren. Trotzdem nun, dass das unschuldig angeklagte Mädchen Rousseau mit Thränen beschwor, sie nicht unglücklich zu machen, verharrte dieser aus Furcht vor der Schande bei seiner Behauptung. Der Graf de la Roque, der die Sache untersuchte, begnügte sich damit, zu sagen, das Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen rächen; damit war die Angelegenheit erledigt. Sicher ist es falsch, aus Rousseau's tadelnswerther Handlung weitgehende Schlüsse zu ziehen: Verwirrung und falsche Scham mögen das Herz eines jungen Menschen vorübergehend verstocken, er ist deshalb kein Bösewicht. Rousseau hat später als treuer Diener der Wahrheit die wenig bedeutenden Fehltritte seiner Jugend ausreichend gesühnt und ein gerechter Leser der Bekenntnisse wird in jener Erzählung hauptsächlich einen Beweis der Aufrichtigkeit und Gewissenszartheit des Verfassers finden, zugleich aber daran denken, dass der paranoiakranke Verfasser mit einer gewissen Wollust von seinen Jugendsünden spricht.

Auf Empfehlung des Grafen de la Roque hin kam Rousseau in ein sehr vornehmes Haus, das der Herren von Solar. Er wurde zunächst als Diener verwendet, aber bald ertheilte ihm der Sohn des Hauses Unterricht

in der lateinischen Sprache und lehrte ihn das Italienische in seiner Reinheit kennen. Offenbar hatte man die Absicht, in Rousseau dem Hause eine Art von Secretär, der in der diplomatischen Laufbahn zu verwenden wäre, zu erziehen. Eine Zeit lang ging alles gut, aber das Schicksal und Rousseau's Leichtsinn hatten andere Pläne als der wohlmeinende Graf Gouvon. Im Verkehre mit einem Genfer Leichtfusse vernachlässigte Rousseau seine Pflichten, die Drohung der Entlassung erweckte ihm nur den Gedanken an lustige Reisen sowie an Frau von Warens, und da der Sünder, unverbesserlich zu sein schien, wurde er wirklich fortgeschickt.

Mit leichtem Muthe wurde die Rückreise angetreten, und mit leichter Tasche, aber für seine Jahre reich an Erfahrungen kam Rousseau in Annecy wieder an. Frau von Warens nahm ihn gütig auf und behielt ihn bei sich. Nun begann für Rousseau eine glückliche Zeit: in innigem Verkehre mit der anmuthigen Beschützerin, die er zugleich als Sohn und als Liebhaber liebte, durch ihre Berührung beglückt, und doch ihren Besitz nicht verlangend, lebte er frei in einer schönen Gegend, durch allerhand Beschäftigungen bald unterhalten, bald unterrichtet. Frau von Warens wollte ihn einer nützlichen Thätigkeit zuführen und liess seine Fähigkeiten durch einen kenntnissreichen Mann prüfen. Dieser gab sein Urtheil dahin ab, Rousseau's Begabung sei sehr gering, sie reiche höchstens für einen Dorfpfarrer aus. Rousseau selbst führt diesen Irrthum sehr richtig darauf zurück, dass bei ihm trotz der Heftigkeit der Empfindungen und trotz der Raschheit der intuitiven Auf-

fassung die Formirung der Gedanken langsam war. Der Mangel an sogenannter Geistesgegenwart hat ihn während seines ganzen Lebens gehemmt, hat ihn dazu veranlasst, in der Hauptsache dem mündlichen Verkehre den schriftlichen vorzuziehen, und die Einsamkeit der Gesellschaft. Langsam wuchs in ihm der Gedanke, er war stets beredt mit der Feder, selten mit dem Munde, und während er im Treiben der Welt unterlag, siegte er durch seine in der Stille vollbrachte Arbeit. Dass in einer derartigen Beschaffenheit etwas Pathologisches liegt, das mag zugegeben werden. Wohl kenne ich geistig hochstehende Menschen, die in diesem Punkte Rousseau gleichen und zugleich wie er neuropathische Naturen sind. Nicht der Mangel an Geistesgegenwart allein lässt solche Menschen die Einsamkeit lieben, kräftiger noch wirken in der gleichen Richtung die gesteigerte Ermüdbarkeit gegenüber den Anforderungen der Gesellschaft und die vermehrte Empfindlichkeit gegen Rohheiten aller Art. Die reizbare und leicht erschöpfte Seele verlangt vor Allem nach Ruhe und deshalb nach relativer Einsamkeit. Der „Menschenhass", von dem in solchen Fällen einfältige Gesellschaftmenschen reden, spielt dabei gar keine Rolle, und Niemand war entfernter von ihm als der weichherzige und liebreiche Rousseau.

Also, Rousseau sollte Dorfpfarrer werden und wurde deshalb in ein geistliches Seminar geschickt. Während er darin war, wurde er zwar nicht zum Theologen, wohl aber entwickelte sich in dieser Zeit bei ihm eine überaus leidenschaftliche, auf natürliche Be-

gabung deutende Neigung zur Musik. Er verliess daher die Patres und zog zu einem Musikdirektor, mit dem er bald zu Hause, bald in der Kirche, bald bei Frau von Warens der Frau Musika in Heiterkeit diente.

Ein neuer Lebensabschnitt begann, als der Musikdirector in Folge eines Streites aus Annecy entwich und Rousseau ihn auf Wunsch der Freundin nach Lyon begleitete. In Lyon liess Rousseau den Lehrer feiger Weise im Stiche, als dieser, der trank und an Epilepsie litt, in einem Krampfanfalle zu Boden fiel. Wenn man gesehen hat, in welche fassungslose Bestürzung und Furcht manche Leute einem epileptischen Anfalle gegenüber gerathen, so wird man Rousseau's Flucht zwar nicht loben, aber begreifen. Er eilte nach Annecy zurück und erfuhr zu seiner Bestürzung, dass Frau von Warens nach Paris gereist sei. Seiner Führerin beraubt, lebte er zunächst ziemlich planlos dahin und wurde dann wirklich eine Art von Vagabund. Er begleitete die Kammerjungfer der Frau von Warens nach Freiburg i. d. Schw. und lieferte dabei einen schlagenden Beweis nicht sowohl grundsätzlicher Ehrbarkeit als ungewöhnlicher Blödigkeit, denn obgleich er mit dem sehr entgegenkommenden Mädchen in einem Zimmer schlief, kamen Beide in Freiburg genau so an, wie sie von Annecy abgereist waren. Von Freiburg wanderte Rousseau nach Lausanne und hatte die Dreistigkeit, dort ein Concert zu geben und eine eigene Composition aufführen zu lassen, obwohl er von der Musik nur eben die Anfangsgründe inne hatte. Dann nährte er sich in Neuchatel kümmerlich durch Musikstunden, schloss

sich weiter einem Pseudo-Archimandriten aus Jerusalem an, zog mit diesem durch Bern nach Solothurn, wurde hier von dem französischen Gesandten zurückgehalten und reiste schliesslich mit Unterstützung dieses Herrn nach Paris. Aber auch in dieser Stadt fand er die gehoffte Unterkunft nicht. Frau von Warens war schon wieder abgereist, er entschloss sich ihr nachzureisen und erreichte sie nach langer Wanderung, nach vielen Entbehrungen und manchen kleinen Abenteuern zu Chambéry, wo er im Herbste des Jahres 1732 eintraf.

Nun folgt eine verhältnissmässig ruhige Zeit. Frau von Warens nahm Rousseau wieder bei sich auf und verschaffte ihm eine Stelle als „Secretär" bei der Landvermessung. Obwohl die Arbeit in der dumpfigen Schreibstube unter „schmutzigen und schlecht gekämmten plumpen Burschen" nicht sehr angenehm war, widmete sich Rousseau ihr doch mit allem Ernste und studirte, um sich zu vervollkommnen, eifrig Arithmetik. Ausserdem las er viel und trieb besonders sowohl theoretische wie practische Musikstudien. Mehr und mehr nahm die Leidenschaft für die Musik Rousseau gefangen. Schliesslich entschloss er sich, der Kunst allein zu dienen, und gab nach knapp zwei Jahren seine Stellung auf, um sich sein Brot als Musiklehrer zu erwerben. Das glückte denn recht gut. Der Adel Savoyens vertraute dem jungen Musiklehrer seine Töchter an, und Rousseau ging von Haus zu Haus, hier die Tochter bewundernd, dort von der Mutter gehätschelt. Frau von Warens fand die Sache bedenklich und fasste den seltsamen Entschluss, der Verführung ihres Schütz-

lings dadurch zuvorzukommen, dass sie selbst sich ihm preisgab. Sie kündigte Rousseau ernsthaft ihre Entschliessung an und gab ihm acht Tage Bedenkzeit. Rousseau schildert eingehend die einander widersprechenden Empfindungen, die ihn vor und bei dem Eintritte in die Rechte eines Gatten bewegten, und Niemand wird ihn tadeln, wenn er hier die Lust mit Bitterkeit gemischt fand. Hatte er doch die Geliebte bis dahin als petite maman verehrt und trotz aller Zärtlichkeit das nicht erstrebt, was ihm entgegengebracht wurde. ·Frau von Warens war ohne Mutter aufgewachsen, sie war frühzeitig verheirathet worden und war, unbefriedigt und gelangweilt, der Verführung zum Opfer gefallen. Ihr Galan, ein geistreicher Mann, dem sie ihre eigentliche Erziehung verdankte, hatte ihr vorgeredet, der geschlechtliche Verkehr sei an sich eine sittlich bedeutungslose Sache, und es komme nur darauf an, dass man Aergerniss vermeide. Da die junge Frau, wie Rousseau versichert, ein „eiskaltes Temperament“ besass und in der That nicht begriff, wie man so viel Wichtigkeit einer Sache beilegen könne, die für sie keine hatte, war es möglich, dass jene Grundsätze bei ihr Eingang fanden, ja sie ihr Leben lang beherrschten. Sie sah in ihren Gunstbezeugungen nur ein wichtiges und wirksames Mittel, um Die, die ihr verbunden waren, enger und dauernder an ihre Person zu fesseln, und trug kein Bedenken, das Mittel so oft anzuwenden, wie sein Zweck vorhanden war. „Sie schätzte zwar ihre Gunstbezeugungen nicht nach deren Werthe, aber sie trieb nie ein unedles Gewerbe; sie verschwendete sie,

aber sie verkaufte sie nicht". „Ihre Beweggründe waren löblich, selbst noch in dem, worin sie fehlte". „Sie verabscheute Doppelzüngigkeit und Lüge: sie war billigdenkend, gerecht, menschlich, uneigennützig, getreu ihrem Worte, ihren Freunden, allen Pflichten, die sie als Pflichten erkannte, unfähig, sich zu rächen und zu hassen". „Es gab für sie nur Eine wahre Freude auf der Welt, Denen Freude zu machen, die sie liebte". Ausser der Güte des Herzens besass diese vornehme und hübsche Frau Grazie, unerschütterliche Heiterkeit, Scharfsinn und vielseitige Kenntnisse. Fürwahr, eine wunderbare Erscheinung! Jedes ehrbare Weib wird sie instinctiv verurtheilen, und wirklich können in gewissem Sinne alle Tugenden eines Menschen bei einer Frau den Mangel der Geschlechtstugend nicht ersetzen. Frau von Warens war sozusagen zu viel Mensch, zu wenig Weib. Da sich zu ihrem Empfindungsdefect noch ein grosser wirthschaftlicher Leichtsinn gesellte, ist die einsame Frau schliesslich in Armuth und Schande zu Grunde gegangen. Mag man über Frau von Warens so oder so denken,begreiflich ist es, dass sie auf Rousseau's geistige Entwickelung einen tiefgehenden Einfluss ausübte. Wenn keinen andern, so hatte Rousseau von der gesteigerten Intimität ihrer Beziehungen doch den Vortheil, dass sich die Freundin auch in geistiger Beziehung ihm ganz hingab und ihn zum Vertrauten all ihrer Erfahrungen und Gedanken machte. Er lernte denn auch fleissig und suchte seinen Geist im innigen Verkehre mit der liebenswürdigen geliebten Frau nach Kräften auszubilden. Auch machte er zu dieser Zeit

Bekanntschaft mit Voltaire's Schriften, fing an, sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien zu befassen. Mit wahrer Leidenschaft betrieb er das Schachspiel. Seine Schilderung dieser Leidenschaft ist auffallend superlativisch ausgefallen. Viele kleine Reisen unterbrachen dann wieder Arbeit und Spiel.

Allmählich aber begann sich eine Krankheit zu entwickeln. Rousseau hatte 1733 oder 1734 eine „entzündliche, heftige, aber kurze Krankheit" durchgemacht, von der er sich nur langsam erholte. Vielleicht handelte es sich um eine Lungenentzündung. Im Jahre 1735*) fühlte Rousseau allmählich seine Kräfte abnehmen. Er sucht die Ursache in seiner übergrossen Leidenschaftlichkeit: Alles, die Frauen, die Musik, das Schachspiel, jedes Buch, das er las, jedes Geschäft und jedes Vergnügen, Alles habe ihn in die Hitze gebracht. „Nichtse, die allerkindischsten Dinge setzten mich in Bewegung, als gälte es den Besitz der Helena oder den Thron der Welt". Sobald ihn ein Gegenstand interessirte, widmete er ihm Tag und Nacht. Diese Erregbarkeit macht von vornherein einen krankhaften Eindruck. Ein Zufall soll den Zustand verschlimmert haben. Rousseau wollte chemisch-physikalische Experimente machen, verstand es aber nicht recht, denn eine mit ungelöschtem Kalk, Auripigment und Wasser gefüllte Flasche explodirte, und Rousseau wurde für sechs Wochen blind. Doch ist es wahrscheinlich, dass

*) Alle Zeitangaben dieser Periode sind unsicher. Nach dem Miethcontracte ist die Uebersiedelung nach Les Charmettes erst im Jahre 1738 ausgeführt worden.

dieses Unglück erst später eintrat, denn ein Testament, das er vermuthlich danach verfasst hat und das die Jahreszahl 1737 trägt, ist aufgefunden worden. Es geht daraus hervor, dass er den Tod erwartete.

„Ich weiss nicht, woher es kam, dass ich, der ich einen kräftigen Körper hatte und keinerlei Ausschweifung beging, augenscheinlich abnahm. Ich bin ziemlich breitschulterig, meine Brust ist gewölbt und die Lunge muss darin freien Spielraum haben. Indessen ich wurde kurzathmig, fühlte Beklemmungen, musste wider Willen seufzen, hatte Herzklopfen, warf Blut aus, ein schleichendes Fieber trat ein, und ich bin es nie wieder ganz los geworden." „Die Abnahme meiner Kräfte wirkte auf meine Stimmung und kühlte die hitzige Phantasie ab. Da ich mich schwach fühlte, wurde ich ruhiger und verlor einigermaassen die Reisewuth. Da ich zu Hause blieb, wurde ich zwar nicht von langer Weile, aber von Schwermuth befallen; die Vapeurs folgten den Leidenschaften. Meine Schlaffheit wurde Trübsinn, ich weinte und seufzte um nichts; ich fühlte, dass das Leben entwich, ohne dass ich es genossen hatte; ich bejammerte den Zustand, in dem ich meine arme Mama zurückliess, den, in den ich sie gerathen sah." „Endlich wurde ich ernstlich krank. Sie pflegte mich, wie je eine Mutter ihr Kind gepflegt hat." „Zwei- oder dreimal kam es vor, als ich am schwersten krank war, dass ich in der Nacht aufstand und mich in ihr Zimmer schleppte, um ihr Rath in Beziehung auf ihr Verhalten zu geben . . .; als ob die Thränen mir Nahrung und Arzenei gewesen wären,

stärkte ich mich an denen, die ich bei ihr, mit ihr, auf ihrem Bette sitzend und ihre Hände in den meinigen haltend, vergoss. Die Stunden verrannen bei diesen nächtlichen Unterhaltungen und ich kehrte kräftiger zurück, als ich gekommen war." „Durch Pflege, Wachsamkeit und unglaubliche Mühen rettete sie mich." „Ich war zwar von meiner grossen Krankheit genesen, nicht aber wieder zu Kräften gekommen. Meine Brust war nicht wieder hergestellt; ein Rest von Fieber blieb bestehen und erhielt mich schlaff." Frau von Warens schlug eine Milchkur auf dem Lande vor und Rousseau willigte ein unter der Bedingung, dass die Freundin ihn begleite. Es wurde daher in der Nähe von Chambéry ein Landhaus gemiethet und im Spätsommer 1736 (richtiger wohl 1738) bezog das Paar dies Haus im Thale „les Charmettes".

„Hier beginnt das kurze Glück meines Lebens." Es wird dem Leser warm ums Herz bei der rührenden Schilderung, die Rousseau von dem einfachen Leben in les Charmettes entwirft. „Indessen gab mir die Landluft meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich war kraftlos und wurde es immer mehr. Ich konnte die Milch nicht vertragen und musste sie lassen. Es war damals Mode, alles mit Wasser zu kuriren. Ich machte mich an's Wasser, und zwar mit so wenig Vorsicht, dass ich mich beinahe kurirt hätte, nicht von meinem Leiden, aber vom Leben." Er trank nämlich so viel von dem harten Bergwasser, dass er den Appetit gänzlich verlor, eine Erfahrung, die ihn ganz hoffnungslos machte. „Zu dieser Zeit trug sich etwas zu, das

sowohl an sich als durch seine wohl erst mit meinem Leben endigenden Folgen merkwürdig war. Eines Morgens, als ich mich nicht schlechter als sonst befand, war ich eben damit beschäftigt, die Platte eines kleinen Tisches auf dem Fusse zu befestigen, als ich in meinem Körper eine plötzliche und fast unbegreifliche Umwälzung empfand. Ich kann sie nur einem Sturme vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und im Augenblicke durch alle Glieder flog. Die Arterien begannen mit solcher Kraft zu schlagen, dass ich die Schläge nicht allein fühlte, sondern auch hörte, besonders die der Carotiden. Damit verband sich ein starkes Ohrgeräusch und dieses war dreifach, ja vierfach, nämlich ein dumpfes tiefes Summen, ein helleres Murmeln wie von fliessendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen und das eben erwähnte Klopfen, dessen Schläge ich zählen konnte, ohne den Puls zu fühlen oder überhaupt meinen Körper mit den Händen zu berühren. Dieses innere Geräusch war so stark, dass es mir die Feinheit des Gehörs nahm, die ich bis dahin besass, und mich, wenn auch nicht taub, doch harthörig machte, wie ich es seitdem bin. Man kann sich meine Ueberraschung und meinen Schreck denken. Ich sah mich todt, legte mich zu Bett, der Arzt wurde gerufen, und ich erzählte ihm meinen Fall, zitternd und ihn für rathlos haltend. Er war es, glaube ich, wirklich, aber er vertrat sein Handwerk. Er verwickelte mich in lange Auseinandersetzungen, von denen ich nicht die Spur verstand, und dann begann er eine seiner Theorie entsprechende experimentelle Kur in anima vili. Diese

war so peinlich, so ekelhaft und nutzte so wenig, dass ich ihrer bald müde wurde und nach einigen Wochen, da ich mich weder besser noch schlechter fühlte, das Bett verliess. Ich fing wieder an, wie gewöhnlich zu leben mit meinem Arterienklopfen und mit meinem Ohrensausen, das mich seit dieser Zeit, das heisst seit dreissig Jahren, nicht eine Minute verlassen hat. Ich war bis dahin ein Langschläfer gewesen. Die vollständige Schlaflosigkeit, die sich zu den übrigen Erscheinungen gesellte, und die sie bis jetzt beständig begleitet hat,*) überzeugte mich vollends, dass ich nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Diese Ueberzeugung liess mich eine Zeit lang die Sorge um die Wiederherstellung vergessen .... Das Geräusch belästigte mich, aber es machte mir keine Schmerzen, es hatte keine anderen Unbequemlichkeiten im Gefolge als die nächtliche Schlaflosigkeit und eine beständige Kurzathmigkeit, die sich nicht bis zum Asthma steigerte und sich nur beim Laufen oder überhaupt bei lebhaften Bewegungen bemerkbar machte.“ Es kam nun eine gewisse Ruhe über Rousseau und er fing an, sich ernstlich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Ausserdem nahm er, soweit es seine Kräfte gestatteten, eifrig an den Freuden und Arbeiten des Landlebens Theil.

---

*) Escherny erzählt aus den späteren Jahren Rousseau's eine Anekdote. Bei einem Ausfluge hatten die Touristen in einer Hütte geschlafen. Als man sich am andern Morgen fragte: Wie haben Sie geschlafen? sagte Rousseau: Ach, ich schlafe nie. Darauf erwiderte ein anderer Herr: Um Gotteswillen, Herr Rousseau, Sie haben ja so geschnarcht, dass ich kein Auge zuthun konnte.

Im Winter wurde wieder die finstere Stadtwohnung bezogen. Rousseau gewann die Bücher lieb und suchte sich Kenntnisse verschiedener Art zu erwerben. „Obwohl ich jeden Tag wie meinen letzten ansah, studirte ich doch mit soviel Eifer, als hätte ich ewig leben sollen. Man sagte, das schade mir; ich aber glaube, dass es mir nützte, nicht nur meiner Seele, sondern auch meinem Leibe, denn der Fleiss, für den ich mich begeisterte, wurde mir so erfreulich, dass ich, nicht an meine Krankheit denkend, viel weniger unter ihr litt". Als der Schnee schmolz, begann Rousseau wieder zu hoffen, und als er das erste Lied der Nachtigall in den Charmettes vernahm, verliess ihn die Todesfurcht. „Obgleich ich schwach war, nahm ich doch die ländlichen Beschäftigungen wieder auf, aber in einer meinen Kräften entsprechenden Weise. Es bekümmerte mich wahrhaft, den Garten nicht allein besorgen zu können, aber wenn ich sechs Spatenstiche gethan hatte, war ich ausser Athem, der Schweiss rann von mir herab, ich konnte nicht mehr. Wenn ich mich bückte, verdoppelte sich mein Klopfen und das Blut stieg mir mit solcher Gewalt in den Kopf, dass ich mich rasch aufrichten musste".

Trotz seines leidenden Zustandes war Rousseau sehr fleissig, sodass die in den Charmettes zugebrachten Jahre als seine eigentliche Studienzeit betrachtet werden müssen. Mit vieler Mühe suchte er sich einen Weg zu den Wissenschaften. Er beschäftigte sich besonders mit Philosophie, Mathematik, Latein, Geschichte, Geographie und schöner Literatur. Den erst-

genannten Fächern widmete er die Morgenstunden, die letzten betrieb er mehr als Erholung an den Nachmittagen. Er macht die Bemerkung, dass er nicht eigentlich für das Studium geboren sein müsse, da anhaltender Fleiss ihn in solchem Grade ermüde, dass er nicht eine halbe Stunde lang sich angespannt mit demselben Gegenstande beschäftigen könne. Lösten verschiedene Gegenstände einander ab, so erholte er sich von dem einen an dem andern. Dieses Verhalten ist kennzeichnend: der nervöse Kopf ist rasch erschöpft, kann aber, wenn er mit Pausen arbeitet und von Zeit zu Zeit den Gegenstand wechselt, doch Beträchtliches leisten. Dass Rousseau in der Geometrie keine grossen Fortschritte machte, lag wohl nur zum kleineren Theile an der euklidischen Lehrmethode, mehr aber an seiner geistigen Constitution. Auch dem philologischen Gedächtnisskrame widerstrebte sein Geist. Rousseau hat sich fast während seines ganzen Lebens hartnäckig bemüht, des Lateinischen Herr zu werden, ohne dass es ihm doch recht gelungen wäre. Er klagt bitter über sein schwaches Gedächtniss, wie dies nervöse Leute sehr oft thun, obwohl ihr Gedächtniss nicht ganz so schlecht zu sein pflegt, wie sie meinen, und zuweilen nur nach bestimmten Richtungen hin versagt.

Obwohl nun im Allgemeinen der Zustand Rousseau's offenbar nicht allzuschlimm war, wollte es doch zu keiner wirklichen Genesung kommen. „Indessen, meine Gesundheit stellte sich nicht wieder her. Ich verfiel im Gegentheile augenscheinlich. Ich war bleich wie ein Todter und mager wie ein Skelet. Das Schlagen

der Arterien war schrecklich, das Herzklopfen häufiger, ich fühlte mich stets beklemmt und meine Schwäche wurde endlich so gross, dass ich mich kaum bewegen konnte, bei raschem Gehen zu ersticken glaubte, bei jedem Bücken schwindelig wurde, nicht die kleinste Last zu erheben vermochte. Ich war zu Unthätigkeit gezwungen, der grössten Qual für einen Menschen, der so ruhelos ist wie ich. Sicher hatten an alledem Vapeurs*) einen grossen Antheil. Die Vapeurs sind die Krankheit der glücklichen Leute, sie waren die meinige. Die Thränen, die ich oft, ohne jeden Grund zum Weinen, vergoss, das heftige Erschrecken beim Fallen eines Blattes oder bei dem Auffliegen eines Vogels, die Ungleichheit der Stimmung trotz der Ruhe des sanftesten Lebens, dies alles deutete auf jenen Ueberdruss des Wohlseins, in welchem sozusagen die Empfindlichkeit überspannt wird".

Zum Unglücke begann Rousseau nun auch noch Physiologie und Anatomie zu treiben, und medicinische Bücher zu lesen. Er glaubte natürlich jeden Tag an eine neue Krankheit und verfiel schliesslich darauf, er habe einen Herzpolypen. Da er nun hörte, ein Arzt in Montpellier habe einmal einen Kranken von einem Herzpolypen befreit, machte er sich ohne Weiteres auf den Weg nach Montpellier. „Ich hatte nicht nöthig, soweit zu reisen, um den Arzt zu finden, den ich brauchte". Er machte nämlich unterwegs die Bekannt-

*) Mit dem Ausdrucke Vapeurs bezeichnete man nervöse Zustände, die man heutzutage, je nachdem, Nervosität, oder Hypochondrie, oder Hysterie nennt.

schaft einer hübschen Dame, die seine Schüchternheit siegreich überwand, und der er „es verdankt, dass er nicht sterbe, ohne vorher das Vergnügen kennen gelernt zu haben“. Obwohl oder weil diese Liebschaft nur kurze Zeit dauerte, that sie ihm sehr wohl. „Ich hatte während der Reise vergessen, dass ich krank war, ich erinnerte mich wieder daran, als ich in Montpellier ankam. Meine Vapeurs waren wohl geheilt, aber alle meine anderen Uebel waren geblieben“. Er lebte zusammen mit Studenten in dem Hause eines Arztes, der auf knappe Diät hielt, und es gefiel ihm durchaus nicht in Montpellier. Die Aerzte Montpellier's behandelten Rousseau offenbar als einen Hypochonder und verordneten ihm irgend ein Mineralwasser, Molken und Chinarinde.

Nach einigen Monaten verliess Rousseau die Stadt, man erfährt nicht recht, ob gebessert oder nicht, und reiste im December 1737 nach Chambéry zurück. Von nun an wird in den Bekenntnissen der Krankheit mit keinem Worte mehr gedacht und, soviel ich sehe, geben auch die erhaltenen Briefe weiter keinen Aufschluss. Die Krankheit muss sich wohl sozusagen verlaufen haben.

Ueber die Art der etwa dreijährigen Krankheit sind verschiedene Meinungen möglich. Zwar könnte man nach den Aeusserungen Rousseau's, er habe Blut ausgeworfen und an Fieber gelitten, an eine tuberculöse Erkrankung denken. Doch widersprechen einer solchen Annahme die anderen Symptome und der Verlauf ebenso wie die Thatsachen, dass Rousseau später

nie an Husten oder dergl. gelitten hat, und dass bei der Section seine Lungen vollständig unversehrt gefunden worden sind. Ueber die angebliche Hämoptysis lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Man kann an hysterische Blutungen denken, es kann aber auch ein Irrthum Rousseau's vorliegen. Was es mit dem Fieber auf sich hat, das geht schon aus der Angabe des beinahe sechzigjährigen Verfassers der Bekenntnisse hervor, er sei es nie wieder ganz los geworden. Nach der jetzigen Ausdrucksweise würde man die Krankheit Rousseau's wohl als „Neurasthenie“ bezeichnen. Es handelt sich um ein chronisches Leiden, das sich bei einem bis dahin im Wesentlichen gesunden, aber nervösen dreiundzwanzigjährigen Jüngling entwickelt. Seine wichtigsten Erscheinungen sind Gefühl der Erschöpfung, Beklemmung, Kurzathmigkeit, Herzklopfen, schwermüthige Stimmung, Abmagerung. Wesentlich ist, dass mehr und mehr die seelischen Erscheinungen in den Vordergrund treten: Muthlosigkeit, Neigung zum Weinen, Schreckhaftigkeit, hypochondrische Einbildungen, und dass seelische Einflüsse vom grössten Einflusse auf den ganzen Zustand sind. Thatsächlich kommen ganz ähnliche Krankheitbilder, ähnlich nach den Erscheinungen und nach dem Verlaufe, bei jungen Männern im Alter von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren vor.*) Bald ist die Krankheit leichter und kür-

*) Einen dieser Fälle habe ich im Jahre 1879 (Memorabilien XXIV. Heft 1. p. 23) beschrieben. In ihm boten sich bemerkenswerthe Aehnlichkeiten mit Rousseau's Krankheit dar. Ich habe damals die Bezeichnung Neurasthenie gebraucht, finde diesen Mode-Ausdruck aber jetzt recht unpassend.

zer, bald schwerer und länger. Immer aber handelt es sich um von Hause aus nervöse Individuen. Wie diese Erkrankungen eigentlich zu deuten sind, das mag als zweifelhaft erscheinen. Man kann nicht umhin, sie mit der Chlorose der Mädchen in Analogie zu bringen, jedoch ist von Identität keine Rede, auch ist das Eisen nutzlos. Hier wie dort muss man an einen Zusammenhang mit der Vollendung der körperlichen Entwicklung denken. Begünstigt wird bei jungen Männern der Eintritt der Krankheit durch geistige Anstrengungen (Schulstrapazen); dagegen scheint die Onanie nicht Ursache zu sein, obwohl die Ammenmärchen immer darauf zurückkommen. Die Genesung tritt immer sehr langsam ein, es kann drei bis fünf Jahre, ja noch länger dauern, bis die Kranken sich wieder ganz hergestellt fühlen. Wahrscheinlich handelt es sich um abnorme Stoffwechselvorgänge, die mit irgendwelcher Drüsenthätigkeit zusammenhängen mögen, und die krankhaften Produkte des Stoffwechsels wirken auf den Körper wie ein Gift. Bei Rousseau erinnert zeitweise das ganze Bild auffallend an die Basedowische Krankheit. Es wäre möglich, dass das Wasser in Chambéry auf seine Schilddrüse gewirkt hätte, und dass es so zu einer Art von Basedowischer Krankheit gekommen wäre, die sich erst dann verlor, als Rousseau auf Reisen ging und den schädlichen Einflüssen entzogen wurde. Auch während der Chlorose besteht eine Neigung zu Schilddrüsenveränderungen mit Basedow-Symptomen. Eine Besonderheit stellt in Rousseau's Krankheit jener eigenthümliche Zufall dar, der in etwas an die Anfälle der

Menière'schen Krankheit erinnert. Wir wissen auch über die Natur der letzteren recht wenig. Man wird annehmen dürfen, dass bei Rousseau durch die von Reizen unbekannter Art bewirkte heftige Erregung des Gefässsystems leichte, aber dauernde Veränderungen im inneren Ohre entstanden seien, die dem bis in das Greisenalter anhaltenden Ohrensausen zu Grunde lagen. Auffallend ist, dass Rousseau, abgesehen von der wiedergegebenen Stelle der Bekenntnisse, selten von dem Ohrensausen spricht, während er seine Schlaflosigkeit sehr oft erwähnt. Beide Erscheinungen, das Ohrensausen und die Schlaflosigkeit, findet man oft bei Menschen mit einem krankhaft erregbaren Nervensystem, und es ist begreiflich, dass sie wiederum die Reizbarkeit steigern. Auf jeden Fall aber bildet der Zufall mit seinen Folgen eine Art von Complication der Jugendkrankheit. Diese selbst ist vollständig abgeheilt und Rousseau hat später nicht wieder in ähnlicher Weise gelitten. Bei seinen späteren körperlichen Krankheiten sehen wir ihn oft in arg gedrückter Stimmung und eingenommen von hypochondrischen Befürchtungen, doch diese Dyskolie ist bei ihm eine sozusagen physiologische Erscheinung und hängt eng mit seiner wesentlichen Gemüthsbeschaffenheit zusammen.

Rousseau kehrte also nach Chambéry zurück, aber siehe da, die Verhältnisse waren nicht mehr die alten, sein Platz bei Frau von Warens war ausgefüllt durch einen jungen Mann aus dem Waadtlande. Ihn beschreibt Rousseau mit einiger Verdriesslichkeit als einen zwar gutmüthigen, aber unwissenden, oberflächlichen

und im Grunde rohen Menschen, zu dem ein innigeres Verhältniss nicht wohl zu gewinnen war. Frau von Warens erklärte ohne Weiteres, dass der Neue bei ihr dieselben Rechte geniesse wie Rousseau, und dieser verzichtete im Gefühle ihrer Erniedrigung auf ihren Besitz. Nun trat ziemlich rasch eine Abkühlung des Verhältnisses ein, obgleich Rousseau nach wie vor der „Mama" zärtliche Verehrung entgegenbrachte. Er suchte allen Groll gegen den Ankömmling zu tilgen und uneigennützig das Wohl seiner Wohlthäterin zu fördern. Doch jener verstand ihn nicht, und es gelang nicht, den fortschreitenden Verfall der wirthschaftlichen Zustände aufzuhalten. Rousseau fühlte sich verlassen und schloss sich mit seinen Büchern und seinem Kummer ein. Bald aber wurde ihm dies Leben ganz unerträglich. Er nahm daher im Frühjahre 1740 eine Erzieherstelle im Hause des Herrn von Mably zu Lyon an. Der neuen Thätigkeit widmete er sich mit allem Eifer, doch sah er bald ein, dass er zur Ausübung der Erziehung nicht die nöthigen Eigenschaften, besonders nicht genügende Stetigkeit besitze, und nach ungefähr einem Jahre gab er seine Stellung wieder auf. Zu diesem Entschlusse hatte wohl die Sehnsucht nach Frau von Warens und nach den Charmettes beigetragen. Die Wirklichkeit freilich enttäuschte ihn. Er war ein Fremdling im Hause der Freundin geworden und erkannte bald, dass an eine Wiederherstellung der alten Beziehungen nicht zu denken war. Ueberdem war die finanzielle Verwirrung noch beträchtlich grösser geworden. Rousseau schmiedete Pläne, um ihr

abzuhelfen, und verfiel darauf, eine Erfindung, die er gemacht hatte, nämlich eine neue Art von Notenschrift, zu verwerthen. Er beschloss, seine Methode, die verschiedenen musikalischen Zeichen durch Zahlen auszudrücken, der Pariser Akademie vorzulegen. Rasch machte er sich auf, nahm Abschied von Savoyen und von der Jugend. —

Ich habe die Geschichte der Jugend Rousseau's ohne viel Kritik erzählt und will nur einige Betrachtungen anknüpfen. Rousseau sagt, die Erziehung in meinem Vaterhause war gut. Die meisten Autoren sagen, sie war schlecht. Was heisst gut und schlecht? Dass die Erziehung Rousseau's im Allgemeinen nicht zu empfehlen wäre, das ist wohl sicher, aber ob sie nicht gerade für Rousseau besonderen Werth gehabt habe, das ist eine andere Frage. Das ganze Schicksal des jugendlichen Rousseau lässt sich so auffassen. Wäre Jean-Jaques rechtzeitig in die Schule gekommen, hätte er den Cursus im Gymnasio rite absolvirt, wäre er immer von lauter ehrbaren Leuten umgeben gewesen, so wäre er wahrscheinlich correcter geworden und hätte sich vielleicht zu einem brauchbaren Diener seiner Vaterstadt entwickelt, aber wäre er Rousseau geworden? An einem Spiessbürger mehr oder weniger liegt nicht viel, aber eine so wundervolle Erscheinung wie Rousseau konnte nur unter ungewöhnlichen, nach jeder Hinsicht ungewöhnlichen Verhältnissen entstehen. Schopenhauer hat einen Aufsatz geschrieben über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen, er hätte Rousseau als Beispiel anführen können. Musste Rous-

seau nicht, wenn er seine Aufgabe erfüllen sollte, der Prophet der Natur gegenüber der verknöcherten Civilisation, der Anwalt des Herzens gegen den trockenen Verstand der Gebildeten zu sein, frühzeitig herausgerissen werden aus der bürgerlichen Regelmässigkeit? Musste er nicht, um allem Menschlichen vertraut und Herzenskündiger zu werden, bei Zeiten durch das wilde Leben geschleppt werden? Er selbst musste durch Schmutz und Unrecht hindurch, an der eigenen Person musste er die Leiden und die Erbärmlichkeit des Menschen kennen lernen, um aller Dinge kundig und ein wahrer Philosoph, nicht ein Philosophie-Professor zu werden. Er selbst musste die Natur und die Freiheit erleben, d. h. er musste „Vagabund" werden, um durch die leidenschaftliche Predigt von der Freiheit eine neue Zeit heraufzuführen.

Wurde er durch sein tolles Leben unglücklich? Auch hier frage ich, was heisst glücklich und unglücklich? Gewiss hätte Rousseau in ruhigen und geordneten Verhältnissen weniger Unglück erlebt; vielleicht wäre er dann ein nervöser und etwas wunderlicher Mann geworden, aber er wäre möglicherweise von der Paranoia verschont geblieben und hätte die Qualen des Verfolgungswahnes nicht erlebt. Aber dann hätte er auch weniger Glück erfahren, die leidenschaftlichen Entzückungen im Leben und im Arbeiten, die Süssigkeit des Ruhmes, die tiefe Genugthuung durch das Bewusstsein seiner Leistungen, durch das Gefühl, ein Held und ein Wohlthäter der Menschen zu sein, wären ihm fremd geblieben. Dort stille Zufriedenheit hinter dem

Ofen, hier gewaltiger Schmerz und gewaltige Freude. Hätte Rousseau gar nichts genossen als die Freude beim Schaffen seiner Werke, so hätte er doch mehr Glück erlebt, als weitaus die meisten Menschen.

Was in Rousseau's Jugend krankhaft ist, das habe ich hervorgehoben, im Uebrigen aber finde ich, dass Rousseau sich verhalten hat, wie er es unter den Umständen musste. Betrachtet man Rousseau's Kindheit und Jugend ohne alle Rücksicht auf Fachkenntnisse u. s. w., so muss man sagen, der junge Rousseau verhielt sich sehr natürlich, war gut, wenn er gut behandelt wurde, schlecht, wenn er schlecht behandelt wurde. Die Erziehung im väterlichen Hause scheint in der Hauptsache negativ gewesen zu sein, so wie sie Rousseau später im Emile verlangte, abgesehen freilich von der unsinnigen Leserei. Rousseau hebt hervor, dass Sanftmuth und gute Sitte im Hause herrschten, dass er zu allem mit Liebe und Heiterkeit geführt wurde, dass nichts Rohes oder Schlechtes eindrang. Etwas positiver, aber gut und verständig war die Erziehung des Pfarrers Lambercier, und auch hier ging alles gut. Dann aber beginnen die Misshandlungen Rousseau's. Der arme Knabe wurde schändlich behandelt. Mit guter Erziehung, feinen Sitten, lebhaftem, früh erwecktem Geiste wurde er zum Geistlosesten und Gröbsten gezwungen. Wie konnte Jean-Jaques in einer dumpfen Advokaten-Schreibstube, bei einem groben Kerl von Handwerker, der den zarten Knaben jämmerlich prügelte und bei dem er auf den Umgang mit proletarischen Lehrjungen angewiesen war, ge-

deihen? Dass er sich in der groben Umgebung vergröberte, den harten Meister beschwindelte, sich auf das Naschen legte, im Romanlesen die Gegenwart zu vergessen suchte, das ist alles durchaus begreiflich und begründet Vorwürfe gegen Rousseau's Verwandte, aber nicht gegen den Knaben. Dass Rousseau schliesslich fortlief, finde ich sehr vernünftig, ich hätte es auch nicht anders gemacht. Auch wegen seines Uebertrittes zum Katholicismus vermag ich den Knaben nicht zu tadeln. Vater Rousseau war offenbar mehr patriotisch, als confessionell gesinnt, Rousseau hatte bei ihm eine religiöse, nicht aber eine kirchliche Erziehung erhalten, eine besondere Anhänglichkeit an den finsteren harten Calvinismus Genfs ist weder beim Vater noch beim Sohne vorauszusetzen. Wahrscheinlich lebten schon in dem Knaben die deistischen Auffassungen, die Rousseau durch sein ganzes Leben festgehalten hat. So musste ihm die Confession wie ein Rock vorkommen, den man ohne Schaden des Leibes mit einem anderen vertauschen kann. Was sollte denn der arme Junge thun, der hilflos in der weiten Welt dastand? Von hinten schob die Noth, und die Liebe zu der hübschen Frau von Warens zog. Neue Misshandlungen hatte Rousseau in Turin zu erdulden. Der „Bekehrte", ein halbes Kind, wurde mit ein paar Groschen in der Tasche in die fremde Stadt hinausgestossen. Er schlug sich durch, so gut es eben gehen wollte, wie es etwa Einer heute in Amerika thut. Wer hätte es unter seinen Verhältnissen besser gemacht? Die, die über den Vagabunden, der bald als Diener,

bald als sonst etwas sein Brot verdiente, die Nase rümpfen, sollten einmal an seiner Stelle sein. Dass er später trotz günstiger Aussichten in dem adligen Hause der Sehnsucht nach der Heimat nicht widerstand, ist ebenfalls nicht zu tadeln, denn schliesslich hätte er doch nur eine Form der Knechtschaft gefunden. Hier, wie später, zog er sich sozusagen instinctmässig aus Verhältnissen, deren Fortsetzung seinem natürlichen Berufe schädlich gewesen wäre. Das gilt auch von seinem Leben und seinen Wandlungen in Savoyen und in der Schweiz. Nur kommt nun ein gewisser Jünglingsübermuth und Leichtsinn hinzu, der in dieser Zeit, der Studentenzeit Rousseau's sozusagen, zu manchen dummen und doch recht harmlosen Streichen führt. Dahin gehört das Concert-Unternehmen in Lausanne, und Manches andere. Ein solider Bürger wird das Herumschwärmen Rousseau's nicht billigen, indessen Jeder nach seiner Art. Durch sein Vagabundenthum erwarb sich Rousseau auf jeden Fall eine Fülle von Anschauungen und Lebenserfahrungen, die er auf andere Weise nicht erlangen konnte. Er sah und fühlte das Leben so vielfach, dass er in eben dieser Zeit sich die Grundlage zu seinem späteren Wirken erbaute, die Erinnerungen sammelte, auf Grund deren er ein glänzender und hinreissender Schriftsteller werden konnte. In der Schule kann man ein Schulphilosoph werden, ein lebendiger Philosoph aber nur im bunten Leben. Im Grunde gehören Buch und Leben zusammen. Auch die Bücher kamen bei Rousseau zu ihrem Rechte, als seine Verhältnisse ruhiger geworden waren, und er

scheint wirklich in Chambéry recht fleissig gewesen zu sein. Viele Eigenthümlichkeiten Rousseau's, die er selbst scharf hervorhebt, und die von den Autoren in den Vordergrund gedrängt werden, sind einfach die eines jeden Künstlers: lebhafte Phantasie, Neigung zum Träumen und stillen Sinnen, flammende Erregung, sobald das Interesse erweckt ist, Gleichgiltigkeit gegen das, was den Spiessbürgern werth ist, daher Ungleichmässigkeit, Leidenschaftlichkeit im Handeln wie im Fühlen, daher Schroffheiten, nicht seltener thörichte Thaten u. s. w. Freilich ist das Künstlerische pathologisch, aber doch in einem anderen Sinne als dem gemeinen. Man darf nie vergessen, dass wir uns an den Werken der Künstler nicht erfreuen würden, wären diese Normalmenschen gewesen.

Also in summa, Rousseau war zwar eine krankhafte Natur, aber nicht alles bei ihm ist krankhaft, zieht man das Krankhafte ab, so bleibt ein guter liebenswerther Mensch zurück, der schon in der Jugend vorhanden war, im Laufe des Lebens aber immer schlackenreiner hervortrat.

II.

Im Herbste 1741 kam Rousseau nach der Hauptstadt Frankreichs, um da sein Glück zu machen. Dies gelang ihm nun freilich zunächst nicht, vielmehr musste er sich kümmerlich genug durchschlagen. Da hier jedoch nicht Rousseau's Lebensgeschichte, sondern nur seine Krankheitgeschichte erzählt werden soll, müssen wir von der Schilderung des Einzelnen absehen. Man kann die ersten Jahre, die Rousseau in Paris zubrachte, als die der inneren Reifung bezeichnen. Er gab sich bald musikalischer, bald literarischer Beschäftigung hin, lernte Menschen und menschliche Einrichtungen kennen und machte vor Allem Bekanntschaft mit den Schattenseiten der Civilisation. Unterbrochen wurde der Pariser Aufenthalt durch eine Reise nach Venedig. Der französische Gesandte in dieser Stadt hatte Rousseau die Stelle eines Privatsecretärs angeboten und Rousseau bekleidete sie durch achtzehn Monate, bis er sich nämlich mit dem Gesandten, einem ebenso eingebildeten als unfähigen Manne, überwarf. Vor dieser Reise machte er eine acute Erkrankung durch. „Ich zog mir in Folge eines vernachlässigten Schnupfens eine Lungenentzündung zu, an der ich

sterben zu müssen glaubte. Dergleichen entzündliche Zufälle, Seitenstechen und besonders Halsentzündungen, denen ich sehr unterworfen war, habe ich viele in meiner Jugend gehabt, die ich hier nicht alle aufzähle, die mir aber immer den Tod nahe genug zeigten, um mich mit dem Gedanken an ihn vertraut zu machen". In Venedig (1743) scheinen die Blasenbeschwerden, die fortan dem armen Rousseau das Leben verbitterten, zum ersten Male seit der frühesten Kindheit in stärkerer Weise aufgetreten zu sein. „Ein Bildungsfehler der Blase verursachte während meiner ersten Lebensjahre eine andauernde Harnverhaltung und meiner sorglichen Tante Suzon kostete es unglaubliche Mühe, mich zu erhalten. Sie kam jedoch zum Ziele und meine kräftige Constitution gewann die Oberhand; meine Gesundheit befestigte sich während meiner Jugend dermaassen, dass ich, abgesehen von der Erschöpfungskrankheit, deren Geschichte ich erzählt habe, und von dem häufigen Drange, Wasser zu lassen, der mir bei jeder Erregung peinlich wurde, mein dreissigstes Jahr erreichte, fast ohne meine anfängliche Schwäche zu fühlen. Zuerst machte sich dieselbe wieder geltend bei meiner Ankunft in Venedig. Die Beschwerden der Reise und die entsetzliche Hitze, der ich ausgesetzt gewesen war, verursachten mir Harnbrennen und Nierenschmerzen, Erscheinungen, die bis zum Eintritte des Winters anhielten". Am 26. August 1748 schreibt Rousseau an Frau von Warens: „Ich hoffte nicht mehr, meine gute, liebe Mama, dass ich noch einmal das Vergnügen haben würde, an Sie zu schreiben; seit meinem letzten Briefe

haben mich nach einander zwei böse Krankheiten heimgesucht. Zuerst hatte ich einen Anfall von Nierenschmerzen, Fieber, Hitze und Harnverhaltung. Der Schmerz hat in Folge von Salpeterbädern und anderen harntreibenden Mitteln nachgelassen, aber die Schwierigkeit, zu uriniren, dauert an und der Nierenstein, der sich in die Blase hinabgesenkt hat, kann nur durch eine Operation herausgeschafft werden. Daran zu denken, erlaubt mir aber weder meine Gesundheit, noch mein Beutel; ich muss mich in Geduld und Ergebung fassen, Mittel, die man immer zur Hand hat, die aber nicht viel helfen. Zweitens hatte ich eine heftige Magenkolik, die sich in beständigem Erbrechen und heftigem Durchfall äusserte. Ich habe tausend Mittel vergeblich dagegen versucht. Das Erbrechen ist gestillt, aber ich kann noch immer nicht verdauen. Ich darf fast gar nichts geniessen und bin dabei unglaublich schwach". Im Jahre 1749 war Rousseau's Freund Diderot zu Vincennes gefangen gesetzt worden und Rousseau lief, so oft er irgend konnte, an den überaus heissen Sommernachmittagen hinaus, um den gefangenen Freund zu trösten. „In Folge dieser Ueberanstrengungen bekam ich ein heftiges Nierenweh, von dem an ich nie wieder zu meiner früheren Gesundheit gelangte". Im Jahre 1750 wollte Francueil, Generaleinnehmer bei den Finanzen, Rousseau den Posten eines Kassirers übertragen. Rousseau versuchte sich zwar eine Zeit lang in dieser Stellung, aber die Thätigkeit war ihm zuwider und das Gefühl der Verantwortlichkeit lastete schwer auf ihm. „Zu der Zeit, von der ich rede,

erlitt ich einen schweren Rückfall, weil ich mich mit der hässlichen Arbeit an der verdammten Kasse etwas überangestrengt hatte, und fünf oder sechs Wochen, lag ich zu Bett im traurigsten Zustande, den man sich vorstellen kann. Frau Dupin schickte mir den berühmten Morand, der trotz seiner Geschicklichkeit und der Zartheit seiner Hand mir unglaubliche Schmerzen verursachte und dem die Sondirung niemals bei mir gelang. Er rieth mir, mich an Daran zu wenden, dessen biegsamere Bougies sich in der That einführen liessen. Aber Morand erklärte, als er der Frau Dupin über meinen Zustand berichtete, dass ich in einem halben Jahre nicht mehr am Leben sein würde". Dieser Ausspruch des Arztes kam Rousseau zu Ohren und veranlasste ihn zu dem folgenreichen Entschlusse, sich von den Fesseln der Gesellschaft zu befreien, seine bisherige Stellung als Secretär der Frau Dupin aufzugeben und sein Brot durch Notenschreiben zu erwerben. Er legte allen Schmuck, Uhr und Degen ab und wollte den kurzen Rest seines Lebens in Unabhängigkeit und Armuth verbringen. „Jener Anfall, den ich erlitten, zog Folgen nach sich, die mich nie wieder zu meinem früheren Wohlsein gelangen liessen, und ich glaube, dass die Aerzte, denen ich mich anvertraute, mir ebensoviel schadeten wie die Krankheit. Ich wandte mich nach einander an Morand, Daran, Helvetius, Malouin, Thierry, die alle sehr gelehrt und alle meine Freunde waren. Jeder behandelte mich auf seine Art, keiner half mir, jeder machte mich schwächer. Je mehr ich mich ihren Weisungen unterwarf, um

so gelber, magerer und hinfälliger wurde ich. Meine von den Aerzten aufgeregte Phantasie bemaass meinen Zustand an dem Erfolge der Medicamente und liess mich nur Tod und vor ihm Leiden wahrnehmen, Harnverhaltung, Gries und Stein. Alles, was Anderen hilft, Tisanen, Bäder, Blutentziehungen, verschlimmerte mein Leiden. Da ich bemerkte, dass die Daran'schen Sonden, die allein etwas nützten, und ohne die ich nicht mehr leben zu können glaubte, immer nur vorübergehende Erleichterung brachten, schaffte ich mir mit grossen Kosten einen ungeheuren Vorrath davon an, um sie mein Leben lang benutzen zu können, auch wenn Daran nicht mehr da wäre. Während der acht bis zehn Jahre, als ich mich ihrer so oft bediente, muss ich, die eingerechnet, die noch vorhanden sind, für fünfzig Louis gekauft haben. Man begreift, dass eine so kostspielige, so schmerzhafte, so peinliche Behandlung mir nicht viel Ruhe zur Arbeit liess, und dass ein Sterbender keinen übermässigen Eifer aufwendet, um sein tägliches Brot zu gewinnen". Am 18. October 1752 wurde Rousseau's Singspiel, „der Dorfprophet", vor dem Könige in Fontainebleau aufgeführt und hatte einen glänzenden Erfolg. Der König wollte dem Dichter und Componisten am nächsten Tage eine Audienz bewilligen und ihm, wie vermuthet wurde, eine Pension ertheilen. „Mein erster Gedanke . . . war, dass ein häufiges Bedürfniss hinauszugehen, das mir schon am Abend während des Schauspiels grosse Beschwerden verursacht hatte, mich leicht auch am andern Morgen martern könnte . . . Dieses Uebel war hauptsächlich der

Grund, der mich von der Gesellschaft fern hielt und mich hinderte, mich in Damenkreise zu begeben. Der blosse Gedanke an den Zustand, in den mich dieses Bedürfniss versetzen konnte, hätte hingereicht, es in solchem Grade hervorzurufen, dass es mir Uebelkeit verursachen musste“. Die letzte Bemerkung Rousseau's dürfte sehr richtig sein: das Seelische spielte bei seinen Blasenbeschwerden vielleicht eine ebenso grosse Rolle wie die anatomischen Veränderungen. An jenem Morgen liess Rousseau sich krank melden und verzichtete auf die Gunst des Königs, wobei freilich die Befürchtung, durch Annahme einer Pension mundtodt gemacht zu werden, das Hauptmotiv war. Am 13. Februar 1753 schrieb Rousseau an Frau von Warens: „Ihr Sohn nähert sich mit grossen Schritten seiner letzten Ruhestätte. Das Uebel hat in diesem Winter sich derart entwickelt, dass es mein letzter gewesen sein dürfte“. Im Sommer 1753 machte er einen längeren Ausflug nach Saint Germain, während dessen er den Plan zu seiner Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen entwarf. Nach der Rückkehr fühlte er sich viel wohler. „Ich folgte diesem Fingerzeige, und indem ich mich entschloss, ohne Aerzte und ohne Arznei zu genesen oder zu sterben, sagte ich ihnen Lebewohl für immer und fing an, von einem Tage zum andern zu leben, verhielt mich ruhig, wenn ich nicht gehen konnte, und ging, wenn ich die Kraft dazu hatte“. Besserung im Sommer, Verschlimmerung im Winter, das war für die Folgezeit die Regel. Zu den Blasenbeschwerden gesellten sich die eines Leistenbruches. Gemüthsbewegungen ver-

schlimmerten den Zustand. Ueberaus viele und heftige solche Bewegungen bewirkten, dass Rousseau das ganze Jahr 1758 in einem Zustande grosser Hinfälligkeit zubrachte und fortwährend an seinen nahen Tod dachte. „Im Herbste des Jahres 1761 wurde ich ernstlich krank und verbrachte den ganzen Winter in fast ununterbrochenem Leiden“. Am Ende dieses Winters trat er in die Behandlung des Frater Côme. Mit vieler Mühe gelang es diesem ausserordentlich geschickten Manne, eine dünne Sonde in die Blase einzuführen. „Bei der ersten Untersuchung glaubte der Frater Côme einen grossen Stein gefunden zu haben und sagte es mir; bei der zweiten fand er ihn nicht mehr. Nachdem er ein zweites und drittes Mal mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, die mir die Zeit sehr lang werden liessen, untersucht hatte, erklärte er, dass kein Stein da sei, dass aber die Prostata verhärtet und vergrössert sei. Er fand die Blase gross und in gutem Zustande und meinte schliesslich, ich würde noch viel leiden und lange leben“. Diese Erklärung Côme's beruhigte Rousseau ausserordentlich. Insbesondere gab er den Gedanken, den er bis dahin festgehalten hatte, dass nämlich ein Stein ihm einen baldigen und schmerzhaften Tod bereiten werde, endgiltig auf. „Es ist ausgemacht, dass ich von jener Zeit an weniger von meiner Krankheit gelitten habe, als bis dahin“. Nichtsdestoweniger war er in den nächsten Jahren durchaus nicht frei von Schmerzen und Beschwerden. Im August des Jahres 1763 beklagt er sich in einem Briefe, es sei schlimmer als früher, denn das Uebel lasse ihm keine Ruhepausen

mehr. Es sei zwar weniger heftig, ihm aber würden starke Schmerzen mit freien Zeiten lieber sein. Einmal ruft er sogar aus (1764): „Mein Leiden steigert sich und wird fast unerträglich, ich habe auf dieser Erde nur noch zu dulden und zu sterben". Fahren in einem stossenden Wagen, überhaupt langes Fahren führte wiederholt zu Schmerzen und Harnverhaltung. Besonders nachtheilig schien kühle feuchte Luft zu sein, während Schwitzen wohlthätig wirkte. „Mein trauriger Zustand, der sich stets in dieser Jahreszeit (Winter) verschlimmert, nöthigt mich, täglich mehrere Stunden lang eine Sonde zu tragen. Ich muss auch ein bis zwei Stunden lang durch körperliche Uebungen mich in Schweiss bringen, und lasse ich einmal einen Tag hingehen, ohne dieses Mittel anzuwenden, so muss ich diese Nachlässigkeit während der Nacht grausam entgelten". „Ich kann mir nur dadurch ruhige Nächte verschaffen, dass ich trotz meiner Schwäche den ganzen Tag Holz spalte, um eine fortwährende Transspiration zu unterhalten". Seit etwa 1765 scheint jedoch eine allmählich fortschreitende Besserung eingetreten zu sein. Wenigstens erwähnt Rousseau seine Blasenbeschwerden oder sein „gewöhnliches Uebel" in den Briefen fast gar nicht mehr. Zuletzt schreibt er am 2. April 1771: „Mein gewöhnliches Unwohlsein hat mich während eines Theiles des Winters ans Zimmer gefesselt, ohne doch mich allzusehr zu quälen".

Bei der Section Rousseau's haben die Obducenten, obwohl sie danach suchten, an den Harnorganen keinerlei Veränderung finden können. Sie haben die Meinung

ausgesprochen, es möchte sich entweder um einen Krampf des Blasenhalses, oder um eine Vergrösserung der Prostata, die bei der allgemeinen Abmagerung im Alter zurückgegangen wäre, gehandelt haben. Soemmering soll an einen Krampf der Urethra geglaubt haben, Amussat an eine Verengerung des Canals durch Anschwellung der Schleimhaut. Lallemand vermuthete bei Rousseau, wie fast überall, Spermatorrhoe. Am eingehendsten hat sich L. A. Mercier mit dem Gegenstande beschäftigt und er ist zu der Ansicht gekommen, dass bei Rousseau die von ihm zuerst beschriebene „muskuläre Klappe" am Blasenhalse, die gewöhnlich Mercier'sche Klappe genannt wird, bestanden habe. Ich schliesse mich dieser Auffassung an, möchte es aber dahingestellt sein lassen, ob ausserdem, wie Mercier will, eine Urethritis chronica vorhanden gewesen ist. Eine Infection hat nie stattgefunden. Die Symptome sind bei der Mercier'schen Klappe ungefähr dieselben wie bei Hypertrophie des mittleren Lappens der Prostata und es ist begreiflich, dass Côme diese Hypertrophie diagnosticirt hat. Sie kommt aber bei jüngeren Männern nicht leicht vor und würde bei der Section der Aufmerksamkeit kaum entgangen sein, während die Mercier'sche Klappe sehr leicht übersehen werden kann, und von Denen, die nichts weiter wussten, wohl übersehen werden musste. Mercier bemüht sich darzuthun, dass alle Eigenthümlichkeiten Rousseau's, seine Neigung zur Einsamkeit, seine übergrosse Empfindlichkeit, seine Verurtheilung der bestehenden Gesellschaftformen, sein Verfolgungswahn u. s. w., Wirkungen der Blasen-

beschwerden gewesen seien. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass ich diese etwas spezialistische Auffassung nicht theile, wiewohl zuzugestehen ist, dass die andauernden körperlichen Leiden, die eben wegen Rousseau's angeborener Empfindlichkeit grösser waren, als sie sonst gewesen sein würden, Rousseau's Reizbarkeit wiederum steigern mussten. Dass aber, trotz aller Schmerzen, und trotz all des Peinlichen, was sein Leiden mit sich brachte, Rousseau von aller Verbitterung frei und, wie wir sehen werden, auch in seinem Wahne mild und gerecht blieb, das ist für die Vortrefflichkeit seines Wesens ein glänzendes Zeugniss.

Bald nach seiner Rückkehr von Venedig trat Rousseau in ein Verhältniss ein, das für sein Leben von grosser Bedeutung wurde. Therese Levasseur, das Kind herabgekommener Leute, war in dem Hause, in dem Rousseau speiste, „Stütze der Hausfrau". Das zwei- oder dreiundzwanzigjährige Mädchen zog Rousseau durch ihr gesittetes und sanftes Wesen an, und rasch fanden sich beide. Rousseau erklärte ihr, „dass er sie nie verlassen und nie heirathen würde", und sie war damit einverstanden. Um eigentliche Liebe scheint es sich nicht gehandelt zu haben. Der Umgang mit dem gutmüthigen und vertrauensvollen Mädchen that Rousseau wohl; es herrschte dabei eine ruhige Zärtlichkeit, die eine gewisse Leere seines Herzens ausfüllte, ohne ihn doch in seinen Gedanken und Bestrebungen zu hemmen. Geistige Leistungen verlangte Rousseau von seiner Gefährtin nicht. Sonst freilich wäre er übel gefahren, denn nach seiner eigenen

Schilderung war Therese von einer kaum glaublichen Beschränktheit. „Ihr Geist ist, wie er von Natur ist. Bildung und Pflege haften nicht daran. Ich gestehe ohne Erröthen, dass sie nie recht ordentlich hat lesen können, obgleich sie so ziemlich schreibt.“ Sie verstand das Zifferblatt der Uhr nicht, konnte die zwölf Monate des Jahres nicht behalten, verstand in keiner Weise mit Geld umzugehen und erging sich in den lächerlichsten Missverständnissen. Trotz alledem scheint sie einen gewissen Tact besessen und concreten Verhältnissen gegenüber ein gesundes Urtheil gehabt zu haben. Rousseau rühmt, dass sie ihm in schwierigen Lebenslagen trefflichen Rath gegeben habe, und dass sie im Umgange mit Personen aller Stände nicht nur Anstoss vermieden, sondern auch Achtung gewonnen habe. Das aber, was ihn Zeit seines Lebens an sie gefesselt hat, waren offenbar ihre stets gleich bleibende Sanftmuth und ihre unverbrüchliche Treue. Er nennt sie „den einzig wahren Trost seines Lebens“, durch sie sei sein Leben so glücklich geworden, wie es dem Laufe der Begebenheiten nach werden konnte. Nie spricht er anders als mit Zärtlichkeit und Achtung von ihr. So bestimmten und oft wiederholten Aussagen gegenüber ist es nicht recht verständlich, wie manche Schriftsteller Therese als Rousseau's bösen Geist, als ein böswilliges, zänkisches Wesen, das Rousseau stets zum Schlechten beeinflusst habe, bezeichnen können. In der That sind diese Behauptungen gänzlich unbegründet. Schlimmer als der Mangel an Verstand und Bildung der Genossin war manches andere, was die Verbindung mit sich brachte.

Zwar war das Concubinat als solches nach den geltenden Anschauungen kaum anstössig, aber Rousseau gerieth doch durch seine wilde Ehe in ein schiefes Verhältniss zur Gesellschaft und dies, je weniger er leichtsinnig war, um so mehr. Eine sehr unangenehme Zugabe waren die Verwandten Theresens; die Geschwister brandschatzten und bestahlen Rousseau, wo sie konnten, der Vater war ein einfältiger alter Mann, die Mutter hatte alle Eigenschaften einer schlimmen Schwiegermutter. Rousseau hatte die Schwäche, das ordinäre alte Weib in seinem Hause zu dulden. Sie hat ihm jahrelang das Leben verbittert und war die Verbündete derer, die ihm übel wollten.

Das Schlimmste aber war, dass die natürlichen Folgen der Verbindung Rousseau zu verhängnissvollen Schritten veranlassten. Als Therese zum ersten Male schwanger war, ergriff Rousseau, dem seine Lage die Anerkennung und Aufziehung eines Kindes als etwas Unmögliches erscheinen liess, ohne grosses Bedenken das Auskunftmittel, das seine Bekannten anzuwenden pflegten: Er schickte das Kind, ohne es gesehen zu haben, in das Findelhaus. Das zweite Kind wurde ebenso behandelt. Als das Ereigniss zum dritten Male eintrat, hatte Rousseau schon mit Therese einen Hausstand gegründet und er überlegte reiflich, was er zu thun habe. Er sagte sich, dass er, ein kranker Mann, dessen Ende bevorstehe, seine Kinder nicht würde erziehen können, dass sie in die Hände der Familie Levasseur fallen und trotz der schwachen Therese Spitzbuben werden würden. Er glaubte Theresen Treue

schuldig zu sein: „aber in Ansehung meiner Kinder glaubte ich als Bürger und als Vater zu handeln, indem ich sie, die ich nicht selbst aufziehen konnte, der öffentlichen Erziehung übergab und sie lieber zu Handwerkern und Bauern als zu Abenteurern und Glücksrittern bestimmte, genug, ich sah mich wie ein Mitglied der platonischen Republik an. Mehr als einmal hat meine herzliche Reue mir seitdem gezeigt, dass ich mich getäuscht habe. Aber mein Verstand hat mir nicht im entferntesten die gleiche Weisung geben wollen". „Mein drittes Kind wurde also wie die ersten in das Findelhaus gebracht und ebenso geschah es mit den beiden folgenden, denn ich habe im Ganzen fünf gehabt". Es ist hier nicht Veranlassung, ein Urtheil über Rousseau's Handlungsweise abzugeben, oder zu erwägen, wie anders sich sein Leben gestaltet haben würde, wenn er eine Familie gegründet hätte. Zweifellosen Nachtheil brachte Rousseau sein Verfahren insofern, als es seinen Gegnern eine willkommene Unterlage für ihre Schmähungen darbot und als von diesem Punkte aus ein gewisser Schein der Wahrscheinlichkeit auf ihre Verleumdungen fiel.

Rousseau hatte mancherlei geschrieben, gedichtet und componirt, ohne doch das Bereich der Mittelmässigkeit zu verlassen. Erst in seinem achtunddreissigsten Jahre fiel in seine Seele ein Funke, der sein Talent sozusagen in Flammen setzte und ein Feuer entzündete, das viele Generationen erwärmen sollte. Im Jahre 1749 las Rousseau zufällig die Preisfrage der Akademie von Dijon: Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben

oder zu reinigen? „In dem Augenblicke, als ich dieses las, erblickte ich eine neue Welt und wurde ein anderer Mensch“. „Alle meine kleinen Leidenschaften erstickte die Begeisterung für Wahrheit, Freiheit, Tugend; und was das erstaunlichste ist, diese Erregung erhielt sich in meinem Herzen länger als vier, fünf Jahre auf einer Höhe wie vielleicht nur je in irgend eines Menschen Brust“. Der „Discours sur les sciences“, der die akademische Frage dahin beantwortet, dass Künste und Wissenschaften im umgekehrten Verhältnisse zu Moralität und Glückseligkeit stehen, wurde abgefasst und erhielt den Preis. Durch ihn wurde Rousseau mit einem Schlage ein berühmter Schriftsteller. Er steigerte seinen Ruhm zunächst durch die glänzende Zurückweisung der Gegenschriften, die der Discours hervorgerufen hatte, und bewährte sich dann 1752 durch den „Devin du village“ als hervorragender Musiker. Während er nun, indem er literarischen und künstlerischen Ruhm erwarb, in Widerspruch zu dem Inhalte seines Discours zu treten schien, fühlte er das Bedürfniss, sein Leben mit den ihn beherrschenden Gedanken in Einklang zu bringen und seiner Abneigung gegen die innerlich hohle, demoralisirte Bildungs-Welt einen sichtbaren Ausdruck zu geben. In gleicher Richtung drängten ihn die aus seinem Kranksein sich ergebenden Erwägungen und so kam es zu der oben schon erwähnten Reformation. Rousseau wollte nicht nur sich von der Mode frei machen und durch freiwillige Armuth zur Unabhängigkeit gelangen, sondern überhaupt seiner Zeit als ein neuer Mann gegenüber treten. „Ich war nicht mehr jener furcht-

same, mehr schüchterne als bescheidene Mensch, der weder sich zu zeigen, noch zu sprechen wagte, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte und den der Blick einer Frau erröthen liess. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Sicherheit auf, die um so fester war, als sie mehr in meiner Seele als in meiner Haltung lag. Die Verachtung, die ich für die Sitten, Grundsätze und Vorurtheile meines Jahrhunderts hegte, machte mich unempfindlich gegen die Spöttereien derer, die ihnen anhingen, und ich zerschmetterte ihre Bonmots mit meinen Sentenzen, wie man ein Insect zwischen den Fingern zerdrückt". Rousseau spricht von seiner Verwandlung in den Bekenntnissen zuweilen mit einer leichten Ironie und lächelt selbst über den rauhen Tugendhelden. Doch spielte er seine Rolle in völligem Ernste, und wenn seine Gegner in seiner Weltflucht nur die Absicht, Aufsehen zu erregen, erblickten, so verwechselten sie ihre Denkungsart mit der seinigen.

Der ebengenannte Vorwurf wurde und wird gegen den Discours sur les sciences und noch mehr gegen den im Jahre 1753 verfassten Discours sur l'inégalité, der die akademische Frage nach der Entstehung der Ungleichheit unter den Menschen beantwortet, erhoben: Rousseau habe durch das Paradoxon von der Schädlichkeit der Cultur für Moral und Glückseligkeit glänzen wollen, es sei ihm nicht darum zu thun gewesen, seine Ueberzeugung auszusprechen, sondern darum, die Leute zu verblüffen und sich von ihnen bewundern zu lassen. Dass er so verfahren, sei ein Zeichen seiner

krankhaften Geistesrichtung. Nichts ist verkehrter als diese Meinung. Wohl sind die genannten Schriften, von denen die zweite die Erweiterung und Vertiefung der ersten ist, nicht frei von Halbheiten und Widersprüchen, haben, wie Rousseau selbst sagt, eine gewisse Härte des Tons und verrathen eine etwas herbe Stimmung. Das gallige Colorit erklärt Rousseau durch die Erbitterung, in die ihn der tägliche Anblick des Elends, der Eitelkeit und der Lasterhaftigkeit von Paris versetzte. Jene Halbheiten und Widersprüche hängen eng mit der ganzen Weltauffassung Rousseau's zusammen. Rousseau ist durchaus und jederzeit Eudämonist: Alles Geschehen und alles Thun misst er nach den Beziehungen zur Glückseligkeit, und die möglichst grosse Glückseligkeit möglichst Vieler ist ihm das allein werthvolle Ziel. Sein Verdienst nun ist, erkannt zu haben, dass der Fortschritt der Cultur die Glückseligkeit nicht steigert, sondern vermindert, dass, je weiter der Mensch sich von dem Naturmenschen oder, richtiger gesagt, vom Thiere entfernt, er umsomehr an Glückseligkeit einbüsst. Dieser Gedanke ist der eigentliche Kern der ersten Abhandlungen Rousseau's.*) Nur im Lichte dieser Erkenntniss ist der Kampf Rousseau's gegen die Civilisation verständlich: Er erkannte, dass Wissen Leiden bringt, er wollte und konnte den Eudämonismus nicht aufgeben, so blieb ihm nur übrig, in der Rückkehr zur Natur das Heil zu suchen. Dass diese

---

*) Vergl. dazu E. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins. 1879. S. 640.

im eigentlichen Sinne des Wortes unmöglich ist, war ihm aber klar, und er selbst zog aus seinen Grundsätzen nicht die revolutionären Folgerungen, die später aus ihnen abgeleitet worden sind. Rousseau war nichts weniger als ein Schwärmer und er hat die thatsächlichen Verhältnisse stets mit ausserordentlicher Besonnenheit beurtheilt. Er hatte gezeigt, dass die zunehmende sociale und politische Ungleichheit, die mit der Entwicklung der Cultur verknüpft ist, mehr Leid als Glück bringt, aber er forderte nicht die „Gleichheit", nach der die auf ihn sich stützende Revolution schrie. Vielmehr rieth er, man solle das Bestehende erhalten, nur die bisherige Entwicklung, so weit wie möglich, eindämmen; das Uebel sei einmal da und radicale Maassregeln würden es noch schlimmer machen. Dass seine Lehre zum Communismus und Nihilismus führen könne, daran dachte er gar nicht. Er blieb somit sozusagen mitten im Wege stehen. Die Zerstörung des Bestehenden zu fordern, daran hinderte ihn sein gesunder Sinn. Dann aber blieb eigentlich nichts übrig, als die trostlose Aussicht auf die fortschreitende Veränderung zum Schlechten, an der die kleinen von Rousseau empfohlenen Maassregeln nicht viel ändern könnten. Es führt also Rousseau's Lehre geradenwegs zum Pessimismus. Dies erkannte er selbst nicht, sondern er huldigte dem Optimismus von Herzen. Wenn er auch die vorhandenen Einrichtungen verurtheilte, so lehrte er doch, dass Alles von Natur gut sei, dass nur die menschliche Verkehrtheit die Erde zu einem Jammerthale gemacht habe. Hier verkannte er wieder, von anderen Einwürfen

abgesehen, dass doch auch die menschliche Entwicklung eine natürliche ist. Er machte den falschen Gegensatz von Natur und Mensch gerade zu einem Ecksteine seines Lehrgebäudes.

Also, man kann mit Recht gegen Rousseau's Ausführungen principielle Einwendungen erheben, und dies ist jetzt, nachdem eine mehr als hundertjährige Entwicklung uns von Rousseau trennt, gar keine Kunst. Aber gerade Der, der Rousseau heute kritisch gegenübertritt, erstaunt vor der Kraft und Tiefe seines Denkens*), er sieht bedeutende neue Gedanken mit Irrthümern ringen, bewundert jene und wundert sich nicht, wenn theilweise der Irrthum siegt. Dass der Gedankenbau Rousseau's, dem gegenüber der grösste Theil der „Philosophie" seiner Zeit als leeres Gewäsch erscheint, Erfindung der Schriftstellereitelkeit sei, ist eine geradezu lächerliche Behauptung, und von Krankheit

---

*) Ich möchte hier nur Ein Beispiel geben. Rousseau bezeichnet im Discours sur l'inégalité mit klaren Worten das Mitleid als Fundament der Moral. Diese schöne Stelle citirt Schopenhauer und er widmet seinem Vorgänger folgende Worte: „Dagegen aber hat meine Begründung die Autorität des grössten Moralisten der ganzen neueren Zeit für sich: denn dies ist, ohne Zweifel, J. J. Rousseau, der tiefe Kenner des menschlichen Herzens, der seine Weisheit nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben schöpfte, und seine Lehre nicht für das Katheder, sondern für die Menschheit bestimmte, er, der Feind der Vorurtheile, der Zögling der Natur, welchem allein sie die Gabe verliehen hatte, moralisiren zu können, ohne langweilig zu sein, weil er die Wahrheit traf und das Herz rührte".

Leider hat Rousseau später den zuerst eingeschlagenen Weg verlassen und versucht, die Moral in anderer Weise zu begründen.

könnte nur in dem Sinne die Rede sein, in dem Moreau das Genie eine Neurose genannt hat. Freilich zeigt sich Rousseau auch in seinem philosophischen Denken als ein von der Art Gewichener, als ein Entarteter, aber Gesundheit und Philosophie vertragen sich überhaupt schlecht mit einander.

Dass Rousseau, indem er seiner Zeit den Krieg erklärte, sich Feinde erwarb, ist nur natürlich. Je begründeter die Anklagen waren, die er gegen die gewissenlose Tyrannei der Regirenden, gegen die sittliche Verworfenheit der Gesellschaft, gegen die jämmerliche Eitelkeit der nichtigen Salon- und Büchermenschen erhob, um so tiefer mussten sie verwunden. Doch die mehr oder weniger unpersönliche Feindschaft gegen den Schriftsteller wäre Rousseau nicht gefährlich geworden. Sie wurde reichlich aufgewogen durch die aufrichtige Bewunderung, die seinem Talente von allen Seiten und seinen Absichten von Seiten der Wohlgesinnten entgegengebracht wurde. Bedenklicher war die Abneigung, die das practische Geltendmachen seiner Grundsätze ihm erregen musste. Die Gesellschaft tadelt Jeden, der anders ist als sie, und muss Den hassen, dessen Rede nicht nur, sondern dessen Thun auch ein fortwährender Vorwurf für sie ist. Doch auch diese Art von Feindschaft wäre zu überwinden gewesen: Die Gesellschaft würde über den „Sonderling" bald zur Tagesordnung übergegangen sein. Hätte sich Rousseau wirklich bei Zeiten in die Einsamkeit zurückgezogen, so hätte er sein Leben in Frieden vollenden können. Aber sein liebebedürftiges, vertrauensvolles

Herz verlangte nach Freunden und täuschte ihn über Die, die er so nannte. Das war sein Verderben. Der Neid der Freunde war der grimmige unerbittliche Feind, der ihn bis über das Grab hinaus verfolgt hat. Rousseau machte nicht nur den Fehler, dass er seine Freunde unter den gelehrten und unehrlichen Leuten seiner Umgebung suchte, sondern auch den, dass er fortdauernd ihre Unfähigkeit, seine Empfindungen zu erwidern, verkannte. Dieser Mangel an Urtheil über die Menschen ihrer Neigung scheint vielen warmherzigen Naturen eigen zu sein. Bei Rousseau aber war er deshalb ganz besonders folgenreich, weil seine Ansprüche an die Freundschaft ungewöhnlich hoch waren. Er verstand die Freundschaft im engeren Sinne des Wortes, als innigste persönliche Gemeinschaft, und brachte dem Freunde in aller Lebhaftigkeit seines Temperaments, ja mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit sein Herz entgegen. Den Anderen aber war in der Regel Freund soviel wie Bekannter, und wahrscheinlich hatten sie sich zuweilen gar nicht viel dabei gedacht, wenn Rousseau von seinem Standpunkte aus mit Recht über Treubruch klagte. So milde sind Die freilich nicht zu beurtheilen, mit denen wir uns zunächst zu beschäftigen haben. Rousseau war schon in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes mit fast allen literarischen Persönlichkeiten der Hauptstadt bekannt geworden, am engsten aber hatte er sich von vornherein an Diderot angeschlossen. Beide waren ungefähr gleich alt, waren noch Werdende und verfolgten anscheinend gleiche Ziele. Jahrelang scheint zwischen ihnen ein intimes

Verhältniss ohne Störungen bestanden zu haben. Kennzeichnend dafür ist folgendes Geschichtchen. Diderot war im Jahre 1749 wegen seiner Lettres sur les Aveugles in den Thurm von Vincennes gesperrt worden. Rousseau gerieth darüber nahezu in Verzweiflung und seine Angst um den Freund trieb ihn zu dem gewagten Schritte, in einem Briefe die Pompadour zu bitten, man möge Diderot frei geben oder ihm, Rousseau, gestatten, des Freundes Gefangenschaft zu theilen. Als dann, man weiss nicht, ob infolge dieses Schreibens, Diderot die Erlaubniss erhielt, Besuche zu empfangen, eilte Rousseau so rasch, wie er konnte, nach Vincennes. Diderot war nicht allein. „Im Eintreten sah ich nur ihn, ich that nichts als einen Sprung, einen Schrei. Ich drückte mein Gesicht auf das seinige, presste ihn fest an mich und konnte vor Thränen und Schluchzen kaum reden. Ich erstickte vor Zärtlichkeit und Freude. Seine erste Bewegung, als er aus meinen Armen sich losmachte, war die, dass er sich zu dem Geistlichen wandte und sagte: Sie sehen, mein Herr, wie meine Freunde mich lieben." Die Neigung zur Musik führte Rousseau mit dem Vorleser des Prinzen von Gotha Grimm zusammen und bald wurde auch diese Verbindung zur Freundschaft von Rousseau's Seite. Rousseau führte den unbekannten jungen Mann bei seinen Bekannten ein, machte ihn mit Diderot und mit dem Baron Holbach bekannt. Dieser spielte bekanntlich den Mäcen und suchte möglichst viel „Philosophen" und freisinnige Gelehrte um sich zu sammeln. Er hatte auch Rousseau, dem er eigentlich antipathisch war,

an sich gezogen. Alle die Literaten, Gelehrten, liberalen Edelleute, Finanzmänner und Salondamen, die damals das geistige Paris bildeten, waren durchschnittlich ebenso frivol und liederlich wie geistreich und für die Wissenschaften begeistert. Fast Alle huldigten einem rohen Materialismus, der keine Ethik kennt. Ein grosser Theil von ihnen bestand aus Klatschbasen, die an persönlichen und literarischen Stänkereien, gegenseitigen Schmeicheleien und Verleumdungen ihr Genüge hatten. Dass auch auf Diderot und Grimm diese Charakteristik passt, beweist von allem anderen abgesehen ihr späteres Verhalten gegen Rousseau, für das Schuftigkeit ein eben passender Ausdruck ist. Diderot war ein vielseitiger und begabter Schriftsteller, wie allgemein bekannt, dabei ein Phrasenheld, in Worten und Thaten ein Libertin, ein derber leidenschaftlicher Gesell voll Galle und Rachsucht. Grimm war sehr klug, sehr ehrgeizig, vollkommen rücksichtlos, kalt und fein. Eine seltsame Verblendung hinderte Rousseau zunächst, die Art seiner Freunde zu erkennen.

Ehe die Erfahrung ihn über sie aufklärte, traf ihn von anderer Seite eine unerwartete Kränkung. Ein Herr Gauffecourt, ein älterer wohlhabender Mann, mit dem Rousseau seit vielen Jahren eng befreundet war, forderte Rousseau auf, ihn während einer Reise nach Genf zu begleiten. Am 1. Juni 1754 reisten beide mit Therese ab. Da Rousseau gern zu Fuss ging, war zumeist Gauffecourt mit Therese allein im Wagen und er benutzte die Zeit dazu, der ihm anvertrauten Genossin des Freundes in der gemeinsten Weise zu nahe zu

treten. Als Rousseau dies erfuhr, war er tief erschüttert. Er bemerkt, dass diese Reise ihm deshalb denkwürdig sei, weil auf ihr der vertrauensvolle Sinn, der ihm angeboren gewesen sei und dem er sich bis zum Alter von zweiundvierzig Jahren immer rückhaltlos ohne Nachtheil habe überlassen können, zum ersten Male ins Wanken kam. „Süsses, frommes Trugbild der Freundschaft, Gauffecourt war der Erste, der deinen Schleier vor meinen Augen hob!" Nachdem er sich in Lyon von Gauffecourt getrennt hatte, nahm er den Weg durch Savoyen, um Frau von Warens zu besuchen. Auch hier machte er eine traurige Erfahrung. Verarmt, moralisch verkommen und geistig stumpf geworden trat ihm die petite maman entgegen. Rousseau hatte die unglückliche Frau schon bisher nach Kräften unterstützt und drang nun in sie, sich ihm anzuschliessen und bei ihm zu bleiben. Es war umsonst. Er hat sich später bittere Vorwürfe darüber gemacht, dass er nicht alles im Stiche gelassen habe, um das Loos seiner früheren Beschützerin bis zuletzt zu theilen, Vorwürfe, die nicht ganz gerecht sein dürften. Freundlichere Eindrücke erhielt Rousseau in Genf. Seine Mitbürger kamen ihm mit Hochachtung und Herzlichkeit entgegen, und das Bewusstsein, als berühmter Bürger von der Vaterstadt begrüsst zu werden, aus der er vor sechsundzwanzig Jahren schimpflich entflohen war, that Rousseau unendlich wohl. Er entschloss sich, zum calvinischen Bekenntnisse zurückzutreten und seinen Wohnsitz vom nächsten Frühjahre ab in der Heimath zu nehmen.

Der zweite Theil des Entschlusses ist nicht zur Ausführung gekommen. Es machten sich verschiedene Bedenken gegen die Rückkehr nach Genf geltend und den Ausschlag gab schliesslich das Drängen der Frau von Epinay, die Rousseau auf ihrer Besitzung La Chevrette bei St. Denis eine Zuflucht anbot. Diese Dame, mit der Rousseau seit längerer Zeit bekannt war, hatte Geist und brachte Rousseau eine aufrichtige Zuneigung entgegen. Obwohl ihr Charakter bedenkliche Schwächen zeigte und ihr Lebenswandel nichts weniger als vorwurfsfrei war, hatte sie doch kein schlechtes Herz. Sie hat Rousseau später hart und ungerecht behandelt, hat ihn aufs Schwerste gekränkt, und der Bruch mit ihr wurde der Ausgangspunkt für alle seine Leiden. Aber sie war bei alledem eigentlich nur das Werkzeug eines klugen Spitzbuben, Grimm's. Als ihre Memoiren 1818 erschienen, haben sie dem Andenken Rousseau's in weiten Kreisen ernstlich geschadet, aber auch hier ist ihre Schuld wohl geringer als die des äusserst geschickten Mannes, der diese Memoiren formte und schärfte, eben jenes Grimm. Wie wir aus einem Briefe ihres Sohnes wissen, hat Frau von Epinay selbst ihr Verhalten gegen Rousseau bereut.

Frau von Epinay also hatte ein kleines Häuschen, das am Ende ihres Parkes gelegen war und die Eremitage genannt wurde, für Rousseau herrichten lassen und bot es ihm in liebenswürdiger Weise als Wohnung an. Nach längerem Zögern willigte Rousseau ein, verliess am 9. April 1756 mit Therese und ihrer Mutter die Stadt und bezog die Eremitage. Der neue Aufent-

haltort entsprach allen seinen Wünschen. In der Stille des Landlebens fühlte er sich heiter und glücklich, mit der Gegenwart der Pariser Gesellschaft verschwand die herbe Stimmung, die sie erregt hatte, und süsse Schwärmerei trat an ihre Stelle. Die Liebessehnsucht Rousseau's erwachte mit Macht, in Wald und Flur umschwebten ihn die Gestalten seiner Einbildungskraft und das Ergebniss dieser Träumereien war „Die neue Heloise". Mit diesem Werke und mit anderen Arbeiten beschäftigt, verbrachte Rousseau auch den Winter froh in der Einsamkeit und wünschte sich nichts anderes, als dass seine neuen Verhältnisse Bestand haben möchten. Es ist nun kein Zweifel, dass schon zu dieser Zeit Rousseau's „Freunde" nichts weniger als freundschaftlich gegen ihn gesinnt waren. Sie fühlten, dass Rousseau aus ganz anderem Holze geschnitten war als sie selbst, und dass er sie weit überragte. So lange die Welt dies nicht wusste, mochte es hingehen. Sein wachsender Ruhm aber war ihnen eine Pein. Zunächst begnügten sie sich mit böswilligen Neckereien, sie suchten ihm den dauernden Landaufenthalt zu verleiden, sie wollten Therese und ihre Mutter, die „Gouvernanten", ihm abspenstig machen, hetzten die alte Levasseur auf, machten Rousseau allerhand beissende Vorwürfe. Dass Diderot, Holbach u. A. weitergehende Absichten hatten, ist nicht wahrscheinlich, aber anders steht es mit Grimm. Diesem war es mit Hilfe Rousseau's gelungen, in der Gesellschaft Fuss zu fassen; er hatte die Freunde Rousseau's zu den seinigen gemacht und nun galt es, diesen zu beseitigen. Durch Rousseau in das

reiche Haus Epinay eingeführt, hatte er hier seinen Anker ausgeworfen. Wie Musset-Pathay richtig bemerkt, war Frau von Epinay ein Schatz für einen Abenteurer: gescheit, liebenswürdig, reich, von ihrem Manne vernachlässigt, nachgiebig und in moralischer Hinsicht ohne grosse Bedenken. Grimm wurde ihr Geliebter. Dass der im engsten freundschaftlichen Verkehre mit Frau von Epinay lebende Rousseau ihm im Wege war, ist begreiflich. Aus den erhaltenen Briefen geht hervor, dass er planmässig und mit Erfolg die Neigung der Frau von Epinay zu Rousseau bekämpfte. Vielleicht aber wäre er nicht zum Ziele gelangt, wenn nicht Rousseau selbst ihm zu Hilfe gekommen wäre. Rousseau nämlich hatte das Unglück, sich in die Schwägerin der Frau von Epinay, die Gräfin Houdetot zu verlieben. Diese war die Geliebte des Marquis Saint-Lambert, eines Mannes, von dem Rousseau mehr Gutes gesagt hat, als er verdient zu haben scheint. Rousseau wies den Gedanken von sich, die Gräfin zur Untreue an ihrem Geliebten zu verleiten, und wusste, dass seine Neigung hoffnungslos war. Nichtsdestoweniger konnte er sich von ihr nicht befreien und war ausser Stande, die flammende Leidenschaft, die ihn erfasst hatte, zu verbergen. Grimm beeilte sich, seinen Vortheil wahrzunehmen. St. Lambert wurde durch einen anonymen Brief in Kenntniss gesetzt. Der Baron Holbach kam eigens nach la Chevrette, um sich den verliebten Rousseau anzusehen, und bald wusste alle Welt um die Sache. Frau von Epinay aber, die St. Lambert zugeneigt, ihrer Schwägerin abgeneigt war

und die sich durch Rousseau's Verhalten zurückgesetzt fühlen musste, wurde von jetzt an zum gefügigen Werkzeuge der Hinterlist Grimm's. Zwar kam es zunächst nur zu einer vorübergehenden Entzweiung zwischen Rousseau und seiner Wirthin, bald aber fand sich eine Gelegenheit, einen endgiltigen Bruch herbeizuführen. Es ist unmöglich, hier alle Einzelheiten dieses Intriguenstückes und alle die Misshandlungen, die der bedauernswerthe Rousseau von Seiten Grimm's und des ihm zur Seite stehenden Diderot zu erdulden hatte, zu erzählen. Musset-Pathay und Morin haben es in vortrefflicher Weise gethan. Es genügt, zu sagen, dass eines Tages Grimm die Maske abwarf und die Beziehungen zu Rousseau, indem er ihn mit Schmähungen überschüttete, abbrach. Ihm folgte unmittelbar Frau von Epinay, die nicht nur Rousseau in schroffer Weise die Freundschaft aufkündigte, sondern sogar sich dazu verleiten liess, den kranken Mann mitten im Winter zum Verlassen der Eremitage zu nöthigen. Diderot war mit jenen Beiden ein Herz und eine Seele und, obwohl seine Entzweiung mit Rousseau erst etwas später vollständig wurde, arbeitete er doch von nun an mit Grimm und den übrigen „Philosophen" gemeinsam an der Verunglimpfung Rousseau's. Rousseau wurde von nun an ein hochmüthiger, undankbarer, heuchlerischer Bösewicht, der Tugend predigte und seinen Lüsten nachging, der die Menschenliebe im Munde führte und alle Pflichten gegen seine Mitmenschen versäumte, der seine Wohlthäter verleumdete, der aller Schändlichkeiten fähig war. Alle diese Vorwürfe durfte man nicht ohne Wei-

teres aussprechen. Man begnügte sich zunächst damit, von dem Hochmuthe und der Undankbarkeit Rousseau's zu reden und allerhand dunkle Andeutungen über seine Unthaten fallen zu lassen. Allmählich ging man weiter, und je einsamer und unglücklicher Rousseau wurde, um so dreister erhob sich die Verleumdung. Eine eigentliche Verabredung hat dabei wohl nicht bestanden. Grimm allein hat offenbar planmässig gehandelt. Es war ihm gelungen, Diderot in seine Intrigue zu verflechten und es zum Bruche zwischen ihm und Rousseau zu bringen. Diderot, der in Allem mit einer gewissen Plumpheit vorging und an dem, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, mit grosser Hartnäckigkeit festhielt, that später einfach, was ihm Hass und Rachsucht vorschrieben. Ihm aber folgten Holbach, d'Alembert, Marmontel u. A. theils aus Parteigeist, theils aus natürlicher Abneigung gegen Rousseau. Die Clique der „Philosophen“ machte eben die öffentliche Meinung, und wenn die Anfänge einer solchen einmal vorhanden sind, so vollzieht sich das Weitere nach Art der Lawinenbildung. Auch Grimm selbst hat, nachdem er einmal Rousseau aus seinem Wege entfernt hatte, wahrscheinlich nicht mehr nach einem fertigen Plane gehandelt, sondern hat schlechtweg alles gethan und gesagt, was Rousseau schaden konnte, je nachdem Zeit und Gelegenheit sich darboten.

Je genauer die Umstände bei dem Bruche zwischen Rousseau und seinen Freunden geprüft worden sind, um so vollständiger hat sich die Schuldlosigkeit Rousseau's herausgestellt, um so mehr ist die Wahrhaftig-

keit seiner Schilderung erkannt worden. Wohl ist Rousseau ungeschickt gewesen, bald allzu weichmüthig und nachgebend, bald aufbrausend und unbedacht. Wohl ist es unbegreiflich, dass er sich so lange nasführen liess und die ihm gelegten Schlingen nicht erblickte. Aber seine Gesinnung trifft kein Vorwurf. Ich kann mich nicht enthalten, die Worte wiederzugeben, zu denen sich Julius, einer der Uebersetzer der Bekenntnisse, gedrängt fühlte, als er von den Briefen Rousseau's aus der in Rede stehenden Zeit handelte. „O wie liebenswürdig zeigt sich Rousseau in allen diesen Briefen, besonders auch in denen, welche er in der heftigsten Aufregung geschrieben hat. Welches Zartgefühl, welche Selbstbeherrschung, welche Milde, welche Versöhnlichkeit, welch Liebesbedürfniss, welcher Adel der Gesinnung und der Sprache selbst im höchsten Affect. Es ist unmöglich, diese Briefe zu lesen und den Mann, der sie geschrieben, der so gefühlt hat, nicht zu lieben. Beklagenswerther, lieber, edler Mensch, o du schönes, menschliches, du armes Herz!" In der That, wenn für irgend Jemand, so ist für Rousseau das Leiden eine Schule der Vollkommenheit geworden. In seiner Jugend sehen wir sein Wesen von manchen Schlacken umgeben. Das Leben aber hat ihn geläutert. Je älter er wird, als um so reiner und verehrungswürdiger erscheint er. Milde und Gerechtigkeit sind die ihm eigenen Tugenden und gerade seinen Feinden gegenüber hat er sie in glänzender Weise bewährt. Seltsames Schicksal! Wenige von den Schriftstellern seiner Zeit waren in moralischer Beziehung werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen, und

keines Name ist so beharrlich durch den Koth der Verleumdung gezogen worden als der seinige, der heute noch als befleckt erscheint. War Rousseau im Ganzen gut oder schlecht? Natürlich giebt es keine ganz guten Menschen, aber das Wort im Sinne des gewöhnlichen Lebens verstanden, so darf man ruhig sagen, ja, Rousseau war ein guter Mensch. Nichts ist unerträglicher als der Pharisäer-Hochmuth, mit dem viele Literaten von dem „armen Jean-Jaques“ und seinen Fehltritten reden, als bedürfte er ihrer Entschuldigung oder Verzeihung. Leute, die auf ihrem Wege von der frühesten Kindheit durch sorgfältige Eltern und Erzieher geführt worden sind, die die Strasse der bürgerlichen Ehrbarkeit zwischen den Mauern der Sitten und Gesetze gegangen sind, ohne Gutes und ohne Böses zu thun, die wollen über Rousseau aburtheilen? Wohl hat Rousseau manches gethan, was er besser nicht gethan hätte, aber man bedenke, unter welchen Verhältnissen. Wer wie er mit einer krankhaft reizbaren Natur, von früh an auf sich selbst angewiesen, immer unter ungewöhnlichen, von der Norm abweichenden Verhältnissen leben musste, wie konnte der ohne Irrthum und Fehlgriffe durchkommen? Am Ende aber ist es wichtiger, Gutes zu thun, als nichts Schlechtes zu thun. Hier die kalte Tugend, die sich nichts zu Schulden kommen lässt, aber auch nichts Ausserordentliches leistet, dort das heisse Herz, mit dem der Mensch der Schuld nicht entgehen kann, das ihn aber doch durch alle Trübungen hindurch zum Guten und Schönen führt. Es ist Thorheit, den Schriftsteller und den Menschen aus einander

zu reissen. Ist nicht jede Schrift Rousseau's eine gute That? Ist es überhaupt möglich, dass der, der diese Werke hinterliess, nicht ein guter und edler Mensch war? Es heisst, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Rousseau's Werke aber sind seine Früchte. Zu demselben Ergebnisse führt die Betrachtung von Rousseau's Leben mit unbefangenen Augen. Je älter er wird, um so mehr tritt die Trefflichkeit seines Charakters hervor. Inmitten seiner kalten und boshaften „Freunde" steht er wie ein gutes Kind, das die Freundlichkeit seines Herzens bei den Anderen wiederzufinden glaubt und erst nach vielen Enttäuschungen seufzend sich abwendet. Misshandelt und verfolgt, schliesslich paranoiakrank und seiner Meinung nach von grausamen und mächtigen Feinden rings umgeben, bleibt Rousseau mild und liebevoll, auch gegen seine Feinde kennt er keinen Hass, er bedauert sie und keine Schmähung kommt über seine Lippen. Man wird sagen, es giebt eben active Paranoiakranke, die sich an ihren Feinden zu rächen suchen, und passive, die sich mit Jammern und Klagen begnügen. Das ist ja richtig, und der Unterschied bezieht sich auf Unterschiede der Charaktere. Aber Rousseau war im Uebrigen keine passive Natur, vielmehr höchst activ und einer glänzenden Polemik fähig. Er war ein Kopf-, kein Muskelmensch, kämpfte nicht mit Faust und Schwert, aber seine Feder war eine gefährliche Waffe und er hätte sich ihrer erfolgreich bedienen können, um seine Feinde zu schädigen. Er wehrte sich auch, aber immer blieb er in der Vertheidigung, nie ging er zum Angriffe über.

Man vergleiche seine edle Haltung mit der Niederträchtigkeit Voltaire's gegen ihn.

Man sagt, Rousseau's Charakter sei aus Widersprüchen zusammengesetzt, er habe bald dies, bald jenes gewollt. Auch das kann ich nicht finden. Er war ein für gewöhnlich sanfter, aber in der Erregung leidenschaftlicher und höchst nervöser Mann. Dass er den Schwung der Begeisterung, in den er von Zeit zu Zeit gerieth, nicht dauernd ertragen konnte, dass auf die gewaltsame Bewegung Ermüdung folgte, das ist doch selbstverständlich, und ich möchte wissen, ob irgend ein Künstler oder Dichter sich anders verhalten könne. Rousseau's Ansichten sind nicht immer dieselben, aber ihre Entwickelung ist ganz normal, sie klären und vertiefen sich, anfänglich schroff und übertrieben wird er immer freier und besonnener. Gerade das ist bemerkenswerth, dass dieser Mann, der für den oberflächlichen Blick der reine Gefühlsmensch zu sein scheint, über alle concreten Verhältnisse mit grosser Behutsamkeit, ja mit staatsmännischer Ruhe urtheilt. Sturm und Drang vereinigen sich in ihm mit ruhiger Klarheit. Gerecht und wohlwollend, wie er im Leben war, blickt er auf die Welt und sein Urtheil bleibt vorsichtig und gemässigt. Im Praktischen hat es freilich den Anschein, als verfolgte er kein bestimmtes Ziel, da er Thätigkeit und Ort ungewöhnlich oft wechselt. Aber das ist eben Schein. Verfolgt man sein Leben, so muss man gestehen, dass er fast immer das gethan hat, bewusst oder unbewusst, was im Sinne seiner Mission lag. Das, was er brauchte, war Freiheit

von drückenden Verpflichtungen, die Möglichkeit, seinem Werke zu leben. Er konnte also keine bürgerliche Stellung ausfüllen. Machte er den Versuch, ein Amt zu versehen oder dgl., so musste ihm sein guter Genius sagen, dass er auf dem Holzwege war, und dann kehrte er mit vollem Rechte um. In späteren Zeiten wich er, wie wir sehen werden, der Noth, erst der Unbarmherzigkeit der Menschen, die ihm keine Ruhestätte gönnten, dann dem Zwange der Krankheit, die ihn von Ort zu Ort trieb. Seine Neigungen waren durchaus stetig, denen, die ihm kein Unrecht gethan hatten, blieb er durch das Leben treu, seine Freude an der Natur, am Spazierengehen und am Landleben, seine Liebe zur Musik, sein botanischer Eifer dauerten ungeschwächt bis zum Ende an. Als Denker wie als Notenschreiber war er ein getreuer Arbeiter, der seine Aufgabe nie im Stiche liess. Wo sind also die Widersprüche, die Unstetigkeit?

Ich brauche kaum noch zu versichern, dass ich die Meinung, nach der in der Entzweiung Rousseau's mit Grimm und Consorten der erste Ausbruch des Verfolgungswahnes Rousseau's zu erblicken ist, für ganz thöricht halte. Man kann die leidenschaftliche Erregtheit Rousseau's, die sich in allen diesen Vorgängen kund giebt, seine übergrosse Empfindsamkeit für krankhaft erklären, aber auch dies ist nur cum grano salis richtig, insofern nämlich, als es ein weites Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit giebt, in dem für den krankhafter Seelenzustände Kundigen gar vieles „Gesunde" als krank erscheint.

Wir wissen heute von der Schlechtigkeit seiner Gegner viel mehr, als Rousseau wissen konnte. Trotzdem hat er die Verhältnisse im Ganzen durchaus richtig beurtheilt, ungefähr so, wie es hier dargestellt worden ist. Wir finden in seinen Briefen aus dieser Zeit keinerlei Uebertreibungen, das Wort Complot kommt gar nicht vor. Die Darstellung in den Bekenntnissen stammt aus einer Zeit, in der Rousseau schon zweifellos krank war, und doch ist auch sie vollständig correct. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass im geistigen Zustande Rousseau's während des Aufenthaltes in der Eremitage Aenderungen eingetreten sind, die nur theilweise als Wirkung der Gemüthsbewegungen aufzufassen sind, die vielmehr die Vorstufen der späteren Erkrankung bilden. Er wurde allmählich reizbarer, düsterer, misstrauischer. Therese soll erzählt haben, dass er damals bei Tag und bei Nacht geweint habe, dass er in der Nacht laut vor sich hin gesprochen habe; freilich stammt die Nachricht aus einer verdächtigen Quelle (Frau von Epinay). Aus den böswilligen Reden der damaligen „Freunde“ über Rousseau's Verrücktheit geht wenigstens das hervor, dass sein Verhalten ihnen auffallender als früher vorkam.

Am 15. December 1757 verliess Rousseau in Eile die Eremitage und bezog eine Wohnung zu Montmorency. Die verschiedenen Erschütterungen des Gemüthes, die er erlitten hatte, waren seiner Gesundheit nachtheilig geworden. Das Blasenleiden trat mit grosser Heftigkeit auf (wie früher schon erwähnt wurde), und Rousseau fühlte sich in hohem Grade erschöpft. „Kaum

hatte ich mich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, als zu heftigen und häufigen Anfällen meiner Harnverhaltung sich eine neue Beschwerde gesellte, ein Bruch, der mich schon seit einiger Zeit quälte, ohne dass ich wusste, dass es einer war. Ich litt alsbald die grausamsten Schmerzen. Der Arzt Thierry, mein alter Freund, besuchte mich und klärte mich über meinen Zustand auf. Die Sonden, Wachskatheter, Bandagen, all das Geräth der Altersschwächen um mich her liess mich lebhaft fühlen, dass man nicht ungestraft das Herz jung behält, wenn der Leib es nicht mehr ist. (Rousseau glaubt, dass er sich seinen Leistenbruch, der übrigens beiderseitig war, durch die häufigen und langen Erregungen der Gräfin Houdetot gegenüber zugezogen habe.) Die schöne Jahreszeit gab mir meine Kräfte nicht wieder und ich brachte das ganze Jahr 1758 in einem Zustande von Erschöpfung hin, der mich glauben machte, dass ich am Ziele meiner Laufbahn stünde". Eine neue Arbeit gewährte ihm Ablenkung und Erfrischung, erwarb ihm aber zu gleicher Zeit einen neuen, überaus gefährlichen Feind. D'Alembert hatte für die Encyclopädie den Artikel „Genf" geschrieben und hatte darin nach Besprechung mit Voltaire, dem sehr viel an der Sache lag, die Einführung des Theaters in Genf befürwortet. Voltaire lebte bekanntlich in der Nähe Genfs, die streng calvinische Stadt aber gestattete keine theatralischen Aufführungen. Rousseau wusste, dass der eigentliche Vater des Aufsatzes Voltaire war, und erblickte deshalb darin eine grosse Gefahr für die Sitten seiner Vaterstadt. Der Einfluss Voltaire's war in der

That gross, und je entschiedener Rousseau den Pariser Ton verurtheilte, um so betrübender war ihm der Gedanke, dass Voltaire aus Genf ein kleines Paris machen könnte. Er griff daher zur Feder und erklärte dem Theater überhaupt den Krieg. Das stattliche „Sendschreiben an d'Alembert über die Schauspiele", das Rousseau in wenig Wochen verfasste, beleuchtet denn von allen Seiten den Schaden, den das Theater, wie es wirklich ist, den Sitten bringen kann und bringt. Es hatte grossen Erfolg und trug vermuthlich wesentlich mit dazu bei, dass die theaterfreundlichen Bestrebungen Voltaire's in Genf keinen Anklang fanden. Darüber nun gerieth Voltaire in Wuth, und es ist wahrscheinlich, dass der brennende Hass, mit dem er seitdem Rousseau verfolgt hat, an der Theaterangelegenheit sich entzündet hat. Der Zündstoff freilich war schon vorher vorhanden. Zwar hatte Voltaire bisher mit Rousseau in höflicher Weise verkehrt und seine Leistungen, freilich in der ihm eigenen spöttischen Weise, anerkannt, aber seine ganze Denkweise war der Rousseau's von Grund aus entgegengesetzt und er war zu sehr für seinen Ruhm besorgt, als dass ihm der Rousseau's gefallen hätte. Es ist anzunehmen, dass auch hier Grimm seine Hand im Spiele gehabt hat. Dieser befand sich zur Zeit mit Frau von Epinay in Genf, er wird nicht verfehlt haben, den Samen des Hasses, der bei Voltaire fruchtbaren Boden fand, auszustreuen und den Ruf seines ehemaligen Freundes in dessen Vaterstadt nach Kräften zu zerstören. Rousseau hatte etwas später die grosse Unklugheit, Voltaire offen zu schrei-

ben, dass er in ihm den Verführer Genfs sehe, dass er durch ihn der Heimath beraubt sei, und dass er ihn hasse trotz aller Bewunderung seines Genies. Wie Voltaire diesen Brief heimgezahlt hat, werden wir weiterhin sehen. Als Gehülfen Voltaire's in der Verfolgung erwähnt Rousseau später oft den aus einer aristokratischen Familie Genfs stammenden Arzt Tronchin. Er war Voltaire's Arzt und Freund, galt vielfach für einen Charlatan und war eine einflussreiche Persönlichkeit. Ob d'Alembert schon damals gegen Rousseau feindlich gesinnt war, ist nicht bekannt; auf jeden Fall hat er später mit allen Gegnern Rousseau's gemeinsame Sache gemacht und sich durch besondere Bosheit ausgezeichnet.

Die nächsten Jahre verflossen für Rousseau in Montmorency ziemlich ruhig. Er vollendete die „neue Heloise", verfasste den „Emil" und den „Gesellschaftvertrag", und unterhielt, trotz seines Einsiedlerthumes, einen ziemlich regen Verkehr. Sein weiches Herz konnte nicht lange ohne Freundschaft sein und das Schicksal führte ihm bald neue Freunde zu. Das Schloss Montmorency gehörte dem Herzog von Luxemburg, der als Marschall von Frankreich und persönlicher Freund des Königs eine Rolle im Staate spielte. Der Marschall und seine Frau pflegten den Sommer in Montmorency zuzubringen, und um sie versammelte sich dann eine gewählte Gesellschaft. Rousseau wünschte, dem Schlosse fern zu bleiben, aber die hohen Herrschaften waren in ihren Einladungen so beharrlich (der Marschall selbst machte Rousseau einen Besuch), dass er

wohl oder übel folgen musste. Die mit Widerstreben eingegangene Verbindung wurde rasch eng. Rousseau gerieth in Feuer und gab sich seiner Neigung mit der ihm eigenen Ueberschwänglichkeit hin. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass auch auf der anderen Seite eine aufrichtige Zuneigung bestand. Der Marschall war ein älterer Herr von grosser Herzensgüte und etwas nachgiebigem Charakter. Zu ihm fühlte sich Rousseau besonders hingezogen, und trotz der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung entwickelte sich zwischen Beiden ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniss, das erst durch den Tod des Marschalls gelöst worden ist. Rousseau spricht auch in späterer Zeit von dem vornehmen Freunde stets mit dankbarer Verehrung und mit unbedingtem Vertrauen. Die Frau Herzogin war eine ausserordentlich gewandte und geistreiche Dame, ihr Ruf aber war nichts weniger als gut. Man sagte ihr nach, dass sie in jungen Jahren ein geradezu ausschweifendes Leben geführt habe, und fürchtete später ihre scharfe Zunge. Da sie Rousseau mit der vollendeten Liebenswürdigkeit einer grossen Dame entgegenkam, gewann auch sie sein Herz. Verschiedene Thatsachen, die Rousseau mittheilt, ebenso wie die erhaltenen Briefe lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass die Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, die die Herzogin Rousseau bewies, in der Hauptsache aufrichtig war. Freilich mochte der Dame von vornherein der Verkehr mit dem berühmten Schriftsteller vor Allem ein Zeitvertreib sein; sie liess sich seine neuen Werke vorlesen und fühlte sich durch den Umgang mit einem Manne,

der ganz anders war als die Herren vom Hofe, unterhalten. Dass mit der Zeit die Herzogin kühler und kühler wurde, erklärt sich einfacher durch die Annahme, dass Rousseau in ihren Augen den Reiz der Neuheit verlor und sie zu langweilen anfing, als durch die Vermuthung Rousseau's, er habe durch verschiedene Tölpeleien die Gnade der Dame verscherzt. Sei dem nun so oder so, Thatsache ist nur, dass in späterer Zeit die Herzogin sich kalt und ablehnend gegen Rousseau gezeigt hat. Dass sie ihn gehasst und verfolgt habe, dafür fehlt der Beweis.

Von den Bekanntschaften, die Rousseau im Hause Luxemburg machte, wurden besonders zwei für ihn wichtig, die der Gräfin Boufflers und die des Prinzen Conti. Die Gräfin war ein Schöngeist, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit vielen Gelehrten und schriftstellerte selbst. Auch der Prinz, dessen Geliebte die Gräfin war, hielt sich zur „philosophischen Partei“ und brachte der Literatur die grösste Theilnahme entgegen. Beide haben Rousseau viele Beweise ihres Wohlwollens gegeben und haben bedeutungsvoll in sein Leben eingegriffen.

Im Anfange des Jahres 1761 erschien die neue Heloise und erregte einen Sturm des Beifalls. Rousseau gedachte nun noch den Emil und den Gesellschaftvertrag herauszugeben und sich dann an einen stillen Ort zurückzuziehen, wo er in Frieden seine Tage beschliessen könnte. Er wollte der Schriftstellerei entsagen, nur noch das Wörterbuch der Musik, an dem er seit langer Zeit gelegentlich arbeitete, beenden und



die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzeichnen. Dieser verständige Plan wurde durch die Ereignisse vereitelt, und die Veröffentlichung des Emil brachte dem Verfasser statt der ersehnten Ruhe Verfolgungen, die ihm den Frieden für immer raubten. Schon der Druck dieses Buches verursachte Rousseau vielfachen Aerger und die peinlichsten Aufregungen. Frau von Luxemburg hatte Rousseau gebeten, ihr die Handschrift zu überlassen, da er, wie sie sagte, sich von den Verlegern über das Ohr hauen lasse. Rousseau hatte eingewilligt unter der Bedingung, dass das Werk nicht in Frankreich gedruckt werden dürfe. Er wollte sein Buch weder durch die Censur verstümmelt sehen, noch es ohne Genehmigung der Behörden erscheinen lassen. Er hielt an seiner Bedingung fest, obwohl nicht nur Frau von Luxemburg, sondern auch Herr von Malesherbes, der mit der Beaufsichtigung des Bücherwesens und der Censur in Frankreich betraut war, ihn zu beruhigen suchte. Frau von Luxemburg schloss den Vertrag mit dem Pariser Buchhändler Duchesne ab, der sich seinerseits mit dem holländischen Buchhändler Néaulme in Verbindung setzte. Rousseau war nun des Glaubens, dass der Druck in Holland stattfinden werde, musste aber entdecken, dass in Wirklichkeit zwei Auflagen zugleich hergestellt wurden, und dass die holländische ein Nachdruck der Pariser war. Ueberdem rückte der Druck in keiner Weise vorwärts, sondern wurde durch allerhand Spiegelfechtereien verzögert und stockte endlich ganz. Rousseau war zu dieser Zeit sehr krank. „Ich lebte seit länger als vier Jahren in Montmorency,

ohne dort auch nur einen einzigen recht gesunden Tag gehabt zu haben. Die Luft ist zwar herrlich, aber das Wasser schlecht, und dies kann sehr leicht mitgewirkt haben, mein gewöhnliches Leiden zu verschlimmern. Gegen Ende des Herbstes 1761 wurde ich ernstlich krank und brachte den ganzen Winter in fast ununterbrochenem Leiden hin. Das körperliche Leiden machte mir die Besorgnisse, die sich einstellten, noch fühlbarer (Freunde, denen er Theile des Emil mitgetheilt hatte, hatten ihn vor den Wirkungen des Buches gewarnt). Seit einiger Zeit beunruhigten mich dunkle, trübe Ahnungen, ohne dass ich wusste, weshalb". Als nun der Stillstand im Drucke eintrat und der Buchhändler Rousseau weder schrieb, noch ihm auf seine Briefe antwortete, gerieth der in sein Zimmer gebannte Rousseau in Aufregung. „Meine Einbildungskraft, von dem langen Stillschweigen aufgeregt, fing an, mir Schreckbilder vorzuspiegeln. Je mehr mir die Veröffentlichung meines letzten und besten Werkes am Herzen lag, desto mehr quälte ich mich, zu entdecken, an welchem Haken es hängen geblieben, und da ich in Allem immer gleich zum Aeussersten fortgehe, glaubte ich in der Verzögerung des Druckes schon die Unterdrückung meines Buches zu erblicken. Ich schrieb Briefe über Briefe an Guy, an Herrn von Malesherbes, an Frau von Luxemburg, und wenn keine Antworten kamen, oder nicht zu der Zeit, wann ich sie erwartete, so wurde ich völlig irre, ja ganz wahnsinnig. Ich erfuhr unglücklicherweise in derselben Zeit, dass ein Jesuit, P. Griffet, von dem Emil gesprochen und so-

gar Stellen daraus angeführt habe. Im Augenblicke ist meine Einbildung blitzschnell entflammt und klärt mir das ganze schändliche Geheimniss auf". Er fasste nämlich den Gedanken, die Jesuiten hätten in Voraussicht seines baldigen Todes sich der Handschrift bemächtigt und würden nach seinem Tode das Werk verstümmelt und in ihrem Sinne entstellt erscheinen lassen. Er schildert, wie unzählige Umstände ihm einfielen, die seine Hypothese zu bestätigen schienen, wie er überall Jesuiten sah und schliesslich in völlige Verzweiflung gerieth. Es gelang Herrn von Malesherbes, der ihn persönlich in Montmorency besuchte, ihn zu beruhigen. Rousseau erkannte seinen Irrthum und klagte sich nun in seinen Briefen auf das Schonungsloseste an, er habe seit sechs Wochen nur Ungerechtigkeiten begangen und Verleumdungen gegen ehrenwerthe Leute ersonnen, Krankheit und Verstimmung hätten ihn ein Gewebe von Abscheulichkeiten erfinden lassen u. s. f.

Man hat in dieser Verirrung Rousseau's den Beginn der geistigen Erkrankung sehen wollen. Ich glaube, dass ein sicheres Urtheil nicht möglich sei. Man kann sagen, der Aufregungzustand des körperlich kranken, einsamen und reizbaren Mannes sei etwas Krankhaftes, doch kein Irresein im engeren Sinne des Wortes. Dazu komme, dass Rousseau in Wirklichkeit Grund hatte sich zu beunruhigen. Es scheint, dass in der That mit seiner Handschrift Missbrauch getrieben, und dass Rousseau von verschiedenen Seiten auf das Gröblichste betrogen worden ist. Andererseits aber ist doch möglicher-

weise in diesen Vorgängen das erste Aufflammen der Paranoia zu erkennen, und ich muss sagen, dass mir diese Meinung viel für sich zu haben scheint.

Endlich erschien der Emil. Von allen Seiten kamen Rousseau Warnungen zu vor einem Sturme, der sich gegen ihn erheben werde. Herr von Malesherbes liess durch den Marschall alle Briefe, die er über den Druck des Emil geschrieben hatte, von Rousseau zurückfordern. Frau von Boufflers redete Rousseau dringend zu, nach England zu fliehen. Rousseau aber im Bewusstsein, seinerseits die Gesetze nicht verletzt zu haben, blieb vollkommen ruhig. In einer Nacht jedoch wurde er durch den Kammerdiener der Frau Marschall geweckt, und dieser überbrachte ihm einen Brief des Prinzen Conti. Die Verfolgung des Verfassers des Emil sei beschlossene Sache, schrieb der Prinz, der Hof fordere sie, das Parlament wolle sie. Am anderen Morgen werde der Verhaftbefehl ausgefertigt werden. Er, der Prinz, habe nur erlangen können, dass man Rousseau entfliehen lassen wolle. Bleibe er aber, so werde er gefangen gesetzt werden. Im Schlosse fand Rousseau die Herzogin in grosser Aufregung. Sie beschwor ihn, zu fliehen, da er im Falle eines Processes die Blosstellung seiner Freunde (d. h. ihrer und des Herrn von Malesherbes) nicht werde vermeiden können. Der Herzog und Frau von Boufflers unterstützten diese Bitte, und Rousseau konnte nicht widerstehen, so sehr ihm auch, da er auf seine gute Sache baute, die Flucht zuwider war. Am nächsten Tage reiste er in einem Wagen des Herzogs ab und erreichte unangefochten die Schweiz.

Man hatte Rousseau gesagt, er falle den politischen Umständen zum Opfer. Das Parlament, das im Begriffe war, die Auflösung des Jesuitenordens auszusprechen, wolle den Schein vermeiden, als ob es gegen Kirche und Religion streite, und wolle an dem Emil, in dem das „Bekenntniss des savoyardischen Vikar“ als besonders anstössig erschien, wie an einem widerkirchlichen Buche, ein Exempel statuiren. Rousseau selbst hat sich wohl nie mit dieser Erklärung begnügt. Er war überzeugt, dass persönliche Beweggründe die Hauptrolle spielten, und dass seine Verfolgung das Werk seiner Feinde war. Insbesondere glaubte er, dass der Herzog von Choiseul seine Hand im Spiele habe. In dem Gesellschaftvertrag, der einige Monate vor dem Emil erschienen war, hatte er an einer Stelle diesen Staatsmann, von dem er eine grosse Meinung hegte, zu loben beabsichtigt. Diese Stelle ist aber so wenig deutlich, dass Choiseul ebensowohl eine schneidende Verurtheilung in ihr finden konnte. Nun hatte Herr von Luxemburg eine Aeusserung gethan, aus der hervorzugehen schien, dass der Herzog von Choiseul sich für beleidigt durch Rousseau hielt. Es lag also der Gedanke nahe, dass der Zorn des Ministers das Parlament in Bewegung gesetzt oder doch angefeuert habe. In der That erklärt diese Annahme Vieles und man könnte sie für die richtige halten, wenn nicht die ganze Auseinandersetzung recht sehr an die Darstellungen der Paranoiakranken erinnerte, einen sozusagen paranoischen Anstrich hätte.

In späterer Zeit fasste Rousseau die Sache anders

auf. Alle Vorgänge während des Druckes und bei dem Erscheinen des Emil erschienen ihm geheimnissvoll, nach langem Nachdenken fand er, dass von vornherein ein Complot bestanden habe, und schliesslich gelang es ihm, die einzelnen Maschen des Netzes zu erkennen. In den Bekenntnissen deutet er seine Auffasung nur an, in einem Briefe an Herrn von St. Germain aber, der am 26. Februar 1770 geschrieben ist, spricht er sie offen aus. „Die Holbachianer, die mich schon zu Grunde gerichtet zu haben glaubten, waren wüthend, als sie mich im Schlosse Montmorency und bei dem Prinzen Conti in Gunst sahen, und liessen nun durch d'Alembert eine Mine graben. Indem sie sich jenen geheimen Verdruss, von dem ich gesprochen habe, zu Nutze machten, gelang es ihnen, ihr Complot durch den Temple in das Haus Luxemburg zu führen. Es ist leicht verständlich, wie Herr von Choiseul sich zu diesem besonderen Zwecke mit der Liga verband und sich zu ihrem Haupte machte. Dieser Umstand machte nun das Gelingen vermittels unterirdischer Wühlereien, deren Plan wahrscheinlich Grimm geliefert hatte, unfehlbar.“ Es soll also im Auftrage seiner Freunde d'Alembert, der in der That bei Frau von Luxemburg und besonders bei Frau von Boufflers sehr in Gunst stand, den Plan angegeben haben, Rousseau auf Grund des Emil verfolgen zu lassen, was nur geschehen konnte, wenn das Buch in Frankreich selbst erschien. Die beiden Damen sollen auf den Plan eingegangen sein, weil sie einen geheimen Verdruss gegen Rousseau wegen verschiedener seiner allzu freimüthigen oder ungeschick-

ten Aeusserungen hatten. Frau von Boufflers, die dem Prinzen Conti, dem Bewohner des Temple, angehörte, wird als die zuerst Handelnde angesehen. Frau von Luxemburg bestimmte dann Rousseau, ihr die Handschrift des Emil zu übergeben, und liess das Buch in Frankreich drucken. Schon während des Druckes wurden Auszüge aus dem Buche gemacht, auf Grund deren sofort nach dem Erscheinen die Verurtheilung des Verfassers erfolgen konnte. Schliesslich trat Choiseul ein und lieh den Verschwörern seine Macht. Der Zweck des Ganzen aber war nicht sowohl, Rousseau in einen Process zu verwickeln, als ihn aus Frankreich zu verscheuchen, ihn heimathlos zu machen und dann den Ruf des Abwesenden unwiderruflich zu zerstören.

Wenn man das so liest und bedenkt, dass im Jahre 1770 Rousseau zweifellos von Verfolgungsvorstellungen beherrscht war, wird man ohne Weiteres in Rousseau's Darstellung ein Wahngebilde erblicken. Ich glaube auch, dass sie ein solches ist. Die Feindseligkeit d'Alembert's reicht kaum soweit zurück. Die der Damen Boufflers und Luxemburg ist überhaupt durch nichts bewiesen. Der edle Malesherbes würde sich nicht nur schwach, sondern dumm oder schlecht gezeigt haben. Ganz besonders ist die Annahme eines fein angelegten und gemeinsam befolgten Planes von vornherein unwahrscheinlich. Das Wenigste in der Menschen-Welt geschieht planmässig, und wenn jene vornehmen Leute mit ihrem umständlichen Verfahren nichts weiter beabsichtigt hätten, als Rousseau zu entfernen, so wären ihnen bequemere Mittel zur Hand gewesen. Es ist viel-

mehr kennzeichnend für den kranken Geist, dass er aus den mehr zufälligen Umständen ein scharfsinnig ersonnenes System ableitet. Immerhin ist hervorzuheben, dass Morin, dessen Untersuchung sehr gründlich und scharfsinnig ist, sich im Wesentlichen der späteren Auffassung Rousseau's angeschlossen hat. Auch er glaubt, dass die Herzogin von Anfang an in feindseliger Gesinnung gehandelt habe, und dass die Vertreibung Rousseau's ihr Ziel gewesen sei. Die Thatsache, dass der geistesgesunde Morin in derselben Weise urtheilte (oder irrte) wie Rousseau, zeigt allerdings, dass Rousseau's Darstellung nicht aus der Luft gegriffen ist. Es ist zuzugeben, dass in dieser ganzen Angelegenheit manches dunkel ist, aber, wie eben angedeutet wurde, erklärt die Rousseau-Morin'sche Auffassung das Unverständliche durch die grössten Unwahrscheinlichkeiten. Wenn wir sie für wahnhaft halten, geschieht es nicht nur ihres Inhalts wegen, sondern auch deshalb, weil die Gesammtauffassung des späteren Rousseau uns dazu drängt, wir sehen in ihr nicht nur ein Beweisstück für seinen Wahn, sondern beurtheilen sie auch nach diesem.

III.

Die vier Briefe an Herrn von Malesherbes.

Bald nach der Aufregung durch die Jesuitenfurcht schrieb Rousseau vier Briefe an Herrn von Malesherbes, die er selbst als eine Ergänzung zu den Bekenntnissen bezeichnet, und die nach seinem Ausdrucke „das wahre Gemälde seines Charakters und die wahren Beweggründe seiner Handlungsweise“ enthalten. Sie geben wenigstens von seiner damaligen Stimmung und Auffassungsweise ein treues Bild. Ich habe es für zweckmässig gehalten, sie hier vollständig wiederzugeben. Wir sehen in ihnen den grossen liebenswürdigen Mann und zugleich alle seine Sonderbarkeiten und Schwächen. Bemerkenswerth scheint mir besonders die wiederholte Betonung der Hochachtung vor sich selbst. Andeutungen davon finden sich schon in viel früheren Schriftstücken und in späteren steigert sie sich noch in weit höherem Grade.*) Es wäre nicht richtig, hier

*) Eine berühmte Stelle findet sich in einem Briefe, den Rousseau aus der Schweiz an Frau von la Tour-Franqueville, seine begeisterte Verehrerin und spätere Vertheidigerin, schrieb. „Sie sagen, dass ich Niemand gleichgiltig bin. Um so besser! Ich kann die Lauen nicht leiden und will lieber von Tausend auf

von Hochmuth zu sprechen. Rousseau beurtheilt durchgängig andere mild, sich selbst streng, bekennt, ja übertreibt seine Schwächen und Fehler. Da er aber fühlte, dass sein eigentliches Wesen gut war, schien es ihm ein Gebot der von ihm vor allen geehrten Pflicht, der Wahrhaftigkeit, zu sein, seinem moralischen Selbstbewusstsein offenen Ausdruck zu geben. Ob Rousseau's Art zu denken oder die christliche Demuth besser sei, das berührt uns hier nicht. Wir begreifen aber, dass die aufrichtige und hohe Achtung vor sich selbst Rousseau besonders empfindlich machte gegen Angriffe auf seinen Charakter, und dass er umgekehrt den vielen und groben Verdächtigungen gegenüber, denen er thatsächlich ausgesetzt war, jene Achtung erst recht betonte und ihr gelegentlich überraschenden Ausdruck gab. Hätte Rousseau nicht von Haus aus eine übergrosse moralische Reizbarkeit besessen, so wäre es den Schmähungen seiner Feinde kaum gelungen, ihn bis zur geistigen Erkrankung zu erschüttern. Ueberhaupt ist die Hochachtung vor sich selbst ein Bestandtheil des zur Paranoia geeigneten Charakters.

Herr von Malesherbes ist eine der wohlthuendsten Erscheinungen seiner Zeit. Er war uneigennützig, hilfreich und gerecht. Nach einem ehrenhaften Leben ist er

---

das Aeusserste gehasst und von Einem ebenso geliebt werden. Wer sich um mich nicht ereifert, ist meiner nicht werth... Es kann Einer meine Bücher nicht lieben und ich finde dies nicht tadelnswerth; jeder aber, der mich auf Grund meiner Bücher nicht liebt, ist ein Schelm". Es klingt merkwürdig, ist aber ganz richtig.

als ein treuer Diener der Gerechtigkeit für seinen König auf dem Schaffot gestorben. Mit Rousseau hatte ihn sein Amt als Aufseher über das Bücherwesen schon vor dem Drucke des Emil in Berührung gebracht, und immer hatte er sich Rousseau überaus wohlwollend bewiesen. Er war dem Fortschritte zugeneigt und schätzte den Schriftsteller Rousseau ausserordentlich hoch. Rousseau brachte ihm eine dankbare Verehrung entgegen, und der freundschaftliche Verkehr zwischen beiden Männern hat bis zu den letzten Jahren Rousseau's angedauert. Es ist bezeichnend, dass Rousseau zu einer Zeit, als ihm fast alle seine früheren Gönner verdächtig geworden waren, nie das geringste Misstrauen gegen Herrn von Malesherbes hegte. Die Rolle, die dieser bei dem Drucke des Emil gespielt hat, konnte in der That zu Zweifeln Anlass geben, aber Rousseau begnügte sich später zu sagen, Herr von Malesherbes sei ebenso schwach wie redlich gewesen, der Theilnahme am Complot hielt er ihn nie für fähig.

Erster Brief.

Montmorency, am 4. Januar 1762.

Ich würde, mein Herr, den letzten Brief, mit dem Sie mich beehrten, eher beantwortet haben, wenn mein Eifer, zu antworten, der Freude, die mir Ihr Brief gemacht hat, entsprochen hätte. Aber abgesehen davon, dass es mir schwer fällt, zu schreiben, habe ich geglaubt, den Verdriesslichkeiten dieser Tage Zeit lassen

und Sie nicht mit den meinigen behelligen zu sollen. Obgleich ich mich über das Vorgefallene nicht beruhigen kann, ist es mir doch lieb, dass Sie davon Kenntniss haben, seitdem ich weiss, dass ich dadurch Ihre Achtung nicht verloren habe. Ich hoffe, sie werde sich nicht vermindern, wenn Sie mich nicht mehr für besser halten werden, als ich bin.

Die Beweggründe, die Sie dem von mir, seitdem mein Name der Welt bekannt geworden, durchgeführten Verhalten unterlegen, machen mir mehr Ehre, als ich beanspruchen kann. Immerhin kommen sie der Wahrheit näher als die, die mir jene gelehrten Herren zuschieben, deren einziger Gedanke der Ruf ist, und die meine Empfindungen nach den ihrigen beurtheilen. Mein Herz ist für andere Neigungen zu sehr empfänglich, als dass ich der öffentlichen Meinung zu viel Werth beilegen möchte. Ich liebe mein Vergnügen und meine Unabhängigkeit zu sehr, um in dem Grade, wie jene es voraussetzen, Sklave der Eitelkeit zu sein. Der, dem die Hoffnung auf Vermögen und Vorwärtskommen niemals ein Stelldichein oder ein angenehmes Abendbrot aufwog, wird sein Glück natürlich nicht dem Wunsche, von sich reden zu machen, aufopfern, und es ist ganz unwahrscheinlich, dass ein Mann, der in sich einige Begabung fühlt und doch bis zum vierzigsten Jahre wartet, ehe er sich bekannt macht, thöricht genug sei, nur deshalb in der Verlassenheit sich bis zum Ende seiner Tage zu langweilen, um sich den Ruf eines Menschenfeindes zu verschaffen.

Ja, mein Herr, obgleich ich die Ungerechtigkeit und

die Schlechtigkeit im höchsten Grade hasse, trotzdem würde diese Empfindlichkeit allein mich nicht dazu gebracht haben, die menschliche Gesellschaft zu fliehen, wenn mich dies ein grosses Opfer gekostet hätte. Mein Beweggrund ist weniger edel, hängt vielmehr mit meiner natürlichen Beschaffenheit zusammen. Ich habe die Neigung zur Einsamkeit mit auf die Welt gebracht, und sie ist in dem Grade gewachsen, wie ich die Menschen besser kennen gelernt habe. Ich finde meine Rechnung eher bei den Wesen, die meine Einbildungskraft um mich versammelt, als bei denen, die ich in der Wirklichkeit treffe, und die Gesellschaft, deren Kosten in meiner Stille die Phantasie bestreitet, verleidet mir die gänzlich, die ich verlassen habe. Sie halten mich für unglücklich, für verzehrt von Trübsinn. O, wie sehr, mein Herr, täuschen Sie sich. In Paris war ich es, in Paris vergiftete mir die Galle das Blut, und diese gallige Bitterkeit macht sich nur zu sehr in allen Schriften bemerklich, die ich dort veröffentlicht habe. Nun vergleichen Sie diese Schriften mit jenen, die ich in meiner Einsamkeit verfasst habe. Entweder ich täusche mich, oder Sie werden in den letzteren eine gewisse Heiterkeit der Seele fühlen, die sich nicht machen lässt, und aus der man mit Sicherheit auf den inneren Zustand des Verfassers schliessen kann. Die ausserordentliche Aufregung, die ich soeben durchgemacht habe, hat Sie zu dem entgegengesetzten Schlusse geführt, aber es ist sicher, dass die Aufregung nicht in meiner gegenwärtigen Lage ihren Grund hat, sondern in einer haltlosen Einbildungskraft, die über Alles ausser sich geräth und

in Allem bis zum Aeussersten geht. Unausgesetzte Erfolge haben mich empfindlich für den Ruhm gemacht, und es giebt keinen Menschen von einigem Schwunge und von tugendhafter Gesinnung, der ohne die tödtlichste Verzweiflung den Gedanken ertragen könnte, dass man nach seinem Tode an Stelle eines guten Werkes unter seinem Namen ein verderbliches setzen werde, das nicht nur sein Andenken entehren, sondern auch viel Unheil anrichten würde. Es mag sein, dass eine solche Erschütterung den Fortschritt meiner Krankheit wirklich beschleunigt hat. Wenn ich aber annehme, ich hätte in Paris einen solchen Anfall von Verrücktheit gehabt, so weiss ich nicht, ob ich nicht mit eigener Hand den natürlichen Verlauf der Dinge abgekürzt hätte.

Lange Zeit habe ich mich selbst über die Ursache des unüberwindlichen Widerwillens, den ich stets im Verkehre mit der Gesellschaft empfunden habe, getäuscht. Ich rechnete ihn dem Verdrusse zu über meine geringe Geistesgegenwart, über die Unfähigkeit, solche in der Unterhaltung zu zeigen, und dem Bewusstsein, in Folge dessen nicht die mir gebührende Stelle in der Welt zu erreichen. Aber, als ich Papier besudelt hatte und nun sicher war, selbst dann, wenn ich Dummheiten sagte, nicht für einen Dummkopf gehalten zu werden, als ich von aller Welt gesucht wurde und mehr Ehre und Ansehen genoss, als es je meine lächerlichste Eitelkeit zu verlangen gewagt hätte, und als ich trotzdem jenen selben Widerwillen eher vermehrt als vermindert empfand, da schloss ich, dass

er eine andere Ursache habe, und dass die Freuden dieser Welt für mich nicht gemacht seien.

Was war denn nun endlich die Ursache? Nichts anderes, als jener unbezähmbare Geist der Freiheit, den nichts besiegen gekonnt hat, und vor dem mir Ansehen, Vermögen und selbst der Ruf nichts gewesen sind. Sicherlich hat dieser Geist der Freiheit nicht sowohl in meinem Stolze als in meiner Trägheit seinen Ursprung. Aber diese Trägheit ist unglaublich gross. Alles erschreckt sie. Die kleinsten Pflichten des bürgerlichen Lebens sind ihr unerträglich. Ein Wort zu sprechen, einen Brief zu schreiben, einen Besuch zu machen, das alles ist, sobald ich muss, eine Strafe für mich. Deshalb ist, obgleich der gewöhnliche Umgang mit den Leuten mir verhasst ist, die innige Freundschaft mir so theuer, weil es für sie keine Pflichten giebt: Man folgt dem Zuge des Herzens und alles ist gethan. Deshalb auch habe ich mich von jeher so sehr vor Wohlthaten gefürchtet. Denn jede Wohlthat fordert Erkenntlichkeit, ich aber weiss, dass ich undankbar bin, nur deshalb, weil die Erkenntlichkeit eine Pflicht ist. Mit einem Worte, das Glück, dessen ich bedarf, besteht nicht sowohl darin, dass ich thun kann, was ich will, als darin, dass ich nicht zu thun brauche, was ich nicht will. Das thätige Leben hat für mich keinen Reiz, und hundertmal lieber würde ich einwilligen, niemals etwas zu thun, als etwas wider Willen zu thun. Hundertmal habe ich mir gedacht, dass ich in der Bastille gar nicht allzu unglücklich sein würde, wenn weiter nichts verlangt würde, als einfach da zu bleiben.

Allerdings in meiner Jugend habe ich einige Anstrengungen gemacht, um vorwärts zu kommen. Aber sie hatten doch nur den späteren Rückzug und die Ruhe meiner alten Tage zum Ziele, und sie haben, da sie nur in Anläufen bestanden, wie es bei faulen Leuten der Fall ist, niemals den geringsten Erfolg gehabt. Als dann sich meine Krankheit entwickelte, bot diese mir einen prächtigen Vorwand, um mich meiner Hauptneigung hinzugeben. Ich fand, dass es eine Verrücktheit sei, mich um eines Alters willen, das ich nicht erreichen würde, zu quälen, liess alles stehen und liegen und sputete mich, zu geniessen.

Hier haben Sie, mein Herr, in aller Aufrichtigkeit die wahre Ursache meiner Zurückgezogenheit, als deren Beweggrund die gelehrten Herrn die Sucht, Aufsehen zu erregen, angesehen haben. Diese würde eine Beständigkeit, ja Hartnäckigkeit voraussetzen, die eben das ist, was mir schwer fällt und meinen natürlichen Anlagen geradenwegs zuwiderlaufen würde.

Sie werden erwidern, dass die angebliche Trägheit schlecht mit den Schriften zusammenstimmt, die ich seit zehn Jahren verfasst habe, und mit dem Verlangen nach Ruhm, das mich zur Veröffentlichung getrieben haben muss. Um diesen Einwurf widerlegen zu können, muss ich meinen Brief verlängern und daher vor der Hand schliessen. Ich werde darauf zurückkommen, wenn mein familiärer Ton Ihnen nicht missfällt. Einen anderen kann ich in Herzenssachen nicht anschlagen. Ich will mich schildern ohne Schönfärbung und ohne falsche Bescheidenheit, ich will mich Ihnen so zeigen, wie ich mich

selbst sehe und wie ich wirklich bin. Denn da ich mein Leben mit mir zugebracht habe, muss ich mich kennen, und ich erkenne an der Weise, in der Die, die mich zu kennen glauben, meine Handlungen und mein Verhalten auslegen, dass sie nichts davon verstehen. Niemand auf der Welt kennt mich, als ich allein. Sie werden dies beurtheilen können, wenn ich zu Ende bin.

Senden Sie mir meine Briefe nicht zurück, mein Herr; ich bitte darum. Verbrennen Sie sie, denn sie sind nicht werth, aufbewahrt zu werden. Doch thun Sie dies nicht aus Schonung für mich. Auch geben Sie sich, bitte, keine Mühe, die in Duchêne's Händen befindlichen Briefe zurückzuerhalten. Wenn man alle Spuren meiner Thorheit tilgen wollte, müsste man sehr viele Briefe zurückfordern; ich aber möchte keinen Finger deshalb rühren. Alles in Allem genommen scheue ich mich nicht davor, so gesehen zu werden, wie ich bin. Ich kenne meine grossen Fehler und empfinde lebhaft alle meine Mängel. Trotz alledem denke ich, voll Hoffnung auf Gottes Güte zu sterben und in der festen Ueberzeugung, dass von allen Menschen, die ich im Laufe meines Lebens kennen gelernt habe, keiner besser war als ich.

Zweiter Brief.

Montmorency, am 12. Januar 1762.

Ich fahre fort, mein Herr, Ihnen Rechenschaft über mich zu geben, da ich einmal damit begonnen habe. Das Allerungünstigste für mich würde das sein, zur Hälfte erkannt zu werden, und da meine Fehler mir

Ihre Achtung nicht geraubt haben, glaube ich nicht, dass meine Freimuth sie mir rauben könne.

Eine träge Seele, die vor jeder Sorge erschrickt, und ein Temperament, das hitzig, gallig, leicht erregbar und im höchsten Grade gegen alle Reize empfindlich ist, scheinen in demselben Charakter sich nicht vereinigen zu können und doch machen diese beiden Gegensätze im Grunde den meinigen aus. Obwohl ich den Widerspruch im Allgemeinen nicht zu lösen weiss, besteht doch die Vereinigung, ich fühle sie, nichts ist gewisser als sie, und ich kann wenigstens durch Anführung von Thatsachen einen sozusagen geschichtlichen Nachweis führen, der sie einigermaassen verständlich macht. Ich habe in meiner Jugend mehr Trieb zur Thätigkeit gehabt, aber doch nie so wie ein anderes Kind. Dieser Ueberdruss an Allem führte mich zeitig zu den Büchern. Mit sechs Jahren fiel mir der Plutarch in die Hände, mit acht Jahren wusste ich ihn auswendig. Ich hatte alle Romane gelesen und dabei Ströme von Thränen vergossen, ehe ich das Alter erreichte, in dem das Herz von Romanen bewegt wird. Damals begann sich mein Geschmack auf das Heroische und Romanhafte zu richten. Diese Neigung wuchs mit der Zeit und liess mich schliesslich alles unschmackhaft finden, was nicht meinen Wahngebilden ähnlich war. Als ich jung war, glaubte ich in der Welt dieselben Leute zu finden, die ich in meinen Büchern kennen gelernt hatte, und gab mich Jedem ohne Rückhalt hin, dessen Worte mir Eindruck machten. Von jeher liess ich mich durch geschickte Worte leicht bethören. Ich war

thätig, weil ich närrisch war. Die Enttäuschungen blieben nicht aus, und ihnen entsprechend wechselten Geschmack, Neigungen und Pläne. Bei all diesem Wechsel aber verlor ich nur Mühe und Zeit, weil ich stets suchte, was nicht da war. Als ich Erfahrung erworben hatte, verlor ich allmählich die Hoffnung des Findens und damit den Eifer des Suchens. Verdrossen durch das Unrecht, das mir widerverfahren war, durch das, dessen Zeuge ich gewesen war, betroffen darüber, dass das Beispiel und die Macht der Umstände oft mich selbst in die Unordnung hineinrissen, begann ich mein Jahrhundert und meine Zeitgenossen zu missachten. Da ich fühlte, dass ich in ihrer Mitte keine mein Herz befriedigende Stellung finden würde, löste ich mich allmählich von der menschlichen Gesellschaft los und schuf mir eine andere Geselligkeit in meiner Einbildung, die mich um so mehr entzückte, als ich sie ohne Mühe und Gefahr pflegen konnte, sie stets zuverlässig und mir zusagend fand.

Nachdem ich vierzig Jahre meines Lebens unzufrieden mit mir und den anderen hingebracht hatte, versuchte ich vergeblich die Bande zu lösen, die mich an die von mir so wenig werthgeschätzte Gesellschaft fesselten, die mich zu mir ganz und gar nicht zusagenden Beschäftigungen zwangen durch anscheinend natürliche, in Wirklichkeit eingebildete Bedürfnisse. Da klärte plötzlich ein glücklicher Zufall mich über das auf, was ich für mich zu thun, über andere zu denken hatte, über meine Nächsten, wegen deren sich Kopf und Herz in mir immer stritten, und die ich gern lieben wollte,

auch wenn ich noch so viel Grund hatte, sie zu hassen. Ich wünschte, mein Herr, dass ich Ihnen den Augenblick schildern könnte, der in so einziger Weise in mein Leben eingriff und der mir gegenwärtig sein wird, selbst wenn ich ewig leben sollte.

Ich ging, um Diderot zu besuchen, der damals in Vincennes gefangen war. Ich hatte ein Stück des Mercure de France in der Tasche und blätterte darin unterwegs. Da fiel mir die Frage der Akademie zu Dijon in die Augen, die den Anlass zu meiner ersten Schrift gegeben hat. Wenn jemals etwas einer plötzlichen Inspiration geglichen hat, so war es die Bewegung, die in mir dadurch entstand. Mit einem Schlage fühle ich meinen Geist durch tausend Lichter geblendet, Massen von lebendigen Gedanken bieten sich mir auf einmal dar, mit einer Kraft und in einem Durcheinander, durch die ich in unaussprechliche Verwirrung gerieth. Mein Kopf ist betäubt, als ob ich betrunken wäre. Heftiges Herzklopfen droht mich zu ersticken, erschüttert mir die Brust. Ich vermag nicht mehr im Gehen zu athmen und werfe mich unter einen der Bäume der Landstrasse. Da bringe ich eine halbe Stunde in einer solchen Aufregung zu, dass ich beim Aufstehen das ganze Vorderblatt der Weste von Thränen benetzt finde, ohne zu wissen, das ich solche vergossen. O, mein Herr, hätte ich damals den vierten Theil dessen niederschreiben können, was ich unter jenem Baume schaute und empfand, mit welcher Klarheit hätte ich dann die Widersprüche der gesellschaftlichen Ordnung darlegen können, mit welcher Kraft hätte ich die Mängel unserer Einrich-

tungen auseinandergesetzt, mit welcher Einfachheit hätte ich dargethan, dass der Mensch von Natur gut ist, und dass allein durch unsere Einrichtungen die Menschen böse werden. Das Wenige, was ich von der Fülle der grossen Wahrheiten, die mich in jener Viertelstunde unter dem Baume erleuchteten, festhalten konnte, findet sich in abgeschwächter Form zerstreut in meinen drei Hauptschriften, nämlich in jener ersten Abhandlung, in der über die Ungleichheit, und in dem Buche über die Erziehung, denn diese drei Werke sind untrennbar und bilden zusammen ein Ganzes. Alles Uebrige ist mir entschwunden, und an Ort und Stelle habe ich nur die Rede des Fabricius niedergeschrieben. Das ist die Art, wie ich, ohne daran zu denken, fast wider meinen Willen zum Schriftsteller geworden bin. Es ist leicht zu begreifen, dass die Macht eines ersten Erfolges und die Kritiken der Papierverderber mich ganz und gar in diese Bahn drängten. Hatte ich wirklich die dazu nöthige Begabung? Ich weiss es nicht. Eine starke Ueberzeugung hat mir jeder Zeit die Beredsamkeit ersetzt, denn wenn jene fehlte, war, was ich schrieb, matt und schlecht geschrieben. Es hat daher vielleicht verkleidete Eigenliebe mich meinen Wahlspruch [vitam impendere vero] wählen und festhalten lassen und bewirkt, dass ich so leidenschaftlich der Wahrheit anhing, oder dem, was ich dafür gehalten habe. Hätte ich nur geschrieben, um zu schreiben, kein Mensch hätte mich je gelesen.

Nachdem ich entdeckt hatte, oder entdeckt zu haben meinte, dass die irrigen Meinungen der Men-

schen ihres Elends und ihrer Schlechtigkeit Quelle sind, da sah ich ein, dass eben diese Meinungen auch mich selbst unglücklich gemacht hatten, und dass meine Uebel ebenso wie meine Fehler weit mehr aus meiner Lage als aus mir selbst hervorgingen. Da nun zur selben Zeit eine Krankheit, deren Anfänge in meine Kindheit zurückreichten, sich als zweifellos unheilbar erwiesen hatte, trotz aller Versprechungen falscher Heilkünstler, die mich auf die Dauer nicht täuschen konnten, so schloss ich, dass, wenn ich überhaupt folgerichtig handeln und das auf meinen Schultern lastende Joch der Meinung abwerfen wollte, ich keine Zeit zu verlieren hätte. Nicht ohne Muth entschloss ich mich kurz und ich bin bis heute meinem Entschlusse treu geblieben mit einer Festigkeit, deren Werth ich allein beurtheilen kann, weil ich allein weiss, welche Widerstände ich zu überwinden hatte und noch habe, um jeder Zeit erfolgreich wider den Strom zu schwimmen. Immerhin fühle ich wohl, dass ich in den zehn Jahren etwas abgewichen bin, aber wenn ich nur wüsste, dass ich noch vier oder fünf Jahre zu leben hätte, so würde ich mir einen zweiten Anstoss geben und würde mich mindestens zu meiner ersten Höhe aufschwingen, um nicht mehr herabzusinken. Denn in allem Wesentlichen habe ich die Probe gemacht und ich halte es für ausreichend durch die Erfahrung bewiesen, dass die Lage, die ich gewählt habe, die einzige ist, in der der Mensch gut und glücklich sein kann, weil sie die unabhängigste ist und die einzige, in der man nie genöthigt ist, zum eigenen Vortheile den Anderen zu schädigen.

Der zweite Brief.

Ich gestehe, dass der Name, den mir meine Schriften erworben haben, mir die Ausführung meines Vorhabens sehr erleichtert hat. Man muss für einen guten Autor gehalten werden, um sich ungestraft zu einem schlechten Copisten machen zu dürfen und doch als solcher der Arbeit nicht zu ermangeln. Ohne jenen Titel würde man diesen vielleicht gar zu ernsthaft genommen haben, und das hätte mich elend machen können. Denn der Lächerlichkeit will ich gern Trotz bieten, die Geringschätzung aber würde ich nicht so leicht ertragen. Habe ich in dieser Hinsicht durch mein Ansehen einiges gewonnen, so wird dieser Vortheil doch reichlich aufgewogen durch die Unzukömmlichkeiten, die aus eben diesem Ansehen erwachsen, wenn man nicht sein Sklave sein, sondern allein und unabhängig leben will. Diese Unzukömmlichkeiten haben mich, wenn auch nicht sie allein, aus Paris vertrieben und sie werden, da sie mich in meine Zufluchtstätte verfolgt haben, ganz sicher noch weiter treiben, vorausgesetzt, dass sich meine Gesundheit wieder kräftigt. Eine andere Geissel für mich war in jener grossen Stadt die Menge angeblicher Freunde, die sich meiner bemächtigt hatten und, indem sie mein Herz nach dem ihrigen beurtheilten, mich durchaus auf ihre Weise, aber gar nicht auf die meine glücklich machen wollten. Um mir meine Zurückgezogenheit zu verleiden, sind sie mir mit ihren Zumuthungen dahin gefolgt. Nur dadurch, dass ich mit Allen brach, konnte ich mir jene bewahren. Seit dieser Zeit erst bin ich wahrhaft frei.

Frei! Nein, ich bin es noch nicht. Meine letzten

Schriften sind noch nicht gedruckt, und in Ansehung des traurigen Zustandes meiner armen Maschine darf ich nicht hoffen, die Gesammtausgabe meiner Werke zu erleben. Sollte ich aber gegen meine Erwartung dahin gelangen und Abschied vom Publikum nehmen können, dann, glauben Sie mir, mein Herr, dann werde ich frei sein, oder Niemand wird es sein. O utinam! O dreimal glücklicher Tag! Nein, ich werde nicht das Glück haben, ihn zu erleben.

Ich habe noch nicht Alles gesagt und Sie werden vielleicht zum Mindesten noch einen Brief auszustehen haben. Glücklicherweise zwingt Sie nichts, diese Briefe zu lesen. Vielleicht ist das auch keine kleine Aufgabe. Aber Verzeihung, ich bitte! Um diesen ganzen Kram noch einmal abzuschreiben, müsste ich ganz von vorn anfangen und dazu habe ich, in Wahrheit, nicht den Muth. Es macht mir ja viel Vergnügen, an Sie zu schreiben, aber das Ausruhen macht mir auch Vergnügen und mein Zustand erlaubt mir nicht, längere Zeit anhaltend zu schreiben.

Dritter Brief.

Montmorency, am 26. Januar 1762.

Nachdem ich Ihnen, mein Herr, die wirklichen Beweggründe meines Verhaltens dargelegt habe, würde ich Ihnen gern von meinem moralischen Zustande in der Zurückgezogenheit erzählen. Aber ich fühle, dass es zu spät ist. Mein sich selbst fremd gewordener

Geist haftet ganz am Körper. Der Verfall meiner armen Maschine fesselt ihn von Tag zu Tag mehr an den letzteren, bis er sich schliesslich ganz davon trennt. Von meinem Glücke möchte ich zu Ihnen reden, aber es redet sich schlecht von Glück, wenn man leidet.

Meine Krankheit ist das Werk der Natur, mein Glück aber ist das meinige. Was man auch sagen mag, ich bin weise gewesen, denn ich bin glücklich gewesen, soweit es meine Natur mir verstattete. Ich habe das Glück nicht in der Ferne gesucht, sondern bei mir, und da habe ich es gefunden. Spartian berichtet, dass Similis, ein Höfling des Trajan, nachdem er ohne persönliche zwingende Gründe den Hof und alle seine Aemter verlassen, um friedlich auf dem Lande zu leben, folgende Worte auf sein Grabmal setzen liess: „Sechsundsiebzig Jahre habe ich auf der Erde verweilt und sieben davon habe ich gelebt". Ungefähr dasselbe könnte ich sagen, obwohl mein Opfer kleiner war, nämlich: ich habe erst am 9. April 1756 zu leben angefangen.

Ich kann es nicht aussprechen, mein Herr, wie nahe es mir gegangen ist, dass Sie mich für einen höchst unglücklichen Menschen gehalten haben. Das Publikum wird zweifellos ebenso urtheilen, und das bekümmert mich auch nicht wenig. O, dass das Loos, dessen ich mich erfreut habe, nicht aller Welt bekannt ist! Jeder würde sich dann gern ein ähnliches bereiten, es würde Friede auf Erden sein, die Menschen würden nicht mehr daran denken, einander zu schaden, und es gäbe keine Bösewichter mehr, wenn niemand einen Vortheil davon hätte, es zu sein. Aber was genoss ich doch, da ich

allein war? Mich selbst, die ganze Welt, Alles, was ist, was sein kann, alles Schöne der wahrnehmbaren, alles Denkbare der Geisteswelt. Ich versammelte um mich alles, was mein Herz erfreuen konnte. Meine Wünsche waren das Maass meiner Lust. Nein, kein Wolllüstling hat jemals gleiche Wonnen geschmeckt. Hundertmal mehr habe ich in meinen Einbildungen genossen, als jener in der Wirklichkeit.

Wenn meine Schmerzen mich trüb die langen Nächte durchmessen liessen, wenn die Aufregung des Fiebers mir keinen Augenblick des Schlafes gönnte, dann suchte ich oft meinen gegenwärtigen Zustand zu vergessen, indem ich an die verschiedenen Ereignisse meines Lebens dachte, und Reue, süsses Erinnern, Bedauern und Rührung bemühten sich gemeinsam, mich auf kurze Zeit meine Leiden vergessen zu lassen. Welche Zeit glauben Sie wohl, mein Herr, habe ich mir am häufigsten und am liebsten in meinen Träumen zurückgerufen? Nicht die Freuden meiner Jugend waren es. Sie waren zu selten, zu sehr gemengt mit Bitterkeit, sie lagen schon zu weit von mir. Es waren die meiner Zurückgezogenheit, meine einsamen Spaziergänge, jene flüchtigen, aber herrlichen Tage, die ich ganz und gar mit mir allein zugebracht habe, mit meiner guten und einfachen Haushälterin, mit meinem vielgeliebten Hunde, meiner alten Katze, den Vögeln des Feldes und dem Gethiere des Waldes, mit der ganzen Natur und ihrem unbegreiflichen Schöpfer. Vor Tagesanbruch erhob ich mich, um den Sonnenaufgang in meinem Garten zu betrachten, und wenn ich sah, dass

es ein schöner Tag werden würde, dann war mein erster Wunsch, es möchten weder Briefe noch Besuche kommen, mein Entzücken zu stören. Nachdem ich den Morgen mit allerhand Beschäftigungen hingebracht hatte, denen ich mich mit Vergnügen widmete, weil ich sie ebensogut auch zu anderer Zeit hätte vornehmen können, beeilte ich mich mit dem Mittagessen, um den Lästigen zu entwischen und mir einen längeren Nachmittag zu verschaffen. Vor ein Uhr, selbst an den heissesten Tagen, ging ich im Sonnenscheine mit dem treuen Achates fort, den Schritt beschleunigend, dass nur keiner käme, der sich meiner bemächtigte, ehe ich entronnen wäre. Aber wenn ich einmal eine gewisse Strecke zurückgelegt hatte, wie hüpfte mir dann das Herz, mit welch prickelnder Freude athmete ich auf, da ich mich sicher fühlte und mir sagte: nun bin ich mein eigener Herr für den Rest des Tages. Mit ruhigerem Schritte suchte ich mir dann irgend einen wilden Fleck im Walde, einen verlassenen Ort, wo nichts auf die Hand des Menschen wies, nichts von Knechtschaft und von Herrschaft zeugte, einen Zufluchtort, den als der erste zu betreten ich mir einbilden mochte und wo kein Störenfried sich zwischen die Natur und mich drängen konnte. Da schien die Natur vor meinen Augen eine immer neue Pracht zu entfalten. Das Gold des Ginsters und der Purpur des Haidekrautes erfüllten mich mit Staunen durch ihre mein Herz bewegende überreiche Schönheit. Die Majestät der Bäume, die mich mit ihrem Schatten deckten, die Zartheit der Sträuche, die mich umgaben, die erstaunliche

Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen unter meinen Füssen, sie führten meinen Geist abwechselnd zur Beobachtung und zur Bewunderung. Das Nebeneinander so zahlloser reizvoller Dinge, zwischen denen meine Aufmerksamkeit schwankte, bald von dem einen, bald von dem andern angezogen, behagte meinem träumerisch-müssigen Sinne und liess mich oft im Stillen sagen: nein, Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht bekleidet als derselben eins.

Meine Einbildungskraft bevölkerte bald die geschmückte Erde. Ich schuf mir Wesen nach meinem Herzen und, indem ich Meinungen, Vorurtheile und thörichte Leidenschaften weithin verbannte, führte ich in die stille Zuflucht der Natur ihrer würdige Menschen. Ich bildete aus ihnen eine reizende Gesellschaft, deren ich mich nicht unwerth fühlte, und formte mir ein goldenes Zeitalter nach meiner Phantasie. Alle Ereignisse meines Lebens, die mir eine liebe Erinnerung hinterlassen hatten, alle, an die mein Herz noch mit Sehnsucht dachte, liess ich an diesen schönen Tagen sich wieder abspielen, und der Gedanke an die wahren, rein menschlichen Freuden, die ebenso genussreich und rein, wie den Menschen fremd sind, rührte mich zu Thränen. O, wenn in diesen Augenblicken eine Erinnerung an Paris, an mein Jahrhundert, an meinen kleinen Schriftstellerruhm mich in meinen Träumen stören wollte, mit welchem Abscheu wies ich sie augenblicklich von mir, um mich ohne Zerstreuung den herrlichen Empfindungen hinzugeben, von denen meine Seele voll war. Indessen muss ich bekennen, dass zu-

weilen in Mitten alles diesen die Nichtigkeit meiner Traumgebilde mich plötzlich traurig machte. Wenn alle meine Träume Wirklichkeit geworden wären, es hätte mir nicht genügt. Ich hätte weiter geformt, geträumt, gewünscht. Ich fand in mir eine unerklärliche Leere, die nichts hätte ausfüllen können, ein gewisses Drängen des Herzens nach einer anderen Art des Genusses, von der ich keine Vorstellung hatte und nach der ich doch verlangte. Nun wohl, mein Herr, dies selbst war Genuss, denn ein lebhaftes Empfinden erfüllte mich und eine süsse Wehmuth, die ich nicht hätte entbehren mögen.

Bald erhob sich mein Denken vom Boden der Erde zu allen Wesen der Natur, zu dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, in dem alles ist. Dann verlor sich mein Geist in dieser Unendlichkeit, ich dachte nicht, ich vernünftelte nicht, ich philosophirte nicht, aber ich fühlte mich mit einer Art von Wollust niedergedrückt durch die Wucht des All-Einen, ich liess mich hinreissen in dem Drange dieser grossen Gedanken, mit Vergnügen sah ich mich im weiten Raum verschwinden, mein Herz wollte die natürlichen Fesseln sprengen, mein Wesen verrann in der Unendlichkeit, ich hätte mich in's Unbegrenzte aufschwingen mögen. Wenn ich alle Geheimnisse der Natur entschleiert hätte, so wäre ich sicherlich weniger glücklich gewesen, als ich es in jener betäubenden Ekstase war, der mein Geist sich ohne Rückhalt hingab, und in der ich, durch das stürmische Gefühl überwältigt, wiederholt ausrief: o grosses

Wesen, o grosses Wesen! ohne mehr sagen, mehr denken zu können.

So gingen in einem fortwährenden Rausche die entzückendsten Tage hin, die jemals ein Sterblicher erlebt hat. Wenn das Sinken der Sonne an die Heimkehr mahnte, erschrak ich über den Flug der Zeit und glaubte meinen Tag nicht genügend ausgenützt zu haben. Ich wollte mich seiner immerfort freuen, ich wollte das Versäumte nachholen und sagte mir: morgen komme ich wieder.

Langsam kehrte ich zurück mit etwas müdem Kopfe, aber mit zufriedenem Herzen. Dann gab ich mich einer angenehmen Ruhe hin, nahm die Bilder der Dinge in mich auf, ohne zu denken, ohne zu schaffen, mit nichts anderem beschäftigt, als die Ruhe und das Glück meiner Lage zu empfinden. Ich fand den Tisch auf meiner Terrasse gedeckt. Ich ass mit grossem Appetit unter meinen wenigen Hausgenossen zu Abend. Kein Bild der Knechtschaft und Abhängigkeit störte das Wohlwollen, das uns alle vereinigte. Selbst mein Hund war mein Freund, nicht mein Sklave: wir beide hatten immer denselben Willen, niemals brauchte er mir zu gehorchen. Meine Heiterkeit während des ganzen Abends zeigte an, dass ich den ganzen Tag in Einsamkeit verlebt hatte. Ganz anders war ich, wenn ich in Gesellschaft gewesen war, da war ich selten mit den Anderen zufrieden und niemals mit mir. Abends war ich dann brummig und schweigsam. Diese Bemerkung rührt von meiner Haushälterin her. Seit diese sie mir mitgetheilt hat, habe ich sie durch eigene

Beobachtung stets bestätigt gefunden. Endlich, nachdem ich noch einige Male durch den Garten gegangen war, oder ein Lied an meinem Spinett gesungen hatte, fand ich in meinem Bette Ruhe des Leibes und der Seele, die hundertmal süsser war, als der Schlaf selbst.

So waren die Tage, die das wahre Glück meines Lebens ausgemacht haben, ein Glück ohne Bitterkeit, ohne lange Weile, ohne Reue, dem ich mein ganzes Dasein gern gewidmet hätte. Ja, mein Herr, wenn ähnliche Tage die Ewigkeit ausfüllen sollten, ich würde nichts anderes begehren, und ich glaube, dass ich in jenen hinreissenden Betrachtungen nahezu ebenso glücklich gewesen bin, wie die Bewohner des Himmels. Aber ein leidender Körper nimmt dem Geiste die Freiheit. Von nun an bin ich nicht mehr allein, ich habe einen Gast bei mir, der mich belästigt. Von ihm müsste ich frei sein, wenn ich mir gehören wollte. Aber die Probe, die mir von jenem süssen Geniessen zu Theil geworden ist, lässt mich mit geringerem Schrecken den Augenblick erwarten, von dem an ich es für immer schmecken soll.

Doch siehe da, schon bin ich am Ende meines zweiten Bogens. Ich müsste noch einen nehmen. Lieber noch einen Brief und dann keinen mehr. Verzeihung, mein Herr, zwar spreche ich allzugern von mir, aber ich mag es nicht mit Jedermann thun und deshalb missbrauche ich die erfreuliche Gelegenheit, die sich mir bietet. Das ist mein Unrecht und meine Entschuldigung. Nehmen Sie diese freundlich an.

Vierter Brief.

Am 28. Januar 1762.

Ich habe Ihnen, mein Herr, mein ganzes Innere gezeigt und die Beweggründe meiner Zurückgezogenheit, sowie meines ganzen Verhaltens dargelegt, Beweggründe, die viel weniger edel als die von Ihnen vorausgesetzten sind, mich aber doch mit mir zufrieden sein lassen und mir den Stolz eines Mannes verleihen, der sich in guter Ordnung weiss und der, weil er den Muth gehabt hat, das dazu Nöthige zu thun, darin sein eigenes Verdienst erblickt. Nicht das lag in meiner Macht, mir ein anderes Temperament oder einen anderen Charakter zu schaffen, wohl aber das, unter den gegebenen Bedingungen mir selbst nützlich, den Anderen aber in keiner Weise schädlich zu werden. Das ist viel, mein Herr, und wenige Menschen können dies von sich sagen. Auch will ich Ihnen durchaus nicht verhehlen, dass ich, trotz des Bewusstseins meiner Fehler, grosse Achtung vor mir habe.

Ihre gelehrten Herrn mögen immerhin behaupten, dass ein einsamer Mensch Niemand nütze und seine Pflichten gegen die Gesellschaft nicht erfülle. Ich aber halte die Bauern von Montmorency für nützlichere Glieder der Gesellschaft, als alle jene Haufen von Müssiggängern, die von dem Schweisse des Volkes dafür bezahlt werden, dass sie sechsmal in der Woche in einer Akademie schwatzen, und ich bin zufriedener, wenn ich hie und da meinen armen Nachbarn eine Freude machen kann, als wenn ich jener Masse von

kleinen Strebern vorwärts helfen sollte, von denen Paris voll ist, die alle die Ehre haben möchten, beamtete Hallunken zu sein, und die man zu ihrem und zum allgemeinen Besten wieder in ihre Provinz schicken sollte, um dort den Acker zu bebauen. Es heisst etwas, den Menschen ein Beispiel des Lebens, das sie alle führen sollten, zu geben. Es heisst etwas, wenn man weder Kraft noch Gesundheit zur körperlichen Arbeit hat, aus der Zurückgezogenheit heraus muthvoll der Stimme der Wahrheit Gehör zu verschaffen. Es heisst etwas, den Menschen zu zeigen, dass die Verkehrtheit ihrer Sitten sie elend macht. Es heisst etwas, mit geholfen zu haben, dass jene verderbliche Einrichtung, die d'Alembert, um Voltaire auf unsere Kosten den Hof zu machen, bei uns einführen wollte, in meinem Vaterlande unmöglich gemacht oder doch vertagt wurde. Hätte ich in Genf gelebt, so hätte ich weder die Widmungschrift zur Abhandlung über die Ungleichheit veröffentlichen, noch über die Einführung der Komödie in dem Tone sprechen können, wie ich es gethan habe. In ihrer Mitte würde ich meinen Mitbürgern viel weniger nützlich gewesen sein, als ich es in meiner Zurückgezogenheit gewesen bin. Kommt es auf den Ort an, wo ich wohne, wenn ich thue, was ich thun soll? Und sind etwa die Bewohner von Montmorency weniger Menschen, als die von Paris? Thue ich denn, wenn ich es jemand ausreden kann, sein Kind in die Verderbniss der Stadt zu schicken, weniger Gutes, als wenn ich es ihm aus der Stadt zum elterlichen Herde zurückschicken könnte? Würde nicht meine Armuth allein mich

hindern, in der Weise unnütz zu sein, wie alle jene Schönredner es meinen? Ich esse nur das Brod, das ich mir verdiene; muss ich nicht also für meinen Unterhalt arbeiten und der Gesellschaft alles zurückgeben, was ich von ihr verlange? Es ist wahr, dass ich die Beschäftigungen verschmäht habe, für die ich nicht geeignet bin. Da ich fühlte, dass ich nicht die Anlagen hätte, um die Wohlthat*), die Sie mir zugedacht hatten, zu verdienen, wäre, sie anzunehmen, Diebstahl gewesen an einem ebenso bedürftigen und zu jener Arbeit geeigneteren Gelehrten, als ich. Sie glaubten bei Ihrem Vorschlage, ich sei fähig Auszüge aus Büchern zu machen und mich mit Dingen zu beschäftigen, die meine Theilnahme nicht erwecken. Da dies nicht der Fall war, hätte ich Sie getäuscht, hätte mich Ihrer Güte unwerth gezeigt, wenn ich mich anders verhalten hätte, als ich gethan habe. Man ist niemals entschuldbar, wenn man das schlecht thut, was man freiwillig thut. Ich würde jetzt unzufrieden mit mir sein und Sie würden es auch sein, besonders aber würde ich nicht das Vergnügen haben, was ich, indem ich an Sie schreibe, empfinde. Schliesslich habe ich, soweit meine Kraft es gestattete, in stiller Arbeit alles für die Gesellschaft gethan, was ich nach meinem Vermögen thun konnte. Habe ich wenig für sie gethan, so habe ich noch weniger von ihr gefordert, und ich glaube ihr in Anbetracht meines jetzigen Zustandes nichts mehr schuldig zu sein, sodass ich, wenn ich mich jetzt ganz zur Ruhe

*) Herr von Malesherbes hatte Rousseau eine Stelle am Journal des Savants angetragen.

setzen und für mich allein leben könnte, es ohne jedes Bedenken thun würde. Ich werde wenigstens mit aller Kraft mich von den Beschwerden der Oeffentlichkeit zu befreien suchen. Auch wenn ich noch hundert Jahre leben sollte, würde ich keine Zeile mehr für den Druck schreiben. Erst dann würde ich in Wahrheit ein neues Leben zu beginnen glauben, wenn mein Name ganz und gar vergessen wäre.

Jedoch muss ich eingestehen, dass ich mich beinahe der Welt wieder verbunden hätte und aus meiner Einsamkeit herausgetreten wäre, nicht sowohl aus Abneigung gegen diese, als aus einer ebenso mächtigen Neigung, der ich den Vorzug hätte geben müssen. Sie müssten, mein Herr, den Zustand der Abspannung und Verlassenheit gekannt haben, in dem ich aller Freunde ermangelte, und den tiefen Schmerz, den ich deshalb in meiner Seele trug, zur Zeit, als Herr und Frau von Luxemburg meine Bekanntschaft wünschten, um den Eindruck, den ihre Ermuthigungen und Freundlichkeiten auf mein Herz ausübten, beurtheilen zu können. Ich war dem Tode nahe, ohne sie wäre ich sicherlich vor Traurigkeit gestorben, sie haben mich dem Leben wiedergegeben, es ist daher recht und billig, dass ich es der Liebe zu ihnen weihe.

Mein Herz ist reich an Liebe und kann doch in sich Genüge finden. Ich liebe die Menschen zu sehr, um eine Auswahl unter ihnen zu treffen. Ich liebe sie alle, und weil ich sie liebe, hasse ich die Ungerechtigkeit. Weil ich sie liebe, fliehe ich sie. Ich leide weniger unter ihren Uebeln, wenn ich sie nicht sehe. Diese Theil-

nahme an der Gattung genügt, um mein Herz zu füllen, ich bedarf besonderer Freunde nicht. Wenn ich aber solche habe, ist es mein dringender Wunsch, sie nicht zu verlieren. Denn wenn sie mich verlassen, zerreissen sie mir das Herz und haben um so mehr Schuld, als ich nur Freundschaft von ihnen verlange, ja, wenn sie mich nur lieben und ich dies weiss, sogar ihre Gegenwart entbehren kann. Statt der Gesinnung haben sie mir immer Dienstleistungen und Gefälligkeiten geboten, die sich zur Schau stellen liessen und mit denen ich nichts anzufangen wusste. Wenn ich sie liebte, wollten sie mich zu lieben scheinen. Ich, der ich in Allem den Schein verachtete, war nicht damit zufrieden und liess es mir gesagt sein. In Wirklichkeit haben sie nicht aufgehört, mich zu lieben, ich habe nur entdeckt, dass sie mich nicht liebten.

Zum ersten Male in meinem Leben also sah ich mich plötzlich einsam und verlassen, dazu lebte ich in Abgeschiedenheit und war fast ebenso krank wie heute. Unter diesen Umständen ging ich jene neue Verbindung ein, die mich so sehr für alle andern entschädigt hat, und für die mich nichts entschädigen wird. Denn sie wird hoffentlich so lange dauern wie mein Leben und wird, was auch geschehen mag, die letzte sein. Ich darf Ihnen nicht verbergen, mein Herr, dass ich eine heftige Abneigung gegen die Stände empfinde, die die andern beherrschen, oder, richtiger gesagt, ich sage es Ihnen frei heraus, Ihnen, der Sie aus edlem Geschlechte sind, Sohn des Kanzlers von Frankreich und erster Vorsitzender eines selbstherrlichen Gerichtshofes,

ja Ihnen, der Sie mir unzählige Wohlthaten erwiesen haben, ohne mich zu kennen, und dem ich trotz meiner natürlichen Undankbarkeit mich gern verpflichtet fühle. Ich hasse die Grossen, ich hasse ihren Stand, ihre Härte, ihre Vorurtheile, ihre Kleinheit und alle ihre Laster; ich würde sie noch mehr hassen, wenn ich sie weniger missachtete. Mit dieser Gesinnung kam ich fast wider Willen in das Schloss Montmorency: ich sah dessen Herren, sie haben mich liebgewonnen, und ich, mein Herr, ich liebe sie und werde sie lieben, so lange ich lebe, mit aller Kraft meines Herzens. Ich würde für sie, ich will nicht sagen mein Leben, denn das Geschenk würde bei meinem Zustande wenig bedeuten, ich will nicht sagen mein Ansehen bei meinen Zeitgenossen, denn das kümmert mich wenig, aber den einzigen Ruhm, der mir theuer ist, hingeben, die Ehre, die ich von der Nachwelt erwarte, und die diese mir geben wird, weil sie mir gebührt und weil die Nachwelt stets gerecht ist. Mein Herz, das nicht zur Hälfte lieben kann, hat sich ihnen ohne Rückhalt hingegeben, und ich bereue es nicht; auch würde die Reue zwecklos sein, denn ich kann nicht mehr zurück. In der Wärme der Begeisterung, die sie mir eingeflösst haben, bin ich hundert Mal auf dem Punkte gewesen, sie um eine Zufluchtstätte in ihrem Hause zu bitten, an der ich den Rest meiner Tage bei ihnen verbringen könnte. Sie würden mir diese mit Freuden zugestanden haben, ja ich muss vielleicht nach der Weise, in der sie mir begegnet sind, annehmen, dass ihre Anerbietungen mir zuvorgekommen seien. Dieser Plan gehört zu denen,

die ich am längsten und mit dem grössten Gefallen überdacht habe. Schliesslich habe ich doch zu meinem Bedauern einsehen müssen, dass er nicht tauglich war. Ich dachte nur an die Verbindung der Personen, ohne das zu berücksichtigen, was sich zwischen sie schieben und uns trennen würde. Derart aber giebt es so vielerlei, besonders gehören hierher die mit meiner Krankheit verknüpften Unbequemlichkeiten, dass jener Plan nur durch die Gesinnung, die ihn eingab, zu entschuldigen ist. Ueberdem würde die Lebensweise, zu der ich mich hätte bequemen müssen, allzu sehr allen meinen Neigungen und Gewohnheiten widerstrebt haben, ich hätte sie nicht ein Viertel Jahr lang ausgehalten. Schliesslich hätte die räumliche Nähe wenig genützt, da wir durch den Standesunterschied getrennt geblieben wären, denn die köstliche Innigkeit, die den grössten Reiz eines engen Kreises bildet, würde dem unsrigen immer gefehlt haben. Ich würde weder der Freund noch der Bediente des Herrn Marschall von Luxemburg geworden sein, ich wäre sein Gast geblieben und hätte, mich nicht zu Hause fühlend, mich nach meiner alten Zufluchtstätte gesehnt. Es ist aber um vieles besser, dass man denen ferne bleibt, die man liebt, und dass man wünscht, bei ihnen zu sein, als dass man in die Gefahr kommt, den entgegengesetzten Wunsch zu hegen. Hätten wir uns etwas näher gestanden, so hätte sich vielleicht mein ferneres Leben ganz anders gestaltet. Wie oft habe ich in meinen Träumereien angenommen, der Herr von Luxemburg sei nicht Herzog, nicht Marschall von Frankreich, son-

dern ein einfacher Landedelmann, der ein altes Schloss bewohnt, und J. J. Rousseau sei nicht Schriftsteller, nicht Büchermacher, sondern ein Mann mit mittleren Gaben und Gütern, der sich dem Schlossherrn und seiner Dame vorstellt, ihre Neigung erwirbt und bei ihnen das Glück seines Lebens findet, indem er zu dem ihrigen beiträgt. Würden Sie mir gestatten, um den Traum noch anziehender zu machen, das Schloss von Malesherbes durch einen kleinen Ruck in die Nähe des andern zu schieben, so scheint es mir, mein Herr, dass aus einem solchen Traume zu erwachen ich für absehbare Zeit keine Lust haben dürfte.

Aber es ist nichts damit. Mir steht bevor, aus dem grossen Traume zu erwachen; für alle andern ist keine Zeit mehr. Das Höchste ist, dass ich noch auf einige jener köstlichen Stunden hoffen darf, die ich im Schlosse von Montmorency verlebt habe.

Wie dem auch sei, hier bin ich, wie ich fühle und denke, urtheilen Sie über mich nach all diesem Gewäsche, wenn es der Mühe werth ist. Ich habe es nicht besser machen können und es fehlt mir der Muth, noch einmal anzufangen. Wenn diese allzu wahrhafte Schilderung mir Ihr Wohlwollen raubt, so höre ich nur auf, etwas zu besitzen, was mir nicht gehörte. Bleibt es mir aber erhalten, so wird es mir um so theurer, da es sich meinem wahren Wesen zuwendet.

IV.

Zunächst schien sich Rousseau durch das Unglück, das ihm widerfahren war, nicht niederdrücken zu lassen. Dafür spricht, dass er im Stande war, während seiner Flucht eine biblische Erzählung, die er kurz vor seiner Abreise gelesen hatte, nach Gessner's Art zu bearbeiten und aus ihr ein Idyll „der Levit aus Ephraim“ zu formen. Er hebt bei dieser Gelegenheit hervor, dass nach der ihm angeborenen Sinnesart ein kommendes Uebel ihn auf's Aeusserste errege, ein eingetroffenes aber rasch überwunden werde, und dass es ihm gar keine Mühe koste, seinen Feinden zu vergeben, da er sie vergesse. Die Bemerkung ist psychologisch richtig, und Rousseau hat vielfach durch die That bewiesen, dass seine Behauptung, der Hass sei ihm fremd, begründet war. Nachtragender Groll und Rachsucht haben niemals eine Stätte in ihm gefunden.

Schwerer als das Urtheil des Pariser Parlamentes verletzte Rousseau die Ungerechtigkeit seiner Vaterstadt. Am 11. Juni 1762 war der Emil in Paris verbrannt worden. Wenige Tage später verdammte der Genfer Rath den Emil und den Gesellschaftvertrag als verwegene, ärgerliche, gottlose Schriften. Sie sollen öffentlich durch die Hand des Henkers verbrannt wer-

den und ihr Verfasser soll, sobald er das Gebiet der Republik betritt, verhaftet werden. Am 19. Juni wurde das Urtheil, soweit es die Bücher anging, ausgeführt. Dass der Rath dieses stürmische Verfahren, bei dem die gesetzlichen Formen gröblich verletzt wurden, beliebte, das hatte verschiedene Gründe. Choiseul scheint durch seinen Vertreter einen Druck ausgeübt zu haben, Voltaire und seine Freunde wühlten, die in Genf herrschenden Geschlechter fürchteten, Rousseau werde nach Genf kommen und das Haupt der Unzufriedenen werden.

Rousseau hatte sich nach Yverdon (Ifferten) in der Waadt begeben, wo er bei alten Freunden eine herzliche Aufnahme fand. Bald wurde er auch von hier verjagt. Der Senat von Bern erliess einen Ausweisungsbefehl. Schon ehe dieser eintraf, hatte der Verfolgte das Berner Gebiet verlassen und sich nach der preussischen Grafschaft Neuenburg begeben. Hier bezog er zu Motiers im Val de Travers ein ihm von einer Freundin angebotenes Haus, nachdem er bei dem Statthalter um des Königs Schutz gebeten. Der Statthalter war Lord Keith, Marschall von Schottland, ein persönlicher Freund Friedrich des Zweiten. Er empfing Rousseau sehr gütig, verwendete sich für ihn bei dem Könige, und bald entstand zwischen Rousseau und dem alten Lord aufrichtige Freundschaft. Rousseau besuchte „Milord-Maréchal“ wenigstens alle vierzehn Tage in dem Schlosse Colombier, er nannte ihn Vater, jener ihn Sohn. Es sind ziemlich viele Briefe Rousseau's an den Lord erhalten, aus allen spricht die zärtlichste Liebe,

das unbedingteste Vertrauen, und es scheint, dass auch von Seite des alten Herrn eine überraschende Wärme der Empfindung vorhanden gewesen ist. Auch der König zeigte sich gütig gegen Rousseau. Er sicherte ihm seinen Schutz zu, bot ihm Unterstützung an und bewies ihm jederzeit als einem ebenso unglücklichen wie bedeutenden und ehrenwerthen Manne Achtung. Somit war die Lage Rousseau's fürs Erste eine gesicherte und er konnte Therese, die sich im Unglücke treu und anhänglich bewiesen hatte, nachkommen lassen, um mit ihr einen eigenen Haushalt einzurichten. Vollkommene Ruhe freilich fand er nicht. Die Geistlichkeit murrte auch in Neuchatel, Voltaire that, was er thun konnte, und es regnete von allen Seiten Streitschriften. Von diesen beantwortete Rousseau nur eine, nämlich den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, in dem der Emil und sein Verfasser auf das Schärfste verurtheilt und die Gläubigen vor ihnen gewarnt worden waren. Rousseau's Entgegnung erregte grosses Aufsehen und ist in der That ein Meisterwerk, das man nicht mit Unrecht Lessings Streitschriften verglichen hat. Freilich sind auch hier einzelne wahnhafte Aeusserungen vorhanden, die Sturmvögel der herannahenden Paranoia.

Kurze Zeit nach seiner Niederlassung zu Motiers-Travers fing Rousseau an, sich auf armenische Art zu kleiden. Es war dies kein neuer Gedanke von ihm. Er war schon mehrmals darauf gekommen und besonders hatte er zu Montmorency, als sein Zustand den häufigen Gebrauch des Katheters nöthig machte, gewünscht,

eine bequemere Kleidung als die übliche zu haben. Da zufällig ein armenischer Schneider seine Verwandten in Montmorency besuchte, bestellte sich Rousseau bei ihm die neue Ausstattung. Obwohl Frau von Luxemburg ihm rieth, sich des orientalischen Gewandes unbedenklich zu bedienen, hinderten ihn daran doch die durch den Emil erregten Unruhen. Als nun in Motiers die Blasenbeschwerden in verstärktem Maasse wiederkehrten, legte Rousseau den langen Rock, den grauen Kaftan mit dem Gürtel und die Pelzmütze an und erschien so auf der Strasse, in der Kirche und auch bei dem Lord-Marschall, der sich damit begnügte, den Orientalen mit Salem aleikum zu begrüssen. Rousseau hat die armenische Tracht beibehalten, bis er im Jahre 1770 wieder nach Paris zog. Sie bot natürlich seinen Gegnern Anlass, sich über ihn lustig zu machen, und diente wesentlich mit dazu, ihn als schrullenhaften Sonderling erscheinen zu lassen. Ungewöhnliche Kleidungsart wird ja mit Vorliebe als ein Zeichen der Verrücktheit vom Publikum betrachtet.

Wie eben erwähnt wurde, war Rousseau's Gesundheit auch in Motiers nicht gut. Während er in Montmorency das Wasser beschuldigt hatte, hielt er jetzt die rauhe Luft Motiers für ihm schädlich. Mag diese Meinung begründet sein oder nicht, auf jeden Fall hatte er sowohl im Sommer als im Winter, der ihn ganz in's Zimmer bannte, arg zu leiden.*) „Meine Krankheit verschlimmert sich", schreibt er einmal, „und wird

*) Vor einigen Jahren habe ich Motiers aufgesucht. Es ist ein hochgelegenes melancholisches Oertchen im Jura, das eigent-

fast unerträglich". Auch trat ein neues Leiden auf: Ischias, die Rousseau seltsamer Weise als ein in seiner Familie erbliches Uebel bezeichnet. Er erschrak, weil er fürchtete, durch das Hüftweh am Spazierengehen gehindert zu werden, dem einzigen Vergnügen, das ihm, einer „ambulanten Maschine" übrig bleibe, und beschloss, die Kur in dem Schwefelbade Aix-les-Bains zu brauchen. Sehr schlimm muss die Ischias nicht gewesen sein, denn er legte den Weg bis Morges am Genfer See zu Fuss zurück. Als er jenseits des Sees in Thonon eine Zusammenkunft mit seinen Genfer Freunden gehabt hatte, fühlte er sich, vielleicht in Folge der Gemüthsbewegungen, kränker. Das Wetter war sehr unfreundlich, und der Reisende kehrte um. Es scheint, dass das Hüftweh auch ohne die Dusche von Aix verschwunden ist.

Häufig kehrt in Rousseau's Briefen die Klage wieder, dass sein Kopf matt geworden sei, dass er nicht mehr denken könne und zu geistiger Arbeit unfähig sei. Doch handelt es sich dabei wohl mehr theils um vorübergehende Abspannung, theils um Verdruss über die Thätigkeit, die Anlass zu seinem Unglücke gegeben hatte. Mochte er sich auch zeitweise erschöpft fühlen, mochte er das Denken verwünschen, weder in seinen Briefen, noch in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften aus jener Zeit ist ein

---

lich nur aus einer Häuserreihe besteht, und das Klima mag ziemlich rauh sein. Man zeigt die Zimmer, die Rousseau bewohnt hat: zwei trübe unerquickliche Räume, in denen man das Wort Comfort nicht aussprechen darf.

Nachlassen der Schärfe und der Lebhaftigkeit seines Geistes zu entdecken. Auch sein Urtheil über die eigene Lage ist ein durchaus angemessenes, ruhig und klar spricht er über Freund und Feind, ja zeitweise vermag er über seine Gegner zu scherzen. Im Allgemeinen war das Leben Rousseau's in Motiers ganz angenehm. Die Gegend gefiel ihm und an Unterhaltung fehlte es durchaus nicht, da viele, oft zu viele Besucher den berühmten Mann zu sprechen wünschten. Verschiedene freundschaftliche Verhältnisse wurden angeknüpft, unter denen das zu Dupeyrou für Rousseau später am wichtigsten wurde. Doch fehlten auch traurige Erlebnisse nicht: Rousseau erfuhr den Tod des Marschalls von Luxemburg und den der Frau von Warens, er musste Abschied von Lord Keith nehmen, der Neuenburg verliess, um sich zunächst auf seine Güter in England und dann an den Hof Friedrichs zu begeben.

Anfänglich hatte Rousseau erwartet, der Genfer Rath werde sich besinnen und sein Unrecht gegen ihn wieder gutzumachen suchen. Als aber in Genf alles ruhig blieb, entsagte er feierlich seinem Bürgerrechte. Dieser Schritt erregte Aufsehen, und ein Theil der Bürgerschaft erhob Einsprache gegen die Rousseau zu Theil gewordene Behandlung. Der Rath wies die „Repräsentanten“ zurück, der Streit aber nahm seinen Fortgang und gestaltete sich allmählich zu einem Kampfe zwischen der herrschenden Gruppe und dem eigentlichen Volke. Als durch eine geschickt geschriebene Schrift, „die Briefe vom Lande“, die Sache der Aristokraten obzusiegen schien, fühlte Rousseau sich be-

wogen, durch ,,Briefe vom Gebirge“ für sein und seiner Freunde Recht einzutreten. Die nach unseren Begriffen durchaus maassvolle Streitschrift, in der mit grosser Klarheit und Gründlichkeit die eigene Angelegenheit Rousseau’s verfochten, das verfassungswidrige Verhalten des Rathes angegriffen wird, erregte einen Sturm des Unwillens. Man gab Rousseau Schuld, er beabsichtige, einen Bürgerkrieg zu erregen. Seine Schrift wurde in Frankreich verboten, angeblich im Haag verbrannt, der Senat von Bern erliess ein Edict voll beleidigender Ausdrücke gegen Rousseau, der Rath von Genf erklärte, „dass diese Schrift keine Erwiderung verdiene, und man sich selbst entehren würde, wenn man auf sie antworten wollte“. Aus vielen privaten Federn floss Galle, und auch Manche, die sich bis dahin Rousseau’s Freunde genannt hatten, wandten sich von ihm ab. Das Schlimmste war eine namenlose Flugschrift mit der Ueberschrift „Ansichten der Bürger“. Dieses niederträchtige Schriftstück besteht aus den gemeinsten Schmähungen Rousseau’s. „Man hat Mitleid mit einem Verrückten“, beginnt es, „wenn aber der Wahnsinn zur Wuth wird, bindet man ihn. Die Tugend der Toleranz würde dann zum Laster. Wir haben J. J. Rousseau, den ehemaligen Bürger unserer Stadt beklagt, so lange er in Paris das traurige Gewerbe eines Possenreissers trieb“ . . . „Es war traurig für einen Genfer, der nach Paris kam, sich durch die Schande eines Landsmannes erniedrigt zu sehen“ . . . „Wir haben ihm seine Romane verziehen, in denen Scham und Sitte ebensowenig wie der gesunde Ver-

stand geschont werden“ . . . „Durch seine letzte Schrift aber hat er jede Duldung unmöglich gemacht“ . . . „Der Wahnsinn kann nicht mehr zur Entschuldigung dienen, wenn er Verbrechen begehen lässt. Er mag jetzt immerhin sagen, erkennt meine Gehirnkrankheit an meinen Inconsequenzen und Widersprüchen“, er hat doch Jesus Christus, die Geistlichkeit und alle Behörden auf das Schmählichste beleidigt . . . „Eine Verrücktheit, die es zu solchen Gotteslästerungen bringt, kann sie auf andere Art geheilt werden, als durch die Hand dessen, der an seinen anderen Schandschriften Gerechtigkeit geübt hat? [d. h. des Henkers]“ . . . Wer ist dieser Mann? Ist es ein Gelehrter? „Nein, es ist der Verfasser einer Oper und zweier ausgepfiffenen Lustspiele“ . . . „ein Mensch, der noch die schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen an sich trägt, und der als Marktschreier verkleidet von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg eine Unglückliche mit sich schleppt, deren Mutter er umkommen liess, deren Kinder er an der Thüre eines Hospitals ausgesetzt hat“ u. s. f. Ueber den Verfasser dieser Schmähschrift täuschte sich Rousseau vielleicht, er hielt einen Pastor Vernes dafür, es wird aber, obwohl der Stil des plumpen Machwerks durchaus nicht an den Voltaire’s erinnert, mit Bestimmtheit behauptet, dass der Verfasser Voltaire sei, der Rousseau auch anderweit für „einen niederträchtigen Verleumder, einen verächtlichen Schurken, ein Scheusal, das gehängt werden sollte“, u. s. w. erklärte. Anscheinend verachtete Rousseau den giftigen Angreifer, er schickte das Schriftchen seinem Pariser Verleger mit

einigen Anmerkungen und beauftragte diesen, es abzudrucken, damit die Bewohner von Paris ihr Urtheil fällen könnten. Es ist aber kaum zweifelhaft, dass er innerlich doch schwer verwundet war, und dass der Angriff auf seinen guten Namen ihn auf das Bitterste gekränkt hatte. Von nun an schwebte ihm das Gespenst der „Entehrung“ vor und raubte ihm von Jahr zu Jahr mehr die Ruhe der Seele.

In den Briefen vom Gebirge finden sich sehr freimüthige Erörterungen über die christliche Glaubenslehre und scharfe Angriffe auf die protestantische Orthodoxie, die die Geistlichkeit in argen Zorn versetzten und für Rousseau überaus unangenehme Wirkungen hatten. Der Pastor von Motiers nämlich, der sich bis dahin sehr zuvorkommend gegen Rousseau gezeigt hatte, verwandelte sich in seinen heftigsten Feind. Er versuchte zunächst, auf gesetzlichem Wege Rousseau beizukommen und seine Excommunication zu bewirken, als dies aber nicht gelang, hetzte er von der Kanzel aus und im Geheimen die Bauern auf. Dies gelang und bald begleiteten Schimpfworte, Drohungen und Steinwürfe den Philosophen auf seinen Spaziergängen. Monatelang ertrug Rousseau geduldig die Misshandlungen. Schliesslich aber bedrohte die Wuth des Pöbels Sicherheit und Leben, denn in einer Nacht wurde Rousseau's Wohnung umzingelt und mit grossen Steinen bombardirt. Als solchen Angriffen gegenüber die Behörden nur in lässiger Weise einschritten, verliess Rousseau Motiers und das Neuenburger Gebiet (September 1765).

Er wählte als Zufluchtort die Peterinsel des Bieler Sees, nachdem ihm von maassgebenden Leuten versichert worden war, dass die Berner Regierung ihn daselbst nicht behelligen werde. Auf der stillen Insel hoffte er die sehnsüchtig gesuchte Ruhe zu finden. In der That fühlte er sich auf ihr überaus glücklich, und noch kurz vor seinem Tode hat er in bezaubernder Weise die Freuden dieser Zeit geschildert. Obwohl er ganz der Natur und seinen Träumen leben wollte, arbeitete er doch auch jetzt und schrieb den „Entwurf einer Verfassung für Corsika". Die corsische Nationalregirung nämlich hatte Rousseau durch einen Hauptmann Buttafuoco, der sich später als eine des Vertrauens unwerthe Person gezeigt hat, bitten lassen, dem tapferen Volke, das das Joch der Genuesen abgeworfen hatte, bei der Staatsbildung behülflich zu sein. Rousseau hatte sich nach langen Verhandlungen zu der Arbeit entschlossen, obwohl er das Schicksal Corsika's ahnte. In Wirklichkeit beabsichtigte schon damals die französische Regierung, sich die Insel anzueignen, ein Plan, der etwas später zur Ausführung gelangte und natürlich Rousseau's Bemühungen überflüssig machte.

Das Stillleben auf der Peterinsel sollte nur von kurzer Dauer sein. Schon im Oktober fand sich die Berner Regierung veranlasst, Rousseau aus ihrem Gebiete auszuweisen. Dieser Befehl veranlasste ihn zu einem Gesuche, das seine tiefe Entmuthigung kundgiebt. Sein Alter und seine Krankheit gestatteten ihm nicht, im Beginne des Winters lange und mühsame Reisen

zu unternehmen, in der Nähe aber finde er keine Zuflucht mehr. So bitte er denn den Senat, ihn für den Rest seines Lebens als Gefangenen in irgend eine Burg einzuschliessen. Er wolle für seinen Unterhalt selbst sorgen, verzichte auf Papier und Feder, sowie auf den Verkehr mit der Aussenwelt, nur um einige Bücher und die Erlaubniss, zuweilen in einem Garten sich ergehen zu dürfen, bitte er. Der Senat von Bern hatte die Rohheit, diese Bitte mit dem Befehle, in 24 Stunden den Boden der Republik zu räumen, zu beantworten. Rousseau gehorchte und reiste nach einem kurzen Aufenthalte in Biel nach Basel, um von da aus den Weg nach Potsdam, dem Wohnorte des verehrten Lord-Marschall, einzuschlagen. In Basel aber fühlte er sich schon so leidend, dass er zu der Ueberzeugung kam, er könne die weite Reise nach Berlin nicht aushalten. Diese Ansicht wurde befestigt durch die Beschwerden, die ihm die Fahrt von Basel nach Strassburg verursachte. Es war die „abscheulichste Fahrt, die er je in seinem Leben gemacht“, gänzlich erschöpft und von Schmerzen geplagt, kam er an. Er blieb zunächst in Strassburg und wurde hier wider Erwarten von der Gesellschaft nicht nur, sondern auch von den Behörden mit Zuvorkommenheit, ja Ehrerbietung aufgenommen, mit Höflichkeiten und Auszeichnungen überschüttet. Er entschloss sich nun, einen Vorschlag anzunehmen, der ihm wiederholt und mit grossem Nachdrucke gemacht worden war. Frau von Boufflers hatte ihm zuerst gerathen, sich nach England zu begeben, wo er Ruhe finden und durch die Freundschaft

ihres Freundes, des Philosophen und Geschichtschreibers David Hume unterstützt werden würde. In gleicher Richtung hatte sich die Marquise von Verdelin, eine Bekannte aus Montmorency, die Rousseau in Motiers besuchte, bemüht. Hume hatte auf Antreiben der Damen an Rousseau geschrieben und ihm in sehr liebenswürdiger Weise seine Dienste zu Gebote gestellt. Obwohl Rousseau eine hohe Meinung von Hume hegte, die besonders durch das dem Hume von Lord Keith gespendete Lob gesteigert wurde, hatten ihn bis dahin die Vorliebe für sein Heimathland und eine natürliche Abneigung gegen England dem Drängen der Freunde widerstehen lassen. Als aber jetzt Hume, der von seinem Posten als Gesandschaftsecretär in Paris nach London zurückzukehren gedachte, seine Einladung erneuerte, und als Lord Keith sie angelegentlich befürwortete, gab Rousseau nach und reiste mit einem Passe, den seine vornehmen Freunde von der französischen Regirung für ihn erlangt hatten, nach Paris, um sich mit Hume zu vereinigen. Er glaubte in diesem nicht nur einen moralisch ebenso, wie intellectuell hochstehenden Mann, sondern auch den Freund, nach dem seine Seele verlangte, zu finden. Mit unbedingtem Vertrauen und mit demselben Uebermaasse der Empfindungen, das er früher Diderot dargebracht hatte, stürzte er sich in Hume's Arme. Diese Reise nach Paris konnte wegen der strengen Kälte und wegen der Empfindlichkeit Rousseau's gegen das Fahren nur in kurzen Tagereisen zurückgelegt werden. Dennoch bekam Rousseau in Epernay einen so heftigen Anfall

seines Uebels, dass er „die Hoffnung aufgab, den Morgen noch zu erleben“. Der kurze Aufenthalt in Paris gestaltete sich zu einem Triumphe für Rousseau. Er wohnte als Gast des Prinzen Conti im Temple, und alle Welt beeilte sich, ihm die Aufwartung zu machen. Das mochte den Herzog von Choiseul verdriessen, denn er liess Rousseau durch die Polizei zur Abreise ermahnen. Sie erfolgte am 2. Januar 1766, und nach günstiger Fahrt betrat Rousseau den Boden Englands.

Als die Reisenden in Dover angelangt waren, fiel Rousseau dem neuen Freunde um den Hals und bedeckte vor Rührung sprachlos sein Gesicht mit Küssen und Thränen. Die Hauptstadt bereitete dem verfolgten Schriftsteller einen glänzenden Empfang. Die Zeitungen sprachen von der Ankunft des berühmten Mannes, die vornehme Gesellschaft suchte ihn auf, selbst ein königlicher Prinz machte ihm einen Besuch. Doch fühlte sich Rousseau in dem ruhelosen Treiben Londons nicht wohl und bezog nach sechzehn Tagen eine Wohnung in dem Dorfe Chiswick, die eine vorläufige Zuflucht darstellte, bis die endgiltige Wohnstätte gefunden wäre. Vielfache Anerbietungen wurden von begüterten Freunden gemacht, doch war es schwer, eine Wahl zu treffen, und erst im März entschied sich Rousseau für das Dorf Wootton in der Grafschaft Derby, woselbst ihm in dem Landhause des reichen Herrn Davenport eine Wohnung gegen billige Vergütung überlassen wurde. Am 18. März reiste er mit der inzwischen eingetroffenen Therese und dem Hunde Sultan nach Wootton, und schon am 22. konnte er Hume

melden, dass er glücklich an dem Ziele angelangt sei. Das Haus des Herrn Davenport lag auf halber Bergeshöhe und gewährte eine weite Aussicht über das von einem Bache durchströmte, von bewaldeten Hügeln eingeschlossene Thal. Es war klein und einfach, aber behaglich. An anmuthigen Spaziergängen fehlte es nicht. Störungen von aussen fehlten, da die nächste Stadt zwei Stunden weit entfernt und überdem Rousseau ebenso wie Therese der Landessprache unkundig war. Mit alledem war Rousseau sehr zufrieden und nur das rauhe Klima seines neuen Wohnortes fand er zu tadeln. Er meinte, die Sonne habe keine rechte Kraft und die ganze Natur sei gleichsam träge und gefühllos. Anfangs glaubte er aufzuathmen, als er den Dunstkreis Londons verlassen hatte, aber bald empfand er auch in Wootton den „düsteren Einfluss der Luft". Seine Schlaflosigkeit nahm zu, seine Stimmung verdüsterte sich, und traurige Gedanken plagten ihn. Es mag dahingestellt sein, ob und in wieweit das Klima an der Verdunkelung seines Inneren Schuld hatte.

Waren auch die ersten Erfahrungen in England freundlich und wohlthuend gewesen, die weiteren waren zum Theile recht bitter. Die öffentliche Meinung, die zuerst nur Bewunderung und Theilnahme ausgedrückt hatte, schien umzuschlagen. Spöttische Bemerkungen und Verdächtigungen traten in den Zeitungen an die Stelle der Lobeserhebungen. Schmähschriften erschienen und wurden mit dem grössten Eifer verbreitet und gelesen. Für Rousseau aber erhob sich keine Stimme und der Druck der apologetischen Briefe,

die Dupeyrou verfasst hatte, kam nicht zu Stande. Zwei Streiche verwundeten Rousseau besonders tief: die „lettre au docteur Pansophe“ und die „lettre du Roi de Prusse à M. J.-J. Rousseau.“ Die erstere Schrift ist eine ebenso geistreiche wie boshafte Verhöhnung Rousseau's, in der er als eitler Heuchler dargestellt wird. Jedermann erkannte in ihr die Feder Voltaire's, und obwohl dieser die Urheberschaft abgelehnt hat, ist sein Stil doch in jedem Satze zu erkennen. Rousseau meinte, gegen diese Bitterkeit sei „le sentiment des citoyens“ noch süss gewesen. Man könnte auch sagen: die erste Schandschrift sei ein Keulenschlag, die zweite ein vergifteter Pfeil. Fast ebenso wie durch Voltaire's Schmähungen fühlte sich Rousseau durch den erdichteten Brief des Königs von Preussen gekränkt, den er ein Werk der grausamsten Bosheit nennt. In dem Briefe bietet der König Rousseau in seinen Staaten spöttisch ein Asyl an und drückt die Meinung aus, dass Rousseau sich verfolgen lasse, um sich interessant zu machen. „Wenn Sie dabei beharren, sich den Kopf zu zerbrechen, um neue Leiden ausfindig zu machen, so bin ich König und kann Ihnen deren so viele bereiten, wie Sie eben wünschen“. Rousseau glaubte, d'Alembert sei der Verfasser dieses Stückes. Fürchterlicher aber als alles andere war für Rousseau die Erkenntniss, dass er sich in Hume geirrt habe, dass er von diesem auf das Schmählichste betrogen sei. Lange sträubte er sich gegen diese Einsicht, aber Verdachtgrund reihte sich an Verdachtgrund, und schliesslich wurde ihm das ganze Gewebe klar.

Er sah, dass er das Opfer eines teuflischen Complotes war. Wiederholte Andeutungen brachten Hume nicht zum Reden, endlich entschloss sich Rousseau, deutlich zu werden. Er schrieb am 23. Juni: „Ich kenne Sie, mein Herr, und Sie wissen es. Ohne frühere Verbindung, ohne Streit, ohne Händel, ohne dass wir uns anders als durch den Schriftstellerruf kannten, liessen Sie es sich angelegen sein, mir in meinem Unglücke Ihre Freunde und Ihre Hilfe anzubieten. Gerührt von Ihrem Edelmuthe werfe ich mich in Ihre Arme. Sie führen mich nach England, scheinbar, um mir eine Freistätte zu verschaffen, in Wirklichkeit, um mich zu entehren. Sie widmen sich diesem edlen Werke mit einem Ihres Herzens würdigen Eifer und einer Ihrer Befähigung würdigen Geschicklichkeit". Auf diese Anklage hin forderte Hume Erklärungen, und Rousseau gab sie in einem langen Briefe vom 10. Juli 1766. Sein Inhalt ist etwa folgender.

Rousseau weiss wohl, dass er einen juridischen Beweis nicht liefern kann, seine Ansicht beruht nur auf seiner Ueberzeugung. Er will offen und ehrlich den Verlauf der ganzen Bekanntschaft darlegen, und ruft Hume's Gewissen zum Richter auf. Er spricht daher im Weiteren von Hume in der dritten Person. Zunächst schildert er den Anfang ihrer Beziehungen, ihr Zusammentreffen in Paris, ihre Ankunft in England, den glänzenden Empfang in London, die Bemühungen Hume's, ihm Freunde zuzuführen und andere Wohlthaten zu erweisen. Hume hatte Rousseau malen lassen und hatte sich besonders bemüht, ihm eine königliche

Pension zu verschaffen. Rousseau hatte erklärt, er werde die Pension dankbar annehmen, wenn Lord Keith seine Zustimmung gebe. Es folgt das Suchen nach einem Wohnorte und die Uebersiedelung nach Wootton. „Nun glaubte ich, dass alle meine Leiden ein Ende hätten. Nein, hier beginnen sie grausamer, als ich es je empfunden“. Rousseau hebt hervor, dass, so sehr die Wohlthaten Hume's hochzuschätzen seien, er ihrer eigentlich nicht bedurft habe. Er sei nicht als Bettler, noch als Unbekannter in das Land gekommen. Er habe nichts als eine Freistätte gesucht, auf der er von dem Seinigen leben könnte, und diese gewähre England jedem Verfolgten. Rousseau erzählt nun, wie seit seiner Ankunft die Stimmung in London sich geändert hatte, wie die Zeitungen ihn mit Spott und Hohn verfolgten. „Da ich zu sehr an die Unbeständigkeit des Publikum gewöhnt bin, wunderte ich mich nicht gross über diesen schroffen Wechsel, über diese seltsame Einstimmigkeit, dass nicht einer von denen, die mich als Abwesenden so gelobt hatten, auftrat, und sich meiner erinnerte, als ich da war. Ich fand es bizarr, dass gerade nach der Rückkehr des Herrn Hume, der soviel Ansehen in London geniesst, soviel Einfluss auf die Schriftsteller und die Buchhändler hat, so viel Verbindungen mit ihnen besitzt, seine Gegenwart einen so ganz anderen Erfolg hatte, als man von ihr erwarten durfte, dass unter so vielen Schriftstellern aller Art nicht einer seiner Freunde sich als der meinige zeigte. Dass Die, die sprachen, seine Feinde nicht waren, war klar, denn sie rühmten seinen Charakter ...“

Mehr noch hat ihn in Erstaunen gesetzt, dass im persönlichen Verkehre der Ton ein anderer geworden war. Wohl hätten Hume's Freunde sich fortdauernd bemüht, ihm Gefälligkeiten zu beweisen, aber die Art ihres Benehmens habe sich geändert. Insbesondere der Herr, bei dem sie abgestiegen seien, und sein Bruder haben sich rücksichtlos gezeigt und eine gewisse Missachtung nicht verhehlt. Hume selbst hat im Gegentheile durch übertriebene Schmeicheleien sich verdächtig gemacht, statt den Worten wahrer Freundschaft habe er fades Lob dargeboten. Es habe im Verkehre den Eindruck gemacht, als wünsche Hume Rousseau nicht sowohl Wohlwollen, als Unterstützungen zuzuwenden. Obwohl Hume wusste, dass Rousseau's Tasche nicht leer war, erfolgten doch fortwährend mehr oder weniger verletzende Anerbietungen, als ob Rousseau auf öffentliche Kosten leben wollte. Doch sei zuzugestehen, dass diese Mildthätigkeit auch im guten Sinne ausgelegt werden könne.

„Gehen wir weiter. Man verbreitet zu Paris einen falschen Brief des Königs von Preussen, der an mich gerichtet und voll der grausamsten Bosheit ist. Ich erfahre mit Ueberraschung, dass ein Herr Walpole, ein Freund des Herrn Hume, diesen Brief verbreitet. Ich frage, ob dies wahr sei, aber statt aller Antwort fragt mich Herr Hume, von wem ich es wisse. Einen Augenblick vorher hatte er mir eine Karte für eben diesen Herrn Walpole gegeben, damit sich dieser um die wichtigen Papiere, die ich mir in Sicherheit von Paris kommen lassen wollte, bemühe. Ich erfahre, dass der

Sohn des Gauklers Tronchin, meines tödtlichsten Feindes, nicht nur der Freund und Schützling des Herrn Hume ist, sondern auch mit ihm zusammenwohnt. Als Herr Hume bemerkt, dass ich dies weiss, sagt er es mir im Vertrauen und versichert mich, dass der Sohn dem Vater nicht gleiche. Ich habe einige Nächte in diesem Hause bei Herrn Hume mit meiner Haushälterin zugebracht und nach der Miene und dem Empfange, mit dem uns die Wirthe, seine Freunde, beehrt haben, habe ich die Art beurtheilt, in der er oder dieser Mensch, von dem er sagt, dass er seinem Vater nicht gleiche, von ihr und mir gesprochen haben muss. Die unter einander in Verbindung gebrachten Thatsachen und ein gewisser allgemeiner Eindruck, verursachten mir allmählich Sorgen, die ich mit Schrecken zurückwies. Indessen die Briefe, die ich schreibe, kommen nicht an; ich bekomme welche, die geöffnet worden sind, und alle sind durch Herrn Hume's Hände gegangen. Wenn einer ihm entwischt, kann er die brennende Begierde, ihn zu sehen, nicht verbergen“. Rousseau erzählt ein Beispiel von der seltsamen Sucht Hume's, den Briefwechsel Rousseau's zu überwachen. „Nach dem Abendessen, als wir schweigsam am Kamin sassen, bemerkte ich, dass er mich fixirte, wie es ihm oft begegnete und in einer Art, die sich schwer beschreiben lässt. Dieses Mal machte mich sein trockenes, heisses, spöttisches, langes Anstarren mehr als unruhig. Um mich davon zu befreien, versuchte ich, ihn meinerseits zu fixiren. Aber als meine Augen den seinigen begegneten, fühlte ich einen unerklärlichen Schauer und

bald musste ich die meinigen niederschlagen. Der Gesichtsausdruck und die Stimme des guten David sind die eines guten Mannes, aber woher, grosser Gott, nimmt dieser gute Mann die Augen, mit denen er seine Freunde fixirt? Der Eindruck dieses Blickes bleibt und erschüttert mich. Meine Unruhe steigert sich bis zur Bestürzung: wäre nicht ein Ausbruch erfolgt, ich wäre erstickt. Bald ergreifen mich lebhafte Gewissensbisse, ich empöre mich über mich selbst; endlich in einer Aufwallung, deren ich mich noch mit Freuden erinnere, werfe ich mich an seinen Hals und umschliesse ihn eng. Heftig schluchzend und überströmt von Thränen rufe ich mit abgebrochener Stimme aus: Nein, nein, David Hume ist kein Verräther; wenn er nicht der Beste der Menschen wäre, müsste er der schwärzeste Bösewicht sein! David erwidert höflich meine Umarmungen, und indem er mich wiederholt leicht auf den Rücken klopft, sagt er mir mehrmals mit ruhiger Stimme: Was, mein lieber Herr! O mein lieber Herr! Was denn, mein lieber Herr! Weiter sagte er nichts. Ich fühle, wie mein Herz sich zusammenkrampft. Wir legen uns schlafen, und am anderen Morgen reise ich nach der Provinz ab". Er fand in Wootton keine Ruhe. „Umhergetrieben von der grausamsten Ungewissheit, nicht wissend, was ich von einem Manne zu denken hatte, den ich lieben sollte, suchte ich mich von dem schrecklichen Zweifel zu befreien und mein Vertrauen meinem Wohlthäter wieder zuzuwenden. Denn warum, um welchen unbegreiflichen Einfalls willen, hätte er äusserlich so viel Eifer für mein Wohl-

sein gezeigt und innerlich meine Entehrung geplant. Bei den Beobachtungen, die mich beunruhigt hatten, war jede einzelne Thatsache an sich ohne grosse Bedeutung, nur ihr Zusammentreffen weckte das Erstaunen. Vielleicht konnte Herr Hume, der manches mir Unbekannte wusste, bei einer Aufklärung mir eine befriedigende Lösung geben. Das einzige Unerklärliche war, dass er sich einer Aufklärung widersetzt hatte, die seine Ehre und seine Freundschaft für mich in gleicher Weise nöthig machten". Als letzten Versuch schrieb denn Rousseau einen Brief an Hume, in dem er einerseits seine Dankbarkeit bezeugte, andererseits seine Unruhe nicht verhehlte. [In Wirklichkeit konnte wohl Jemand, der von dem inneren Zustande Rousseau's keine Ahnung hatte, aus dem Briefe nicht recht klug werden.] Hume hatte in seiner Antwort sich gar nicht beunruhigt gezeigt, sondern ganz cordial über anderweite Dinge geschrieben. „Ich war von diesem Schweigen noch mehr betroffen, als ich es von seinem Phlegma bei unserer letzten Unterhaltung gewesen war. Ich hatte Unrecht: Dieses Schweigen war nach dem anderen sehr natürlich, und ich hätte es erwarten sollen. Denn wenn man einem Manne in's Gesicht zu sagen wagt: Ich bin versucht, Sie für einen Verräther zu halten, und dieser Mann hat nicht die Wissbegierde zu fragen: warum? dann kann man annehmen, dass er eine solche Wissbegierde in seinem ganzen Leben nicht haben werde, und wenn die Beweise ihn auch nur wenig belasten, dieser Mann ist gerichtet". Rousseau entschloss sich nun, den Verkehr mit Hume

abzubrechen. In diesem Entschlusse wurde er bestätigt, als er von Therese erfuhr, dass Hume sie über Rousseau's Verhältnisse ausgefragt hatte. Hatte ihn schon früher die Neugierde Hume's verletzt, der jede Einnahmequelle Rousseau's und ähnliche Dinge wissen wollte, so war ihm dieses Ausfragen hinter seinem Rücken doppelt zuwider. Ferner erhielt er wieder Briefe, die geöffnet gewesen waren. Einen neuen Stoss gab die Bekanntschaft mit dem Briefe des Königs von Preussen, von dessen Dasein Rousseau bis dahin keine Kenntniss gehabt hatte, und der nun französisch und englisch als echt in den Zeitungen abgedruckt wurde. „Augenblicklich ging mir ein Licht auf über die geheime Ursache des erstaunlichen und raschen Umschwungs der öffentlichen Meinung über mich in England, und ich erblickte in Paris den Herd des Complotes, das in London zur Ausführung kam". Er hielt nämlich d'Alembert für den Verfasser des Briefes und hatte in Erfahrung gebracht, dass Hume sehr für d'Alembert eingenommen war. „Das Lesen dieses Briefes regte mich sehr auf. Da ich merkte, dass ich auf Grund eines Planes, dessen Ausführung eben begann, dessen Ziel mir aber unbekannt war, nach England gelockt worden war, fühlte ich die Gefahr, ohne zu wissen, wo sie lag und wie ich mich hüten könnte. Damals fielen mir vier erschreckende Worte des Herrn Hume ein, über die ich gleich berichten werde". Der Brief sei geeignet, ihm die Theilnahme des Volkes zu rauben, ja dessen Zorn gegen ihn zu erregen. „Das englische Volk liest die Zeitungen und ist sowieso den Fremden nicht sehr

geneigt. Eine Kleidung, die nicht die seinige ist, genügt, um es ärgerlich zu machen. Was muss ein armer Fremder bei seinen Wanderungen über Land, dem einzigen Vergnügen, das ihm das Leben bietet, erwarten, wenn man die guten Leute davon überredet haben wird, dass dieser Mann es liebt, gesteinigt zu werden? Sie werden sich sehr geneigt fühlen, ihm dieses Vergnügen zu gewähren. Aber mein Schmerz, mein tiefer und grausamer Schmerz, der bitterste, den ich je empfunden, bezog sich nicht auf die Gefahr, der ich ausgesetzt war. Ich hatte deren zu viele überstanden, um über sie sonderlich erregt zu sein. Der Verrath eines falschen Freundes, dessen Beute ich war, flösste meinem allzuempfindlichen Herzen Niedergeschlagenheit und tödtliche Traurigkeit ein. In der Heftigkeit der ersten Erregung, deren ich niemals Herr war, und die meine geschickten Feinde hervorzurufen wissen, um sie zu benützen, schrieb ich Briefe voller Unordnung, in denen ich weder meine Unruhe noch meine Empörung verhehlte".*) Rousseau macht darauf aufmerksam, dass zu seinen Gunsten geschriebene Schriften, deren Druck Hume überwachen wollte, nicht erschienen, so die Briefe Dupeyrou's über die Ereignisse in Motiers. „Als der falsche Brief des Königs von Preussen und seine

---

*) [z. B. an Lord D***: Die, die mich in ihren Schlingen halten, haben meinen wahren Freunden und mir selbst jedes Mittel geraubt, der Stimme der Wahrheit Gehör zu verschaffen. Indessen, das Publikum muss erfahren, dass es geheime Verräther giebt, die unter der Maske einer perfiden Freundschaft ohne Unterlass an meiner Entehrung arbeiten ...]

Uebersetzung erschienen, da begriff ich, warum die anderen Schriften unterdrückt wurden". Er liess eine Erklärung in den Zeitungen abdrucken, worin er mit Nachdruck jenen falschen Brief als groben Betrug bezeichnete und seinen bitteren Empfindungen Ausdruck gab. „Bis hierher ist Herr Hume anscheinend im Dunkeln vorgegangen. Von nun an werden Sie ihn im Lichte und ohne Deckung vorgehen sehen . . . Als jener angebliche Brief des Königs von Preussen in London veröffentlicht wurde, hat Herr Hume, der deshalb zweifellos wusste, dass er untergeschoben war, weil ich es ihm gesagt hatte, nichts gesagt und nichts geschrieben. Er schwieg und dachte nicht einmal daran, zu Gunsten des abwesenden Freundes eine Erklärung über den wahren Sachverhalt abzugeben . . . Da Herr Hume mich nach England geführt hatte, war er daselbst in gewissem Sinne mein Beschützer, mein Patron. War es natürlich, dass er mich vertheidigte, so war es nicht weniger natürlich, dass ich, um öffentlich Protest zu erheben, mich deshalb an ihn wandte . . . Ich wandte mich an einen anderen. Erster Streich auf die Wange meines Patrons. Er fühlt nichts davon." In seiner Erklärung hatte Rousseau gesagt, dass, gleichviel wer der Verfasser sei, dieser Betrüger Mitschuldige in England habe, und dass dieser Umstand ihm das Herz zerreisse. Da Hume der einzige Engländer war, dessen Verrath Rousseau so tief kränken konnte, musste er die Stelle auf sich beziehen. „Zweiter Streich auf die Wange meines Patrons. Er fühlt nichts davon." Eine weitere Schmähschrift erschien. Rousseau machte

sich nicht viel daraus, und auch das Publikum wurde dieser Dinge müde. „So hatten die Verschwörer nicht gerechnet, die zu ihrem Ziele, d. h. zur Zerstörung meines ehrlichen Namens, unter allen Umständen gelangen wollten. Man musste die Front wechseln.“ Hume kam auf die königliche Pension zurück, erlangte sie für Rousseau und zeigte diesem die Gnade des Königs an. Rousseau gerieth in die grösste Verlegenheit; nahm er an, so empfing er Wohlthaten eines Feindes, den er als seinen Verräther betrachtete, lehnte er ab, so verletzte er den wohlwollenden König und erschien als wankelmüthiger, hochfahrender, undankbarer Mensch. Er wählte den Ausweg, an den General Conway, den Minister, zu schreiben, und in etwas gewundenen Ausdrücken sowohl seine Dankbarkeit wie sein Unvermögen, vorläufig über die Annahme der Pension sich zu entscheiden, auszusprechen. „Herr Hume hatte die Angelegenheit vermittelt, er allein hatte sie geleitet. Ich antwortete ihm nicht nur nicht, sondern ich sagte auch in meinem Briefe kein Wort von ihm. Dritter Streich auf die Wange meines Patrons, und diesmal lag es an ihm, wenn er nichts davon fühlte: er fühlte nichts davon.“ Zu dieser Zeit sei der Brief Voltaire's erschienen. Während andere Bekannte Rousseau's darin erwähnt wurden, war Hume's Name nicht erwähnt. Gerade dieser Umstand fiel Rousseau auf und liess ihn vermuthen, dass Hume an der Veröffentlichung betheiligt sei. Hume's Freunde waren seine Feinde: Tronchin, d'Alembert, Voltaire, und in London hatte er keine anderen Feinde als Hume's

Freunde. Da er diese nicht kannte, konnte nur Hume's Einfluss ihre Feindschaft erklären. „Man decke das Gewebe auf, das in London seit meiner Ankunft angesponnen wird, und man wird sehen, ob nicht in Herrn Hume's Hand die Fäden zusammenlaufen. Als endlich der Augenblick gekommen war, um den grossen Schlag zu führen, bereitete man ihn durch einen neuen satirischen Zeitungsaufsatz vor.“ Dieser Aufsatz überzeugte Rousseau ganz und gar von Hume's Untreue, da er Angaben enthielt, die nur von diesem stammen konnten. Es war darin gesagt, Rousseau öffne seine Thüre den Grossen, schliesse sie den Kleinen: Hume hatte Rousseau's ganzen Umgang geleitet. Rousseau sei kalt gegen seine Verwandten: er hatte in Gegenwart Hume's einen Vetter etwas kühl aufgenommen. Rousseau war nicht nur davon überzeugt, dass Hume das Material zu diesem Aufsatze geliefert habe, sondern er glaubte auch, dass Hume es in der Absicht gethan habe, um Rousseau seine Autorschaft erkennen zu lassen und ihn dadurch zu fassungslosem Zorne zu reizen. Den „grossen Schlag“ führte Hume so aus, dass er an den General Conway schrieb, die Ursache von Rousseau's Zögern sei der Wunsch des Königs, dass nicht von der Pension gesprochen werde, und dass er, als der General entgegenkommend antwortete, an Rousseau einen ganz freundschaftlichen Brief schickte, mit der Bitte, sich zu erklären, ob er die Pension ohne jene Bedingung annehmen werde. „Das war der entscheidende Augenblick, das Ziel, der Gegenstand aller seiner Be-

mühungen. Er brauchte eine Antwort, er wollte sie. Damit ich mich ihrer nicht enthöbe, schickte er an Herrn Davenport eine Abschrift seines Briefes, und mit dieser Vorsichtmaassregel nicht zufrieden, schrieb er mir in einem anderen Billet, er könne nicht länger zu meinen Diensten in London bleiben. Mir schwindelte fast, als ich dieses Billet las.“ Er hat nun die sehnlich gewünschte Antwort, und triumphirend kann er Rousseau als ein Ungeheuer von Undankbarkeit bezeichnen. Er hat mehr, er erlangt von Rousseau eine Anklageschrift, eben den vorliegenden Brief. „Dieser Zug allein beweist alles und ohne Widerrede“. Rousseau geht noch einmal alle von ihm angeführten Umstände durch und kommt zu dem Schlusse, dass nur ein Blödsinniger, nicht ein so scharfblickender Mann wie Hume sich bisher über Rousseau’s Auffassung habe täuschen können, dass sich Hume, indem er unbefangen und freundschaftlich trotz aller Misstrauenzeichen auftrat, verstellte, dass er, indem er fortfuhr, Rousseau Wohlthaten zu erweisen, eine feindliche Absicht verfolgte. Hume musste wissen, dass Rousseau ihn nicht mehr achtete, dass Rousseau deshalb keine Wohlthaten mehr von ihm annehmen konnte. Er bemühte sich trotzdem in Rousseau’s Interesse, und verfolgte damit einen boshaften Plan. Hume sagte sich: „Jetzt ist der Augenblick der That. Denn, da ich Rousseau dränge, die Pension anzunehmen, muss er sie entweder annehmen, oder zurückweisen. Nimmt er sie an, so entehre ich ihn mit den Beweisen, die ich zur Hand habe, vollständig. Lehnt er sie ab, nachdem

er vorher seine Bereitwilligkeit erklärt hat und jeder Vorwand ihm entzogen ist, so muss er sagen, warum. Das ist's, was ich erwarte; wenn er mich anklagt, ist er verloren.“ Nur unter Voraussetzung dieses Gedankenganges wird Hume's Handlungsweise verständlich. „Der kritische Zustand, in den er mich gebracht hat, erinnert mich lebhaft an die vier Worte, von denen ich früher gesprochen habe, und die ich ihn zu einer Zeit aussprechen und wiederholen hörte, als ich ihre Bedeutung ganz und gar nicht verstand. Es war die erste Nacht nach unserer Abreise von Paris. Wir schliefen im selben Zimmer und mehrmals während der Nacht höre ich ihn auf französisch mit grosser Heftigkeit rufen: Ich habe (je tiens) Jean-Jaques Rousseau! Ich weiss nicht, ob er wachte oder schlief.“ Trotzdem, dass Rousseau damals diese Worte im guten Sinne auffasste, erschreckte ihn der Ton, in dem sie gesprochen wurden. „Es war ein Ton, von dem ich gar keine Vorstellung geben kann und der vollkommen dem Blicke, den ich früher erwähnt habe, entspricht. Jedesmal, als er diese Worte aussprach, fühlte ich einen Schauder, über den ich nicht Herr wurde.“ Rousseau hatte das Erlebniss vergessen, erst in Wootton ist es ihm wieder eingefallen. „Diese Worte, deren Ton in meinem Herzen nachklingt, als ob sie eben gesprochen wären, die langen und schrecklichen Blicke, die er so oft auf mich richtete, das Klopfen auf den Rücken mit den Worten: mein lieber Herr, als Antwort auf die Verdächtigung, ein Verräther zu sein, dies alles erschüttert mich, von dem Anderen abgesehen,

in einem Grade, dass diese Erinnerungen ganz allein aus meinem Herzen das Vertrauen für immer verscheuchen würden. Es vergeht keine Nacht, in der nicht die Worte: ich habe Jean-Jaques Rousseau, in mein Ohr klängen, als ob ich sie von neuem hörte. Ja, Herr Hume, Sie haben mich, ich weiss es . . . Alle Vorurtheile sind für Sie; es kostet Ihnen nichts, mich als Ungeheuer erscheinen zu lassen, wovon Sie schon den Anfang gemacht haben, und ich höre schon den barbarischen Jubel meiner unversöhnlichen Feinde.“ Auch das Publikum wird für Hume sein, denn er kann auf die Dienste, die er Rousseau geleistet hat, hinweisen und Alle rühmen Den, der Dienste leistet, weil sie selbst solche annehmen möchten. Die verständigen Leute werden zwar anders urtheilen, aber deren giebt es wenige und sie sind nicht die, die Lärm machen. Rousseau kann allein auf den Trost seines Gewissens rechnen. Er will den Menschen Trotz bieten und bis zum Ende, im Unglücke wie im Glücke das thun, was er für ehrlich und gerecht erachtet. „Mein Leib ist geschwächt, aber nie war meine Seele fester“. Rousseau wundert sich, dass er die Kraft zu diesem Briefe gefunden hat. „Wenn man vor Schmerz stürbe, wäre ich daran bei jeder Zeile gestorben“. Schliesslich giebt er doch dem Zweifel Raum. Er sehe einen Abgrund auf beiden Seiten. Er ist der Unglücklichste der Menschen, wenn Hume schuldig ist, er ist der Verächtlichste, wenn Hume unschuldig ist. Und doch würde er den letzteren Fall vorziehen. „Wenn Sie schuldig sind, schreiben Sie mir nicht . . ., wenn Sie unschuldig sind, halten

Sie es für werth, sich zu rechtfertigen. Ich kenne meine Pflicht, ich liebe sie und werde sie stets lieben, so hart sie sein mag . . . Noch einmal, wenn Sie unschuldig sind, halten Sie es für werth, sich zu rechtfertigen: sind Sie es nicht, adieu für immer".

Ich habe es für nöthig gehalten, aus diesem langen Briefe einen ausführlichen Auszug zu geben, weil ich glaube, dass hier zum ersten Male die Paranoia deutlich spricht, dass in diesem Briefe*) sich die ganz unverkennbaren Spuren des Irrsinns zeigen. Nicht als ob Rousseau mit Unrecht Hume angeklagt hätte. Er hatte allen Grund, mit dessen Betragen unzufrieden zu sein. Hume war kein Freund in Rousseau's Sinne. Er war ein kalter Mensch und verstand Rousseau's Gefühle überhaupt nicht. Er hatte sich Rousseau's wahrscheinlich deshalb angenommen, weil die Freundinnen es wünschten, weil er ein gewisses Mitleid für den Verfolgten hegte, weil es ihm schmeichelte, als Beschützer des berühmten Mannes aufzutreten. Er hatte nach Kräften für Rousseau's äusseres Wohlsein gesorgt

---

*) Auch in den anderen, in denen Rousseau zu dieser Zeit gegen seine Freunde über Hume spricht und die nichts wesentlich Anderes als der grosse Brief vom 10. Juli enthalten. Charakteristische Aeusserungen sind folgende: „Unter dem Deckmantel verrätherischer Freundschaft hat Hume mit zwei oder drei anderen Mitschuldigen den saubern Plan gefasst, meinen Namen zu entehren, und thut es mit staunenswerthem Erfolge... Ich betrachte das Triumvirat Voltaire, d'Alembert, Hume als eine Thatsache. Seinen Endzweck ergründe ich nicht, aber sie haben einen... Es besteht ein Complot zwischen ihnen, aus dem ich nicht klug werde, aber ich sehe und fühle von Tag zu Tag dessen fortschreitende Ausführung".

und glaubte, damit vollständig seinen Verpflichtungen gerecht geworden zu sein. Aber er wusste nicht nur schon in Paris, dass sein Freund Walpole den Spottbrief des Königs von Preussen verfasst hatte, sondern er hatte selbst den beissendsten Satz in diesem Briefe, den, den wir oben wiedergegeben haben, verfasst. Er schwieg nicht nur zu allen Angriffen, die Rousseau in London erfuhr, sondern er freute sich über Voltaire's Bosheiten, weil sie zu einer Art von Hahnenkampf zwischen den beiden grossen Schriftstellern führen würden. Er bemühte sich nicht nur, Rousseau und seine Gefährtin über ihre Geldverhältnisse in unwürdiger Weise auszufragen, sondern er beauftragte seine Pariser Freunde, Rousseau's Bankier auszuforschen. Er schrieb dann seinen Bekannten ohne allen Grund, Rousseau mache sich ärmer, kränker, verfolgter, als er es sei. Er schämte sich nicht einmal, das Briefgeheimniss zu verletzen, sondern überwachte mit einer Neugierde, die auch einer alten Waschfrau nicht angestanden hätte, Rousseau's Briefwechsel. Alle diese Dinge wissen wir aus Hume's eigenen Briefen. Rousseau freilich wusste nicht Alles, aber er wusste soviel, dass er mit Recht Hume Tactlosigkeit vorwerfen und das Band der Freundschaft lösen konnte. Also in seiner Verurtheilung Hume's liegt das Krankhafte nicht, sondern darin, dass er nicht nur Hume's Handlungen, sondern fast Alles, was ihm in England widerfahren war, aus einem tief durchdachten Plane ableitete, dass er, indem er mit dem grössten Scharfsinne das Einzelne verknüpfte, überall die überlegte Absicht, ihm zu schaden, erkannte.

Es ist doch wahrhaftig ein ungeheuerlicher Gedanke, dass Hume den ihm persönlich unbekannten Rousseau deshalb verleitet habe, mit nach England zu kommen, um ihn daselbst mit Anwendung der widersinnigsten Mittel zu „entehren“. Viele der Umstände, die Rousseau als Indicien anführt, sind so leicht zu deuten, dass Rousseau ohne krankhafte Verblendung sie nicht missdeuten konnte. Es ist kaum denkbar, dass Rousseau nicht schon in Paris gewusst habe, wie sehr der Weltmann Hume mit allen literarischen Berühmtheiten und auch mit den Feinden Rousseau's, Voltaire, d'Alembert u. s. w. verbunden war. Statt sich zu wundern über die Angriffe, die er in London erfuhr, hätte Rousseau, dem die Denkungsweise und der Einfluss seiner Gegner sehr wohl bekannt waren, in den Spottschriften die natürliche Reaction gegen seinen glänzenden Empfang in London erkennen sollen. Es ist gar nicht zu bezweifeln, dass Voltaire's Neid und Hass durch die Ehren, die Rousseau bezeigt worden waren, auf's Aeusserste gereizt wurden und den Sturm gegen Rousseau erregten. Auch das konnte Rousseau kaum entgehen, dass das Verhältniss zu seiner Haushälterin in der englischen Gesellschaft Anstoss erregte, und dass deshalb Manche eine andere Miene zeigten, als Therese nachgekommen war. Dass Hume, den man übrigens in Paris auf das angebliche Misstrauen Rousseau's aufmerksam gemacht hatte, auf die Andeutungen Rousseau's über seine Besorgnisse kein Gewicht legte und einer Auseinandersetzung aus dem Wege ging, das konnte Rousseau wohl befremden und ihn ein

schlechtes Gewissen Hume's vermuthen lassen, aber es konnte ihn in keiner Weise berechtigen, den teuflischen Plan, den er Hume unterlegte, für erwiesen zu halten. Ausser diesen allgemeinen Erwägungen ist auf die einzelnen Wendungen des Briefes hinzuweisen, die ich oben in Anführungstrichen wiedergegeben habe. Ich glaube, dass auch den Laien ihr krankhafter Charakter nicht zweifelhaft sein werde. Ich verweise beispielsweise auf die Ausführungen über die Pensionangelegenheit, mit der Hume den „Hauptschlag" führte. Endlich sind von ganz besonderer Bedeutung die beiden Erzählungen über die Scene am Kamin und über den nächtlichen Ausruf Hume's. Sie allein, glaube ich, würden den Fachmann stutzig machen, denn dass Blick und Stimme der verdächtigen Personen von geheimnissvoller Bedeutung werden, dass sie einen unerklärlichen Schauder hervorrufen, das ist der Paranoia eigen.

Wir werden von nun an sehen, wie in Rousseau's Leben gleich Wellenbergen und Wellenthälern Zeiten der Aufregung und solche der Ruhe einander ablösen. Die heftige Erregung in der Hume'schen Angelegenheit ist der erste Wellenberg. Der Sturm legte sich wieder, aber was in ihm entstanden war, das blieb in der Hauptsache bestehen: Die Vorstellung des ebenso mächtigen wie geheimnissvollen Complotes, dessen Opfer er war, verliess Rousseau nicht wieder. Auch blieb er vollkommen davon überzeugt, dass seine Auffassung und seine Handlungsweise Hume gegenüber durchaus richtig gewesen seien.

Laien pflegen sehr für eine psychologische Er-

klärung von Wahnvorstellungen eingenommen zu sein. Rousseau's Fall ist scheinbar recht geeignet, darzuthun, wie Verfolgungen Verfolgungswahn erzeugen, wie die durch die Erfahrungen erschütterte Seele allmählich das Maass verliert, auch da Verfolgung ahnt, wo keine ist, und schliesslich alles im Sinne dieses Wahnes deutet. Wenn man aber bedenkt, dass in den meisten Fällen von Verfolgungswahn von wirklicher Verfolgung keine Rede ist, und dass der Wahn da sich ebenso darstellt, wo er in der Erfahrung Anknüpfungen findet, wie da, wo solche fehlen, dass die typischen Wahnvorstellungen bei Gebildeten und Ungebildeten, bei den Angehörigen der verschiedenen Nationen in ungefähr gleicher Weise auftreten und den Insassen der Irrenanstalten in den verschiedenen Ländern eine merkwürdige Aehnlichkeit geben, dann wird man misstrauisch gegen psychologische Vermittelungen. In Wirklichkeit steigen die Hauptformen des Wahns aus der Tiefe des Unbewussten herauf, als wohin unsere Psychologie nicht reicht. Will man andere Worte brauchen, so kann man auch sagen: dem Wahne liegen Veränderungen im Gehirne zu Grunde, die durch die unserem bewussten Seelenleben entsprechenden Vorgänge nicht allein verursacht sind. Die seelischen Ursachen des Wahns kommen weniger ihrer Qualität nach, als ihrer Quantität nach, als verschiedene Formen der Gemüthserschütterung in Betracht. Die Gemüthserschütterung wird um so verderblicher sein, je mehr der Betroffene von Haus aus Anlage zu geistiger Erkrankung besitzt, und da, wo eine solche gänzlich

fehlt, wird nach allgemeiner Erfahrung auch die stärkste perturbatio mentis Geisteskrankheit nicht bewirken. Diese Sätze finden auch auf Rousseau Anwendung. Wir werden die Verfolgungen, die er erduldet hat, in der Hauptsache als Gemüthserschütterungen anzusehen haben, und müssen dahingestellt sein lassen, ob nicht auch schwere Schicksalschläge anderer Art, sein zu geistiger Erkrankung geneigtes Seelenleben (oder Gehirn) dem Verfolgungswahne zugeführt hätten.

Das Neben- und Durcheinander von wirklicher und eingebildeter Verfolgung bei Rousseau ist ebenso merkwürdig, wie es der Beurtheilung Schwierigkeit macht. Können wir auch ziemlich oft aus äusseren oder inneren Gründen die Krankhaftigkeit Rousseau'scher Aeusserungen erkennen, so bleiben doch viele Fälle übrig, in denen Rousseau's Aussagen möglicherweise der Wirklichkeit entsprechen, und der Mangel anderweiter Nachrichten die Entscheidung unmöglich macht. Vorläufig sei bemerkt, dass Sinnestäuschungen bei Rousseau niemals vorgekommen zu sein scheinen, dass es sich bei seinem Wahne immer nur um falsche Deutung des richtig Wahrgenommenen handelt. Da andererseits die unbedingte Wahrhaftigkeit Rousseau's durch zahllose Proben festgestellt ist, so liegt kein Grund vor, seinen thatsächlichen Angaben zu misstrauen. Freilich ist oft schwer zu sagen, wo die Beobachtung aufhört und die Schlüsse aus dem Beobachteten beginnen.

Der Streit mit Hume war für Rousseau ein schwerer Schlag, denn er erschütterte sein Ansehen ebenso wie sein Gemüth. Hume, den sein Intellect zu

einem der bedeutendsten Menschen seiner Zeit machte, zeigte bei dem Bruche mit Rousseau Charaktereigenschaften, die die Achtung für ihn in hohem Grade beeinträchtigen. Nachdem er Rousseau's Brief vom 23. Juni empfangen, schrieb er sofort an Rousseau's Feind, den Baron Holbach: „mein lieber Baron, Rousseau ist ein Hallunke", und forderte Holbach auf, diese Nachricht in Paris zu verbreiten. In der That verbreitete sich die Nachricht von dem Streite zwischen Rousseau und Hume wie ein Lauffeuer diesseits und jenseits des Kanals. „Wäre von England der Krieg an Frankreich erklärt worden, das Aufsehen hätte nicht grösser sein können". Bald erschien ein „gedrängter Bericht" Hume's über seine Sache, der zwar voller Lügen steckt, aber geschickt genug abgefasst war, um fast überall Glauben zu finden. Rousseau's „maassloser Stolz", seine „Undankbarkeit", seine „Heuchelei" wurden feststehende Glaubenssätze, und sind es zum Theile heute noch. Die französische Ausgabe des Hume'schen Berichtes wird von einer Hume verherrlichenden Vorrede begleitet, an der nachgewiesenermaassen d'Alembert mitgearbeitet hat. Der grosse Mathematiker entblödete sich später nicht zu schreiben: „Jean-Jaques ist eine wilde Bestie, man darf sie nur hinter Eisenstäben und mit einem Stocke anrühren". In Zeitungsaufsätzen, in Flugschriften und in Briefen tobte von allen Seiten die Feindschaft gegen den unglücklichen Rousseau. Er liess den Sturm dahinbrausen, seufzte und schwieg. Mehr und mehr sah er die Zahl seiner Freunde schwinden. Waren ihm die Damen Boufflers

und Verdelin schon deshalb verdächtig, weil er ihnen die Verbindung mit Hume verdankte, so verlor er jetzt, als sie ihm vorwurfsvolle Briefe schrieben, das Vertrauen zu ihnen gänzlich. Doch auch Der, den er von allen Menschen am höchsten schätzte, und an dem er niemals gezweifelt hat, der Lord Keith, schien sich von ihm abzuwenden. Seine Briefe wurden seltener und schliesslich erklärte er, er müsse wegen seines hohen Alters den Briefwechsel aufgeben. Mit schmerzlicher Rührung liest man die Briefe Rousseau's, in denen er den verehrten Mann mit zärtlicher Liebe anfleht, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Umsonst, der Marschall blieb stumm, und Rousseau musste auf ihn verzichten. Uebrigens hat der alte Herr trotz seines seltsamen Verhaltens Rousseau seine Zuneigung bewahrt und hat in seinem letzten Willen die von ihm getragene Uhr für Rousseau bestimmt.

So tief alle diese Erfahrungen Rousseau verwundeten, so sehr ihn das Bewusstsein schmerzte, „fortan in den Augen der Menschen beschimpft, entehrt dazustehen“, seine elastische Natur erholte sich rasch wieder, als die heftige Erregung abgeklungen war. Alle seine Wünsche richteten sich auf Ruhe; er wünschte von der Welt vergessen zu werden und suchte selbst, soviel er konnte, sie zu vergessen. Die Botanik, in die ihn zu Motiers sein Freund d'Ivernois eingeführt hatte, und der er sich schon in der Schweiz mit grosser Liebe und Ausdauer gewidmet hatte, wurde sein Tröster. Im Verkehre mit den stillen, freundlichen Pflanzen suchte und fand er Frieden und Erquickung. Er wollte

nur noch botanische Bücher lesen, nur noch von Pflanzen mit seinen Freunden sprechen. „Meine Seele, todt für alle grossen Erregungen, ist nur noch für die Sinnenwelt empfänglich . . . ich schlendere gemächlich von Pflanze zu Pflanze, von Blume zu Blume; ich betrachte sie, vergleiche sie“ u. s. w. Gelingt es ihm, die Pflanze richtig zu bestimmen und sich eine Vorstellung von ihrem Bau, ihrer Lebensthätigkeit zu machen, so fühlt er sich unbeschreiblich glücklich. „Ich erklimme Berge und Felsen, ich dringe in die Tiefe der Thäler und Wälder . . . da komme ich mir vor, als wäre ich vergessen von den Menschen, in Freiheit und in Frieden, als hätte ich keine Feinde mehr, oder als müsste das Laubwerk der Gehölze mich vor ihren Händen schützen“. Doch auch zu Menschen gewann Rousseau neue und freundliche Beziehungen. Sein Hauswirth zeigte sich als verständiger, höflicher Mann, verschiedene Edelleute, die den Sommer auf ihren Landsitzen in der Nähe von Wootton zubrachten, suchten Rousseau's Umgang. Insbesondere entwickelte sich ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniss zu „dem guten, vortrefflichen Nachbar“ Herrn Granville und dessen Familie. Durch Granville lernte Rousseau die Herzogin von Portland kennen, eine unterrichtete, für die Naturwissenschaften begeisterte Dame, mit der ihn seine botanischen Neigungen bald verbanden. Sie besuchte ihn in Wootton und kletterte dort Pflanzen suchend in den Felsen herum, sodass er ihr kaum nachzufolgen vermochte. Auf der Herzogin Wunsch entwickelte sich ein Briefwechsel, der auch dann, als Rousseau Eng-

land verlassen hatte, fortgesetzt wurde und sich durch zehn Jahre erstreckte. In diesen Briefen, die fast ausschliesslich botanische Fragen behandeln, zeigt sich „der Herborist der Frau Herzogin“ ruhig und heiter, er spricht in der herzlichsten Weise von Marschall Keith, von Granville, wrid nicht müde, seine dankbare Gesinnung gegen diese sowie gegen die Herzogin auszudrücken, und ergeht sich in verbindlichen Wendungen; nur vereinzelte Aeusserungen erinnern an die Krankheit.

Bei gutem Wetter war Rousseau selten zu Hause, bei schlechtem Wetter aber und in der kalten Jahreszeit beschäftigten ihn, ausser den botanischen Büchern, die Erinnerungen an seine Jugend. Den Plan, sein Leben zu beschreiben, hatte er in Montmorency gefasst, in Motiers hatte er zu diesem Zwecke seine Briefe durchgesehen und geordnet, die Papiere waren glücklich nach England gelangt, und nun begann er, „die Bekenntnisse“ niederzuschreiben. Man darf wohl daran zweifeln, dass Rousseau von vornherein die Absicht gehabt habe, dies so zu thun, wie er es wirklich gethan hat. Erst die Angriffe, die auf seine Persönlichkeit gerichtet worden waren, besonders die Schmähungen des „Sentiment des Citoyens“ haben ihn auf den Gedanken gebracht, seinen Feinden dadurch zu antworten, dass er sich selbst schilderte in der ganzen Wahrheit der Natur, und sich unverhüllt darstellte im Bösen wie im Guten. Er verfuhr bei diesem nichts weniger als weltklugen Beginnen so, dass er besonders das, was er selbst an sich zu tadeln fand, seine Fehler und Fehl-

tritte hervorhob, um dann sagen zu können: jetzt wisst Ihr alles Schlechte von mir, was mehr gesagt wird, ist Lüge. Zugleich aber hielt er es gegenüber den maasslosen Verdächtigungen, die unausgesetzt gegen seinen Charakter und seine Lebensführung gerichtet wurden, für Pflicht, das Gute, was an ihm war und was er gethan hatte, ohne sogenannte Bescheidenheit darzustellen. Nur in diesem Sinne, als Vertheidigungschrift dürfen die Bekenntnisse, und zwar besonders die erste Hälfte, die Rousseau in Wootton schrieb, aufgefasst werden. Er bestimmte von vornherein, dass sie nicht bei seinen Lebzeiten veröffentlicht werden sollten, nur der Nachwelt gegenüber sollten sie seinen verunglimpften Namen zu Ehren bringen. Da nach Ablauf des Jahrhunderts, denn diesen Termin setzte er zur Veröffentlichung fest, alle Die, mit denen er in Berührung gekommen war, gestorben sein würden, glaubte er auch von ihnen mit derselben Offenheit, mit der er sich selbst schilderte, und ohne die er seinen Zweck verfehlt haben würde, sprechen zu dürfen. Es ist schwer verständlich, dass ein so scharfsinniger Kenner des Menschenherzens, wie Rousseau es war, über den Erfolg, den seine Bekenntnisse haben würden, sich so irrthümlichen Erwartungen hingab, wie er es that.

Zunächst erzählte er, sobald er seinen Plan gefasst hatte, ohne jedes Bedenken Allen davon, die es hören wollten, und erkannte nicht, dass er durch diese Mittheilungen sich selbst in der empfindlichsten Weise schädigte, seine Feinde zur Fortsetzung und Ausbreitung ihrer Verleumdungen geradezu aufforderte. Denn

diese alle erschraken, als sich die Nachricht: Rousseau schreibt seine Memoiren, wie ein Lauffeuer verbreitete, und fürchteten, die machtvolle Feder Rousseau's möchte ihnen nun vergelten, was sie ihm gethan. Natürlich beeilten sie sich, Vorbeugungsmaassregeln zu treffen, d. h. den Ruf und die Glaubwürdigkeit Rousseau's soweit zu zerstören, wie es ihnen möglich war. Ohne die Furcht vor Rousseau's Memoiren hätte Hume seinen „gedrängten Bericht“ nicht geschrieben, und wäre Rousseau überhaupt ein grosser Theil seiner bitteren Erfahrungen erspart worden.

Als nach Rousseau's Tode die Bekenntnisse erschienen, war ihre Wirkung begreiflicherweise sehr verschieden von der, die Rousseau erwartet hatte. Sie schadeten seinem Andenken mehr, als sie ihm nützten. Denn die Leute, unfähig die strenge Wahrhaftigkeit Rousseau's zu begreifen, sagten sich, dass Jemand, der so viel bekenne, noch viel mehr verschweige. Sie zuckten die Achseln über die Beichte, die Rousseau mit Schmerzen abgelegt hatte, und sprachen: ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie dieser da. In der That hat sich der widerlichste Pharisäismus den „Bekenntnissen“ gegenüber breit gemacht, und wenn man nach den Steinen, die ihretwegen auf Rousseau geworfen worden sind, urtheilen sollte, so müsste man annehmen, dass sehr viele Schriftsteller ohne Schuld seien.

Natürlich hat es von Anfang an auch an besonnenen und wohlmeinenden Beurtheilungen nicht gefehlt. Diese ebenso wie die abfälligen sind durchweg vom Standpunkte der Moral aus abgegeben. Die Frage, inwie-

weit die Geisteskrankheit Rousseau's seine moralische Zurechnungsfähigkeit beschränkt habe, wird kaum aufgeworfen. Diese ausserordentlich schwierige Frage aber darf nicht umgangen werden. Der Beginn der Paranoia liegt überhaupt vor der Abfassung der Bekenntnisse und ihre zweite Hälfte ist zu einer Zeit geschrieben, als Rousseau schon in beträchtlichem Grade krank war. Die alte Lehre von der Monomanie, nach der ein Stück des geistigen Menschen krank, alles übrige gesund sein kann, gilt nicht mehr. Man nimmt an, dass jede geistige Störung eine Krankheit der Person, des ganzen Menschen sei. Immerhin ist Rousseau's Fall geeignet, die relative Berechtigung der alten Anschauung darzuthun. Rousseau war zwölf Jahre lang geisteskrank: Während dieser ganzen Zeit hat er auf verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit Hervorragendes geleistet und stets blieb sein Wahn auf die falsche Beurtheilung der ihn treffenden Verfolgung beschränkt. Man mag daher über Monomanie denken, wie man will, man wird in Fällen, wie der Rousseau's ist, immer nur von einer Beschränkung der Verantwortlichkeit nach bestimmten Richtungen hin reden dürfen. Unter dieser Voraussetzung wird die Beurtheilung einzelner Handlungen oder Aeusserungen von Menschen mit irgend einer geistigen Störung sehr schwierig sein, weil bei dem oft verborgenen Zusammenhange der seelischen Vorgänge es nicht immer möglich ist, zu entscheiden, ob die fragliche Handlung oder Aeusserung in Beziehung zu der geistigen Störung stand. Je eher das Letztere möglich ist, um so geneigter wird man sein,

von einer moralischen Beurtheilung abzusehen. Leidet Jemand an Verfolgungswahn, so wird leicht auf alle Beziehungen seiner moralischen Person zur Aussenwelt ein falsches Licht fallen, und jede seiner Aeusserungen über diese Beziehungen wird verdächtig sein. Dies gilt auch von dem abgeschwächten oder vielleicht durch die natürliche Kraft seines Geistes in Schranken gehaltenen Wahne Rousseau's. Man wird jede auffällige Aeusserung für sich betrachten müssen und wird zu prüfen haben, ob in ihr etwa ein Widerspruch gegen die Denkweise der gesunden Zeit zu erkennen ist, und ob sie im Sinne des Wahnes gehalten ist. Im Zweifelsfalle wird man besser thun, von einer Entscheidung abzusehen, als aus einer vielleicht nicht zurechenbaren Aeusserung einen Vorwurf zu machen. Auf diese Weise wird man am ehesten ein Unrecht gegen den Kranken vermeiden. Andererseits wird man nicht fehl gehen, wenn man manches doppelt zum Guten rechnet. Wenn ein an Verfolgungswahn Leidender auch Denen gegenüber, in denen er seine Feinde erkennt, nie der Wahrheit untreu wird, wenn er ihnen nicht Böses mit Bösem vergilt, sondern ihre guten Seiten mit Nachdruck hervorhebt, wenn er sogar aus Zartsinn Dinge verschweigt, die er zu seiner Vertheidigung sagen könnte, wenn er überhaupt sich streng beurtheilt, andere mild, so wird man einen derart gerechten Sinn, den auch die Krankheit nicht beugen konnte, des höchsten Lobes würdig finden. Man wird den Mann, der trotz der Verdunkelung seines Geistes kindliche Liebenswürdigkeit bewahrte und unfähig war zu hassen, zweifach bewundern.

Diese Erwägungen finden hauptsächlich auf die zweite Hälfte der „Bekenntnisse“ Anwendung. In den ersten sechs Büchern erinnert fast nichts an die geistige Störung Rousseau's. Man ist erstaunt über die sonnige Heiterkeit, die in ihnen herrscht, wenn man bedenkt, welche Stürme vor und nach ihrer Abfassung durch Rousseau's Seele zogen. Rousseau sagt selbst in der Einleitung zum siebenten Buche: „Die erste [Abtheilung] schrieb ich mit Lust und Behagen zu Wootton und zuletzt im Schlosse Trye. Jede Erinnerung, die mir aufstieg, war für mich ein abermaliger Genuss. Mit immer neuem Vergnügen gab ich mich einer jeden hin und konnte, ohne mir Zwang anzuthun, an meinen Schilderungen so lange feilen, bis ich damit zufrieden war“. Ausser vereinzelten Hinweisungen auf sein späteres trauriges Schicksal wirkt auf den unbefangenen Leser nur der Anfang des ersten Buches befremdend. Man hat den letzteren als Beweis für den erstaunlichen Hochmuth Rousseau's angesehen, man könnte mit mehr Recht in ihm den Ausdruck eines durch den Gedanken an die allgemeine Verfolgung krankhaft gesteigerten Selbstbewusstseins erblicken. Auch ich würde mich für die zweite Annahme entscheiden, wenn mich nicht die Erinnerung an frühere ähnliche Aeusserungen bedenklich machte. Man vergleiche die Briefe an Malesherbes und meine einleitenden Bemerkungen dazu. Ueberschätzungsvorstellungen pflegen dem Verfolgungswahne nicht vorauszugehen, sondern sich erst nach seinem jahrelangen Bestehen zu entwickeln. Der berühmte Eingang zu den Bekenntnissen lautet:

„Ich gehe an ein Unternehmen, das noch kein Beispiel hat, und das keinen Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitmenschen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich.

Ich allein. Ich verstehe mein Herz und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht wie einer von denen, die ich gesehen habe, ja ich getraue mir zu sagen, nicht wie einer von allen, die gelebt haben. . .

Mag die Posaune des jüngsten Gerichts ertönen, wann sie will. Ich werde kommen und mit diesem Buche in der Hand vor den höchsten Richter treten. Ich werde laut sagen: Hier, so handelte ich, so dachte ich, so war ich. Ich habe das Gute und das Böse mit demselben Freimuthe gesagt . . . Ich habe mich so dargestellt, wie ich war, verächtlich und niedrig da, wo ich es gewesen bin, gut, edel, erhaben da, wo ich es gewesen bin . . . Ewiges Wesen versammele um mich die unzählige Schaar meiner Brüder: Mögen sie meine Bekenntnisse hören, mögen sie über meine Unwürdigkeit seufzen, über mein Unglück erröthen. Möge jeder von ihnen seinerseits vor den Stufen Deines Thrones sein Herz mit derselben Offenheit entfalten und dann sage ein Einziger, wenn er es wagt: Ich war besser als dieser Mensch“.*)

---

*) Ich finde bei Sainte Beuve (Causeries du lundi, 4. éd., III, p. 78) die Nachricht, dass in der Bibliothek zu Neuchatel ein erster Entwurf Rousseau's vorhanden ist, in dem der Anfang der Bekenntnisse eine andere Gestalt hat. In ihm ertöne die Posaune des jüngsten Gerichts nicht, sondern Rousseau lege sein Vorhaben in längerer philosophischer Auseinandersetzung dar.

Es bleibt schliesslich nichts übrig, als dass Jeder sich selbst fragt, ob er die letzten Worte von sich sagen darf. Vielleicht hat Rousseau nicht ganz so Unrecht, wie es den Anschein hat.

Der Zustand der Ruhe, in dem Rousseau sich an der Botanik*) und an den Jugenderinnerungen erfreute, dauerte bis zum Frühlinge des Jahres 1767. Schon im Winter hatte sich Rousseau brieflich gegen seinen Hauswirth deswegen beschwert, weil dieser erbetene Aufklärungen nicht gebe, und weil seine Diener sich unziemlich gegen den Miether betrügen. Etwas Sicheres darüber, worauf sich Rousseau's Unzufriedenheit mit Davenport bezog und inwieweit sie begründet war, ist nicht bekannt. Es war Davenport gelungen, Rousseau vorübergehend zu beschwichtigen, doch dauerten die anscheinenden oder thatsächlichen Ungebührlichkeiten der Dienerschaft fort, und Rousseau's Erregung wuchs mehr und mehr. Er glaubte, dass sein Briefwechsel durchgängig überwacht werde, dass er überall von Aufpassern umgeben sei, und dass seine Feinde im Begriff seien, sich der Handschrift seiner

*) Ich bin nicht im Stande, Rousseau's botanische Schriften zu besprechen und ihre Verdienste hervorzuheben, und sage hier nur dieses: Die Lettres élémentaires sur la Botanique (1771—73) sind mit einem solchen pädagogischen Geschick und solcher Naturfrische geschrieben, dass sie auch heute noch angehenden Liebhabern und Liebhaberinnen der Pflanzenwelt recht empfohlen werden können. Um ihre Benutzung in Deutschland zu erleichtern, soll deshalb auch in allernächster Zeit in demselben Verlage, wie das vorliegende Buch eine deutsche Uebersetzung und Bearbeitung dieser Briefe durch meinen Bruder, Professor Dr. M. Möbius in Frankfurt a. M., erscheinen.

„Bekenntnisse“ zu bemächtigen. „Ich bin, schreibt er an Dupeyrou, nach allen Seiten in der Schlinge und ausser Stande, mich aus ihr herauszuziehen. In den Händen von Jedermann kann ich keine Bewegung ausführen, die mich befreien könnte . . . O Schicksal! O mein Freund, beten Sie für mich! Es scheint mir, dass ich die Leiden, die mich niederdrücken, nicht verdient habe“. Von der Sorge um seine Papiere befreite ihn Dupeyrou, indem er einen seiner Bekannten, der sich zufällig in London aufhielt, bewog, sich nach Wootton zu begeben und die gefährdeten Schriftstücke in Verwahrung zu nehmen. Doch Rousseau beruhigte sich nicht. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Leute, die seine Briefe holten und brachten, die Postbeamten, kurz alle Welt im Dienste seiner Feinde standen, dass es darauf abgesehen war, ihm allen Verkehr abzuschneiden, und ihn dadurch nicht nur des Beistandes, sondern auch des Unterhaltes zu berauben. Bald erschien ihm der Aufenthalt in Wootton unerträglich, und am 1. Mai brach er plötzlich mit Therese auf. Er hinterliess einen an Davenport gerichteten Brief. Darin beklagt er sich über die Behandlung, die er seit Weihnachten in Davenport's Hause erfahren habe, und über die Nichtberücksichtigung seiner Beschwerden durch Davenport. Er verlasse deshalb das Haus. Seine Sachen, sowie den Ertrag aus dem Verkaufe seiner Bücher und Kupferstiche lasse er als Unterpfand zurück. „Ich kenne die Fallstricke sehr wohl, die meiner warten, nicht minder mein Unvermögen, mich vor ihnen zu schützen. Doch ich habe

gelebt, und es bleibt mir nur noch übrig, meine mit Ehren zurückgelegte Laufbahn muthig zu beschliessen“. Schliesslich dankt er Davenport herzlich für seine Gastfreundschaft.

Ueber die nächsten Wochen, d. h. über die Zeit seit der Abreise von Wootton bis zur Ankunft in Calais am 22. Mai, liegen nur wenig zuverlässige Mittheilungen vor. Rousseau sprach später nicht gern von dieser Reise und sagte nur, dass sie mit seltsamen Abenteuern verknüpft gewesen sei. In wie weit man einem Berichte Hume's glauben darf, steht dahin, doch dürfte er wenigstens in der Hauptsache richtig sein. Hume schrieb an einen Freund in Paris: „Ich weiss nicht, ob Sie von den letzten Schicksalen des armen unglücklichen Rousseau gehört haben, der ganz und gar irre geworden ist und das grösste Mitleid verdient. Vor ungefähr drei Wochen ist er abgereist, ohne davon Anzeige zu machen, und hat nur seine Haushälterin mit sich geführt, den grössten Theil seines Eigenthums und etwa dreissig Guineen baar zurückgelassen. Man fand auf seinem Tische einen Brief voll von Vorwürfen gegen seinen Wirth, dem er Schuld gab, an meinem Plane, ihn zu entehren, theilgenommen zu haben. Er nahm den Weg nach London. Herr Davenport bat mich, ihn suchen zu lassen und ausfindig zu machen, wie man ihm seine Sachen und sein Geld zurückgeben könne. Vierzehn Tage hörte man nichts von ihm. Endlich empfing der Kanzler einen höchst extravaganten Brief von ihm, der von Spalding in der Grafschaft Lincoln aus datirt war. Er erklärt diesem Beamten, dass er auf

dem Wege nach Dover sei, um das Königreich zu verlassen (bemerken Sie, dass Spalding ganz ausserhalb des Weges liegt), dass er aber aus Furcht vor seinen Feinden nicht wage, aus dem Hause zu gehen. Er beschwört den Kanzler, dieser möge ihm einen Führer von Amtswegen geben. Nach einigen Tagen erfuhr ich von Herrn Davenport, dass er einen neuen Brief Rousseau's aus Spalding erhalten habe, in dem er sein lebhaftes Bedauern ausdrücke, über seine unglückliche Lage klage und die Absicht, nach Wootton zurückzukehren, ausspreche. Ich hoffte, dass er seine Sinne wiedergewonnen habe. Ganz und gar nicht. Wenige Stunden später erhielt der General Conway einen Brief von ihm aus Dover, das zweihundert Meilen von Spalding liegt. Er hatte nur zwei Tage gebraucht, um diesen weiten Weg zurückzulegen. Es giebt nichts Verrückteres als diesen Brief. Er nimmt an, dass er Staatsgefangener sei, und zwar durch meinen Einfluss. Er bittet flehentlich um Erlaubniss, das Königreich zu verlassen. Er hebt die Gefahr, ermordet zu werden, in der er schwebe, hervor . . ."

Der Brief Rousseau's an General Conway ist erhalten und bestätigt Hume's Aussagen. Rousseau wendet sich vertrauensvoll an den General. Er sei in einer bestimmten Absicht nach England geführt worden und er könne sich der anscheinend seltsamen Vermuthung nicht erwehren, dass es sich dabei um eine Staatsangelegenheit gehandelt habe. Thatsächlich sei er in England für immer entehrt worden. Der Minister wird begreifen, dass diese Schmach ihm den Aufent-

halt im Lande unmöglich macht. „Aber man will nicht, dass ich es verlasse; ich sehe das, ich habe tausend Beweise dafür . . . Ich aber will aus diesem Lande oder aus dem Leben scheiden und ich fühle wohl, dass ich nicht die Wahl habe. Die unheilkündenden Zeichen, die ich wahrnehme, verrathen mir das Loos, das meiner wartet, wenn ich auch nur Miene mache, mich einschiffen zu wollen. Dennoch bin ich dazu entschlossen, weil alle Schrecken des Todes nicht mit denen zu vergleichen sind, die mich rings umgeben. Ein Gegenstand des öffentlichen Hohngelächters und lauter Verwünschungen sehe ich mich umringt von den Vorboten des furchtbaren Schicksals, das mich erwartet". Da jedoch sein Tod nicht verborgen bleiben könnte, und damit ein schlechtes Licht auf die englische Gastfreundschaft fallen würde, will er einen Vorschlag machen. Wenn man ihn in Ruhe lasse, will er bei seiner Ehre und Allem, was ihm heilig ist, versprechen, dass er nicht nur den Plan, seine Memoiren zu schreiben, aufgeben, sondern auch nie, weder schriftlich noch mündlich, sich über die in England erduldeten Leiden beschweren werde. Er werde von Hume nie oder nur in ehrenvoller Weise sprechen und werde im Nothfalle seine früheren Aussagen auf seine zum Misstrauen geneigte Stimmung zurückführen. Diese sei in der That vorhanden und habe ihn zu manchem ungerechten Verdachte veranlasst. Auch will er sich verpflichten, nie wieder eine Zeile drucken zu lassen. Rousseau verbreitet sich dann über die Bürgschaften, die er bieten kann. Er will seine Papiere ausliefern, eine feierliche

schriftliche Erklärung ausstellen u. s. w. „Sie sehen einen Unglücklichen, der, zur Verzweiflung gebracht, seine letzte Stunde erwartet. Sie können ihn in das Leben zurückrufen, können sein Retter werden, auch jetzt noch den elendesten der Sterblichen zum glücklichsten Menschen machen. Mehr sage ich Ihnen nicht, nur das Eine wiederhole ich: Ich sehe, dass meine letzte Stunde naht; ich bin entschlossen, wenn es sein muss, ihr entgegenzugehen. Ich will sterben oder frei sein; ein Drittes giebt es nicht".

Endlich liegen noch Angaben von Corancez vor, der behauptet, dass ihm Rousseau mündliche Mittheilungen über seine Flucht aus England gemacht habe. Rousseau habe erzählt, dass er in grosser Furcht und ohne Geld mitzunehmen aufgebrochen sei. In den Wirthshäusern habe er mit Stücken von silbernen Löffeln oder Gabeln bezahlt. „Er kommt zum Hafen, die Winde sind widrig, er sieht in dieser so gewöhnlichen Erscheinung nur ein Complot und höhere Befehle, um seine Abreise zu verzögern . . . Obgleich er die Sprache des Landes nicht kannte, stellt er sich auf eine Anhöhe und spricht zum Volke, das von seiner Rede natürlich kein Wort versteht . . . Endlich gestattet der Wind, dass man abfährt. Er erklärte dann, wie er weder mir, noch sich selbst verhehlen könne, dass dies ein Anfall von Irrsinn gewesen sei. Er war, fügte er hinzu, so stark, dass ich selbst diese würdige Frau (Therese) in Verdacht hatte, mit meinen Feinden im Einverständnisse zu sein".

V.

Sollten auch die Erzählungen von Hume und Corancez ausgeschmückt sein, so ergiebt sich doch aus dem Briefe an Conway allein, dass Rousseau durch Wahnideen im höchsten Grade erregt war. Dieser Aufregungzustand, der in Wootton allmählich begonnen hatte, hörte plötzlich auf, sobald Rousseau den Boden Frankreichs betrat. Schon in Calais schrieb er durchaus geordnete, ja ziemlich heitere Briefe. Freilich war die Ruhe diesmal nicht von langer Dauer. Rousseau reiste über Amiens zunächst nach einer Besitzung des Marquis Mirabeau, der ihm in zuvorkommender Weise eine Zufluchtstätte angeboten hatte, und begab sich dann auf den Wunsch des Prinzen Conti am 21. Juni 1767 in dessen Jagdschloss Trye in der Normandie. Er lebte hier als Gast des Prinzen unter dem Namen Renou mit seiner „Schwester“. Doch schon wenige Tage nach seiner Ankunft bemerkte er, dass es im Schlosse Leute gebe, die ihn nicht gern sähen und ihm den Aufenthalt verleiden wollten. Es mag wohl sein, dass es den Beamten des Prinzen nicht angenehm war, in ihrem Stillleben gestört zu werden, und dass

sie in Rousseau eine Art Aufpasser sahen. Bald steigerte sich Rousseau's Argwohn und brachte ihn zu dem Glauben, dass nicht nur das ganze Haus des Prinzen, sondern auch die Bewohner des Ortes, die Bauern und die Geistlichen der Umgebung ihm feindlich gesinnt seien. Als man ihm in Briefen andeutete, er plage sich mit Einbildungen, antwortete er: „Seitdem es feststeht, dass ich verrückt bin, ist es ganz natürlich, dass die Widerwärtigkeiten, die mich treffen, nur Visionen sind". Täglich entdeckte er Umstände, die seinen Verdacht bestätigten. Man beschimpft, verhöhnt ihn und seine Gefährtin, während man Ehrerbietung heuchelt. Seine Briefe werden unterwegs erbrochen, die Siegel der Briefe, die er erhält, sind verletzt. Er kann keinen Boten auftreiben, der ihm Briefe besorgte oder Wasser holte. Es ist unmöglich, Gemüse und Obst zu erhalten. Jede seiner Bewegungen wird überwacht. „Sie wollen, schrieb Rousseau an Mirabeau, dass ich Ihnen über mein Befinden berichte. Nein, mein ehrenwerther Freund, ich will Ihr edles Herz durch einen solchen Bericht nicht zerreissen. Die Behandlung, die ich in diesem Lande erdulde, von Seiten aller Einwohner, ohne Ausnahme und seit dem Augenblicke meiner Ankunft, widerspricht zu sehr dem Geiste der Nation und den Absichten des hohen Herrn, der mir diese Zuflucht verschafft hat, als dass ich sie etwas anderem als einer Art allgemeinen Schwindels, dessen Ursache ich nicht erforschen mag, zuschreiben darf". Schliesslich wandte sich Rousseau geradezu an den Prinzen Conti und bat ihn, Schloss Trye verlassen zu

dürfen. Der Prinz kam selbst, zeichnete Rousseau in jeder Weise aus und befahl, man solle Rousseau als seinen Stellvertreter behandeln. Trotzdem blieb Alles beim Alten, und Rousseau überzeugte sich, dass der Prinz ausser Stande sei, dem Unwesen in seinem Hause abzuhelfen. Aber er entschloss sich nun, Alles zu erdulden und auszuharren, denn er hatte erkannt, dass es gerade die Absicht seiner Feinde sei, ihn durch schlechte Behandlung von Trye weg und in das Verderben hinein zu treiben. Es fiel ihm „wie Schuppen von den Augen". Zwar hielt er sich im Schlosse für einen Gefangenen, aber wenn er das Asyl verlasse, sei er rettungslos verloren. Nur offene Gewalt kann ihn von der Stelle bringen, alle Beschimpfungen und Misshandlungen will er ertragen, ja er ist „fest entschlossen, lieber unterzugehen, als vom Platze zu weichen". Als die geheimen Urheber seiner Leiden betrachtete er bald Hume, bald die Pariser Gegner.

Ein merkwürdiges Zwischenspiel bildet der Besuch, den Dupeyrou in Trye abstattete. Dupeyrou war der einzige wirkliche Freund, mit dem Rousseau noch in Verbindung stand. Er hat sich jederzeit als ehrenhaft und treu gezeigt. Die Ankündigung seines Besuches verursachte Rousseau unbeschreibliche Freude, und als endlich der Ersehnte eintraf, wurde er in überschwänglicher Weise begrüsst. Leider erkrankte Dupeyrou bald nach seiner Ankunft. Rousseau musste ihn wochenlang pflegen und machte während dieser Zeit Erfahrungen, die ihn auf das Schmerzlichste berührten. Er hat sie in einem Briefe an den Prinzen

Conti geschildert. „Eines Abends begann der Kranke äusserst unruhig zu werden. Er sprach unaufhörlich von den bösen Säften, die sich in seinem Magen befänden. Seine Blicke, der Ausdruck seines Gesichtes, seine abgebrochenen Worte hatten etwas so Auffallendes, dass ich selbst besorgt wurde und beschloss, in das Geheimniss einzudringen. Wie wurde mir, als ich ihn durch fortgesetzte dringende Bitten, sein hartnäckiges Schweigen zu brechen, zu Aeusserungen vermochte, aus denen hervorging, dass er sich für vergiftet hielt. Und durch wen? Mein Gott! Ich habe immer geglaubt, dass es Formen des Wahnsinns gebe, die nie in den Kopf eines rechtschaffnen Menschen, und wäre er auch verrückt geworden, Eingang finden, geschweige denn in Köpfen, die so gut organisirt sind und von einem so gesunden Herzen belebt werden, wie der seinige, Bestand gewinnen können . . .“ Rousseau kam dahinter, dass der Diener Dupeyrou's seinem Herrn den Kopf verdreht habe. „Hatte ich doch schon längst vorhergesehen, dass man suchen werde, die Diener meines Freundes zu bestechen, um mit ihrer Hilfe unsere Briefe aufzufangen und Einsicht in meine Papiere zu erlangen“. Er gab sich daher Mühe, Dupeyrou sein Misstrauen auszureden. „Taub gegen die Stimme des Gefühles und der Freundschaft gab er mir nur dunkle, zweideutige, negative Antworten, die Blick und Miene Lügen straften. Ich versuchte, seinen Diener zu erforschen. Er verzog keine Miene, und ich glaubte, in seinen Augen jene unerschütterliche Zuversicht der Bösewichter zu bemerken, die der Einfalt der Unschuld

gleicht". Der Arzt kam und verordnete einen Trank von dunkelgrauer Farbe. „Diese Farbe machte ihn sehr betroffen. Er nahm die Tasse und sagte, indem er mich fest ansah: Ich nehme sie mit grossem Vertrauen. Ich sah aber an seiner Miene, wie wenig diese Versicherung der Wahrheit entsprach. Dieser Blick erschütterte mich. Meine Seele, zugleich verletzt, empört und gehoben, war daran, in helle Zornesflammen auszubrechen". Der Arzt fand den Kranken nach dem Einnehmen besser, dieser aber behauptete, sich schlechter zu befinden. Die Klagen des Kranken und seines Dieners brachten Rousseau in die grösste Aufregung, er umarmte Dupeyrou schluchzend und brachte nur unverständliche Laute hervor. Dupeyrou wies die Liebkosungen mürrisch zurück. „Der Barbar wagte es, mir vorzuwerfen, dass ich den Augenblick seiner grössten Schwäche wähle, um ihn in eine Erregung zu versetzen, die ihn vollends tödten werde . . . Es regte sich in mir die Besorgniss, dass dieser Unglückliche [der Diener] selbst das Verbrechen begehen möchte, das er mir anscheinend zuschreiben wollte. Und dieser schwarze Verdacht gewann plötzlich eine solche Macht, dass ich beschloss, beständig bei dem Kranken zu bleiben und über Alles zu wachen, was er ihm geben würde. Auch wich ich bis Mitternacht nicht aus dem Zimmer. Nicht lange indess und ich begann, mein Unrecht zu empfinden und mich seiner zu schämen. Ueberzeugt, dass dieser Mann ein Schurke, aber kein Giftmischer ist, werde ich es mir stets zum Vorwurfe machen, dass ich einen Diener des abscheulichen Frevels habe zeihen

können, dessen mich mein Freund ohne Scheu in seinem Herzen angeklagt hat“.

Diese ganze Schilderung, die einer Erklärung wohl nicht bedarf, ist in hohem Grade kennzeichnend für Rousseau’s Zustand. Dem Wahne, für einen Giftmischer gehalten zu werden, werden wir später wieder begegnen. Dass Rousseau seinen Freund für vorübergehend geisteskrank hielt, hinderte ihn, mit ihm zu brechen. Er bewahrte ihm seine Achtung und setzte den freundlichen Verkehr fort. Doch war das Verhältniss abgekühlt, und der Besuch Dupeyrou’s blieb für Rousseau eine bittere Enttäuschung. Dupeyrou scheint nach seiner Genesung Rousseau’s Zustand richtig beurtheilt zu haben, aber er verstand nicht recht, den Kranken zu behandeln, sprach von „Kindereien“ und verletzte durch Widersprechen.

Nach Dupeyrou’s Abreise begannen die Verdriesslichkeiten mit den Schlossbewohnern von Neuem. Die Leute, die über ihn verfügten, schrieb Rousseau an Dupeyrou, gestatteten ihm nicht, spazieren zu gehen. Man hetze die ländliche Bevölkerung gegen ihn auf. Zwar wage man nicht mehr, zu behaupten, wenn einer eingesperrt wird, Rousseau sei Schuld daran, aber man verschliesse und verbarricadire die Zugänge zum Schlosse und erkläre, es geschehe auf Rousseau’s Antrieb. Bei zwei Ausgängen habe er die Wirkung dieser Gerüchte verspürt. Das Bewusstsein, ganz in der Macht seiner Feinde zu sein, drücke Rousseau zu Boden. „Das Herz ist bewegt, der Kopf in Unordnung, alle Kräfte sind geschwunden, ich bin ausser Stande, irgend

etwas mit Sorgfalt zu schreiben". „In dem Grade, in dem meine Schwäche und meine Muthlosigkeit zunehmen, wächst auch meine Trägheit. Aller Trieb zur Thätigkeit ist mir erstorben. Ich habe zu nichts mehr Lust, selbst nicht zum Spazierengehen. Beschränkt auf das sehr ermüdende Geschäft, aufzustehen und zu Bette zu gehen, finde ich auch das noch zuviel; im Uebrigen bin ich gar nichts". Das ist nun nicht so wörtlich zu nehmen; was Rousseau „Trägheit" nennt, würde bei einem Anderen angestrengte Thätigkeit sein. Er gab zu dieser Zeit sein „Wörterbuch der Musik" heraus, er vollendete die erste Hälfte der Bekenntnisse, er trieb eifrig botanische Untersuchungen und studirte botanische Bücher, er las Romane, Reisebeschreibungen und Aehnliches, er führte einen nicht unbedeutenden Briefwechsel. Auf das Lebhafteste erregten ihn die Genfer Streitigkeiten, und er wurde nicht müde, seinen Freunden Versöhnlichkeit zu empfehlen, seinen Einfluss nach verschiedenen Richtungen hin zum Vortheile des Friedens geltend zu machen. Während Genf zeitweise von Truppen eingeschlossen war, schickte er (bei einem Jahreseinkommen von etwa 1300 Francs) 350 Francs, um die Noth des Volkes lindern zu helfen. Als endlich eine Aussöhnung zwischen den streitenden Parteien erfolgt war, erfüllte ihn dies mit der innigsten Freude. Es ist bemerkt worden, es befremde, zu sehen, wie Rousseau gleichzeitig in der Beurtheilung seiner eigenen Verhältnisse im Dunkeln tappt und den Welthändeln gegenüber einen klaren, sicheren Blick bewahrt. Doch liegt dies eben in der Natur des Wahnes

Rousseau's, der nur die persönlichen Beziehungen verfälscht. Wunderbar ist, dass das sechste Buch der Bekenntnisse, das wahrscheinlich in Trye verfasst ist und in dem das Leben in den Charmettes geschildert wird, so gar keine Spuren von der düsteren Stimmung des Verfassers trägt, vielmehr zu dem Lieblichsten und Heitersten gehört, was Rousseau geschrieben hat.

Immer unerträglicher erschien Rousseau seine Lage in Trye. Ueberall sah er Feinde, Entehrung, geheime Drohungen, Lebensgefahr. Er wagte kaum noch, seine Wohnung zu verlassen, und wollte lieber die bösen Blicke im Hause ertragen, als draussen Häschern oder Mördern in die Hände fallen. In seiner Noth schrieb er verschiedene um Hilfe flehende Briefe. Zuerst wandte er sich an Frau von Luxemburg, dann an Frau Boufflers. Die Damen wussten wahrscheinlich nicht, was sie zu Rousseau's Bitte, ihn aus dem Abgrunde der Schmach zu ziehen, sagen sollten, und antworteten mit höflichen Redensarten. Dadurch wurde der Verdacht, den Rousseau sowieso gegen Beide hegte, verstärkt, und Beide galten fortan als geheime Feindinnen. Rousseau entschloss sich nun, sozusagen den Stier bei den Hörnern zu packen, und richtete seine Bitte geradenwegs an den Herzog von Choiseul. Da der Minister eine Audienz nicht bewilligte, sandte ihm Rousseau ein grosses Schreiben. Er erklärt darin die Stelle des Gesellschaftvertrages, durch die er sich Choiseul's Ungnade zugezogen zu haben glaubte, und bittet, man möge ihm Ruhe und Freiheit gönnen, er werde sie nicht missbrauchen. Der Herzog antwortete höf-

lich, aber es liess sich aus seinen verbindlichen Worten nicht viel entnehmen, und Rousseau meinte daher, dass sein Gesuch nicht nur erfolglos gewesen sei, sondern Choiseul's Groll noch gesteigert habe. Er glaubte von nun an, auf das Schlimmste gefasst sein zu müssen. Thatsache ist nur, dass Rousseau, obwohl das über ihn verhängte Urtheil des Parlamentes noch zu Recht bestand, niemals von den französischen Behörden behelligt worden ist, dass die Regirung ihn nicht nur an den verschiedenen Orten, die er nach einander bewohnte, ungestört liess, sondern auch ihm wiederholt bereitwillig einen Pass ausstellte. Vielleicht war Choiseul's Zorn verraucht. Wahrscheinlicher scheint mir, dass man in Paris von Rousseau's Geisteskrankheit Kenntniss hatte und deshalb nachsichtig war. In dem oben erwähnten Briefe bittet Hume, man möge Herrn von Malesherbes von Rousseau's Krankheit benachrichtigen, damit dieser eine Verfolgung des Unzurechnungsfähigen verhindere, und erwähnt, dass er sich selbst in diesem Sinne bei dem französischen Gesandten verwandt habe. Ich möchte annehmen, dass sich der Prinz Conti für Rousseau verbürgt hatte und es übernommen hatte, unliebsames Aufsehen durch eine wohlwollende Ueberwachung Rousseau's zu verhüten. Diese Annahme erklärt die einigermaassen seltsame Beschützerrolle des Prinzen. Rousseau darf ohne seine Zustimmung seinen Wohnort nicht verlassen, der Prinz besteht darauf, dass Rousseau unter falschem Namen lebt, und ertheilt wiederholt Anweisungen und Befehle, die einen Vertrag zwischen ihm und Rousseau voraus-

setzen. Ein solcher Vertrag aber lässt vermuthen, dass Conti Verpflichtungen gegen dritte Personen eingegangen war. Darauf weist auch die grosse Aengstlichkeit des Prinzen hin, mit der er Rousseau häufig zur Vorsicht mahnt, und die, wie die späteren Erfahrungen zeigten, eigentlich überflüssig war.

In Trye wurde es immer ärger. Der Schlossvogt Dechamps, den Rousseau für den schlimmsten seiner Verfolger hielt, erkrankte an der Wassersucht. Rousseau schickte ihm Wein, Gebäck und eine Fischspeise. Bald aber glaubte er aus einigen Worten, die Dechamps über die Fischspeise geäussert hatte, schliessen zu müssen, dass der Kranke sammt seiner Umgebung den Argwohn hegte, Rousseau habe ihn durch den Fisch vergiften wollen. Zwar lebte Dechamps noch ziemlich lange, als er aber endlich gestorben war, gerieth Rousseau ausser sich. „Alles, was ich an diesem Tage sah und hörte, die zweideutigen Reden des Intendanten, des Bohners, des Perrückenmachers, die dumpfen Gerüchte, die sich in der Nachbarschaft verbreiteten, das Benehmen, das der Verstorbene in den letzten Tagen gegen mich beobachtet hatte, Alles sagte mir, dass ich beschuldigt werde, ihn umgebracht zu haben. Am nächsten Morgen schrieb ich dem Intendanten, um die Oeffnung des Leichnams vorzuschlagen. Er lehnt das entschieden ab. Auf diese Weigerung hin fasse ich den Entschluss, mich an den Maire zu wenden. Der Brief, den ich ihm für Seine Hoheit den Prinzen zustellte, enthielt die Erklärung, dass ich mich zur Vollstreckung des gegen mich erlassenen Parlamentbeschlusses in Paris

einfinden wolle, sodann die Bitte, er möge mich gleich am folgenden Tage dorthin führen lassen, da ich überzeugt war, dass, wenn ich mich aus eigenem Antriebe auf den Weg begäbe, die Leute, mit denen ich es zu thun hatte, nicht verfehlen würden, mich eines Fluchtversuches anzuklagen, endlich die Anzeige, dass, falls ich bis zum Sonnabend keine Nachricht erhielte, ich mich am Sonntage in das Gefängniss von Trye begeben und dort bleiben würde, bis es Seiner Hoheit gefiele, mich vor meinen Richter bringen zu lassen". Was für einen Erfolg Rousseau's Brief an den Prinzen gehabt hat, weiss man nicht, doch ist es begreiflich, dass der Erregungzustand Rousseau's ihn schliesslich zum Verlassen seines Wohnortes nöthigte. Im Juni 1768 schrieb er von Neuem an Conti. „Die Leute, die zu Ihrem Hause gehören, sind, ich nehme keinen aus, wenig geeignet, mich zu verstehen. Ob sie nun einen Spion in mir sehen, oder mich für einen ehrlichen Menschen halten, alle haben gleich sehr meine Blicke zu scheuen. Auch haben sie nichts versäumt und werden nichts versäumen, um mich in Aller Augen verächtlich zu machen und mich zu zwingen, Ihr Schloss endlich zu verlassen. Darin, gnädiger Herr, muss und will ich ihnen willfahren. Die Beweise von Güte, mit denen Ew. Hoheit mich überhäuft hat, genügen, um mich über alle Leiden zu trösten, die mich erwarten, wenn ich aus diesem Asyle scheide, in dem Ruhm und Schande mir in gleicher Weise zu Theil wurden. Mein Leben und mein Herz gehören Ihnen, meine Ehre mir. Gestatten Sie, dass ich ihrer Stimme folge und schon morgen Ihr Haus ver-

lasse. Ich wage, zu behaupten, dass Sie dazu verpflichtet sind. Lassen Sie einen Schurken meiner Art nicht länger unter diesen ehrlichen Leuten“. Mit einigen Büchern und seinem grossen Herbarium machte sich Rousseau auf den Weg. Therese blieb zurück.

VI.

Wie es bei Kranken seiner Art gewöhnlich der Fall ist, wirkte zunächst die Ortsveränderung sehr günstig auf Rousseau. Er fühlte sich in Lyon, wo er am 18. Juni eintraf, recht wohl und verkehrte heiter im Kreise seiner alten Freunde. Alle seine Gedanken wandten sich der Botanik zu. Er sprach und schrieb fast nur über Pflanzen, machte mit verschiedenen Botanikern Bekanntschaft und entwarf mit grossem Eifer Pläne für botanische Excursionen. Mit mehreren Bekannten machte er zuerst einen Ausflug auf die Grande-Chartreuse. Auf dem Rückwege trennte er sich von der Gesellschaft und stieg nach Grenoble hinab. Obwohl er hier sehr freundlich, ja begeistert aufgenommen wurde, und sowohl die obersten Beamten wie die Bevölkerung ihn auszeichneten, gerieth er doch bald wieder in eine trübe Stimmung. Er fühlte sich nicht sicher und schrieb deshalb an den Prinzen Conti. Dieser erwiderte, er wisse zwar, dass der Polizei-Lieutenant in Grenoble Rousseau beobachte, doch werde er seinen Einfluss aufbieten, um jede Störung von Rousseau fernzuhalten. „Haben erst die Neugier-Verfolgungen des Polizei-Lieutenant aufgehört, so werden Sie sehen, dass Niemand Ihnen

nachstellt.“ Ein Advokat Bovier, der für Rousseau schwärmte, suchte ihm auf alle Weise gefällig zu sein, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen. Eines Tages fielen Rousseau die rothgelben Beeren des ihm unbekannten Sanddorns auf und er kostete aus Neugier von ihnen. Ein Herr, der dazu kam, warnte Rousseau, die Beeren seien giftig. Erstaunt wandte sich dieser zu Bovier: Warum sagten Sie mir das nicht? O, erwiderte der offenbar etwas beschränkte Mann, ich wagte es nicht, mir diese Freiheit zu nehmen. Seitdem war Bovier dem Kranken höchst verdächtig. Zwar war Rousseau nicht gerade der Meinung, Bovier habe gewünscht, dass er sich vergifte, auch stellte es sich heraus, dass die Beeren ganz unschädlich waren, aber der Vorgang hatte einen tiefen Eindruck gemacht, und Rousseau sah fortan in dem ihm anhaftenden Advokaten einen Spion. Dass er auch sein Leben für bedroht hielt, geht aus dem Briefe an Therese hervor, den er „am 25. Juli, früh drei Uhr“ schrieb. Er beabsichtigte nämlich, mit einem von Choiseul ausgestellten Passe eine Reise nach Chambéry zu unternehmen und dort das Grab der Frau von Warens zu besuchen. Er will von der „Schwester und Freundin“ Abschied nehmen, denn er weiss nicht, ob er zurückkehren wird. Wahrscheinlich sei das nicht, denn er hat seit der Abreise von Trye täglich neue Beweise davon erhalten, dass „das Auge des Uebelwollens“ ihn auf Schritt und Tritt verfolgt und ganz besonders an der Grenze auf ihn lauert. Gerade deshalb aber will er die Fahrt wagen, denn „unaufhörlich von den

schweifwedelnden und schurkischen Trabanten der Feinde umringt zu sein, das ist ein Leben, dem der Tod vorzuziehen ist". In Chambéry besuchte er einen seiner ältesten Freunde, Herrn von Conzié. Zu seinem Leidwesen aber erfuhr er, dass dieser mit Choiseul in Verbindung stehe; also musste er auch in seinem Jugendfreunde ein Werkzeug seiner Feinde erkennen. Er kehrte unangefochten nach Grenoble zurück, bemerkte hier aber soviel Beunruhigendes, dass er bald von Neuem aufbrach. Er kam nicht weit. „Meine Reise, schrieb er an den Graf Tonnerre, den Gouverneur der Provinz, ist fast so schnell abgebrochen wie begonnen. Die Gewissheit, dass die Nachstellungen, denen ich entfliehen will, mir überall zuvorkommen, würde mir den Muth dazu nehmen, selbst wenn ich die nöthigen Kräfte hätte". Er blieb daher, wo er gerade war, und liess sich am 13. August in dem durchaus nicht anmuthigen Flecken Bourgoin nieder. Am 21. schrieb er an Herrn Servan in Grenoble, dass er nirgends in der Welt ein sicheres Asyl und nirgends Gerechtigkeit oder Mitleid finden werde, dass er von Ort zu Ort umherirren wolle, bis seine Mittel erschöpft seien, und dass nur der Tod oder die Gewalt ihn aufhalten könne. „Die Menschen zwingen mich, auf die Reize der Ruhe zu verzichten und auf die Botanik, der ich den kurzen Rest meines Daseins ausschliesslich widmen möchte. Meine Verfolger haben meine Sanftmuth für Schwäche genommen, vielleicht werden sie noch erfahren, dass sie sich täuschten." In seiner Aufregung hatte er die auf ihn eindrängenden Gedanken an eine Wand des Gast-

zimmers geschrieben. Er vergass, das Geschriebene wegzulöschen, und fürchtete nun, es möchte von den Feinden gefunden und entstellt werden. Deshalb schrieb er dieselben Gedanken noch einmal auf Papier nieder und schickte diese Aufzeichnungen an eine Freundin in Lyon. Danach fürchtet er nichts von den Königen und Grossen, erwartet aber auch von den Gutgesinnten keine Hilfe. Als seine Bedränger, Verfolger und Verräther bezeichnet er alle Beamten, insbesondere die Genf's, die Priester, die Philosophen, Schriftsteller und Schöngeister, die bethörten Volksmengen und die von d'Alembert und Grimm eingenommenen Weiber. Man sieht aus diesem Schriftstücke, wie rasche Fortschritte sein Wahn gemacht hatte. Anfangs spricht er nur zögernd den Verdacht aus, dass einzelne Personen sein Verderben beabsichtigen. Dann glaubt er an das Complot seiner persönlichen Feinde, deren Einfluss ihm immer grösser erscheint, deren Helfershelfer immer zahlreicher werden. Jetzt sieht er schon in dem grösseren Theile der menschlichen Gesellschaft seine Feinde und Verfolger. Auch die oben erwähnte leise Drohung ist bedeutsam; in ihr zeigt sich zum ersten Male die Absicht, den Verfolgern entgegen zu treten.

Anfänglich wollte Rousseau in Bourgoin nicht bleiben, sondern nach Grenoble zurückkehren, doch eine neue Teufelei, die von hier auszugehen schien, belehrte ihn, dass „es reiner Wahnsinn sein würde, sich freiwillig in eine solche Falle zu begeben". Er erhielt nämlich von Bovier am 23. August die Nachricht, dass ein Gerber, ein gewisser Thevenin, behaupte, vor

etwa zehn Jahren in der Nähe Neuenburg's mit Rousseau zusammengetroffen zu sein und ihm neun Franken geliehen zu haben. Diese Meldung empörte Rousseau auf das Tiefste. Er hatte vor zehn Jahren in Montmorency gelebt, hatte seinen angeblichen Gläubiger nie gesehen. Es war zweifellos: der Betrüger Thevenin war ein Werkzeug seiner Feinde und von diesen abgesandt, um Rousseau's Ehre einen Makel anzuthun. Die Sache war wichtig, denn vielleicht gelang es hier, die geheimen Umtriebe aufzudecken. Rousseau bat daher Herrn de la Tonnerre, sich der Angelegenheit anzunehmen und den Betrüger zu verhören. Er werde nicht nach Grenoble zurückkehren, ehe nicht die Urheber dieses Schurkenstückes aufgefunden seien. „Mitten unter Menschen lebend, die diese schamlose und als solche klar erwiesene Schurkerei angestiftet haben, muss ich darauf gefasst sein, mich unaufhörlich durch neue Fälscher gepeinigt zu sehen, die durch dieselben Leute abgerichtet und durch die Freilassung des ersten ermuthigt werden". Der Gouverneur brachte aus Thevenin nicht viel heraus, denn dieser blieb dabei, dass er einem gewissen Rousseau das Geld geliehen habe. Er müsse es Rousseau anheimstellen, schrieb der Gouverneur, selbst nach Grenoble zu kommen und persönlich den Betrüger zu entlarven. Obwohl dieser Vorschlag Rousseau höchst verdächtig vorkam, leistete er ihm doch Folge. Als er nach Grenoble kam, war der Gouverneur verreist und Rousseau sah sich darauf angewiesen, in des zweideutigen Bovier Gegenwart mit Thevenin zu verhandeln. „Ich war die Beute von

tausend quälenden Gedanken, war entrüstet, empört, ausser mir, nach sechzig in Ehren verlebten Jahren allein, ohne Schutz, ohne Freund diesem Elenden gegenüber zu stehen und in den Herzen der Anwesenden . . . ihr geheimes Uebelwollen zu lesen". Die Unterhandlung lieferte zwar kein Ergebniss, aber bald traf eine wichtige Nachricht ein infolge der vielen Briefe, die Rousseau nach der Schweiz und nach Paris gerichtet hatte, und in denen er seine Freunde gebeten hatte, polizeiliche Nachforschungen anstellen zu lassen. Es wurde nämlich berichtet, dass Thevenin früher wegen Betrügerei zu Pranger, Brandmarkung und Galeerenstrafe verurtheilt worden war. Nun lag es auf der Hand, dass es sich nicht um einen harmlosen Menschen, sondern um einen abgefeimten Bösewicht handelte. Der Gouverneur erbot sich, dem Thevenin Schweigen zu gebieten, und als Rousseau damit nicht zufrieden war, schlug er vor, den Schwindler mit einigen Tagen Gefängniss zu bestrafen. So aber war Rousseau's Meinung nicht. „Ich kann nicht denken, dass Sie mich für gemein genug halten, mich an einem solchen Elenden rächen zu wollen . . . Was ich wünschte, war nicht seine Bestrafung, sondern sein Geständniss und dieses musste aus seiner Ueberführung hervorgehen, wenn man sie benutzt hätte, um auf die Quelle dieser Umtriebe zurückzugehen". Tief gekränkt zog sich Rousseau zurück, denn er glaubte zu bemerken, dass die Behörden den Schwindler beschützen wollten, ja mit ihm unter einer Decke steckten.

Im Laufe des August war Therese in Bourgoin

eingetroffen. Um ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit zu ehren, beschloss Rousseau, ihr in den Augen der Menschen diejenige Stellung zu geben, die sie seit langer Zeit thatsächlich einnahm, lud zwei in Bourgoin lebende Offiziere, deren einer Maire von Bourgoin war, als Zeugen ein und erklärte nach einer feierlichen Ansprache, Therese sei von nun an seine Gattin. So wurde „diese ehrbare und geheiligte Verbindung in der ganzen Einfachheit, aber auch in der ganzen Wahrheit der Natur geschlossen“. Thatsächlich wäre es bei dem damaligen Rechtzustande für den Protestanten Rousseau sehr schwer gewesen, ohne seine Ueberzeugung zu verleugnen, mit einer Katholischen eine vor dem Gesetze giltige Ehe einzugehen. Auch wurde die formlose Eheschliessung von der Gesellschaft stillschweigend gutgeheissen, Therese galt allgemein als Rousseau's Frau und hat später eine staatliche Pension bezogen, die ihr als der Wittwe Rousseau's zugesprochen wurde.

Der Aufregungzustand Rousseau's, der sich in der Angelegenheit Thevenin kundgiebt, dauerte an. Die Gedanken des kranken Mannes richteten sich vorzugsweise auf einen neuen Zufluchtort, und die verschiedensten Pläne tauchten auf. Den Vorschlag, nach Trye zurückzukehren, wiess Rousseau mit Abscheu zurück, auch von der Absicht, die er früher gehegt hatte, in den Sevennen sich niederzulassen, mochte er nichts mehr hören, da er fürchtete, die Feinde möchten ihn gänzlich in der Einöde einschliessen. Dagegen verfiel er auf den Gedanken, sich nach Cypern zurückzuziehen. Er würde da nicht mehr in der Gewalt der christlichen

Liebe sein und könnte sich nützlich erweisen, indem er die pflanzenreiche Insel als Botaniker durchforschte. Auf das Zureden seiner Freunde hin liess er diesen Plan ebenso fallen, wie den einer Uebersiedelung nach Minorka. Er hatte Choiseul um einen Pass nach dem Auslande gebeten. Der Pass traf erst nach sechs Wochen ein und seine Ankunft steigerte Rousseau's Verlegenheit. Er durfte den Pass nicht unbenutzt ablaufen lassen, denn es ziemte sich nicht, den vielbeschäftigten Minister um nichts und wieder nichts zu bemühen. Zudem hatte der Herzog in keiner Weise angedeutet, dass Rousseau sich des Passes nicht bedienen solle, er hatte ihn also stillschweigend aufgefordert, abzureisen. Am liebsten wäre er nach Venedig gezogen, aber nun waren die Alpenübergänge verschneit. Nicht ohne Grund hatte man das Eintreffen des Passes verzögert. Man wollte Zeit gewinnen, um an den Orten, wo man Rousseau erwarten konnte, Vorkehrungen zu treffen. Da beschloss Rousseau, nach Wootton zurückzukehren, denn das würde Niemand vermuthen. Zwar graute es ihm vor England, aber es blieb kein anderer Ausweg. Er schrieb sofort an Davenport und an den englischen Gesandten. Jener stellte Rousseau in der freundlichsten Weise seine frühere Wohnung wieder zur Verfügung, dieses Antwort aber blieb aus, was Rousseau später als natürlich erschien, da er erfuhr, dass Horace Walpole Gesandtschaft-Secretär war. Inzwischen packte Rousseau seine Sachen für die englische Reise zusammen und ordnete seine Papiere, um alles Unnöthige zu vernichten.

Während dieser Arbeit machte er eine schreckliche Entdeckung, die ihn bestimmte, alle Reisepläne endgiltig aufzugeben.

„Während ich der noch rückständigen Antwort des Gesandten entgegensah, bemerkte ich um mich her eine so auffallende Bewegung, trafen so geheimnissvolle Reden mein Ohr, schrieb Bovier mir so beunruhigende Briefe, dass ich nicht verkennen konnte, wie man darauf ausgehe, mich ganz aus der Fassung zu bringen. Auch erreichte man seinen Zweck. Mein Kopf gerieth in Folge der verschleierten Andeutungen in Verwirrung, zumal man diese Schrecken durch das Dunkel, in das man sich hüllte, noch zu steigern bemüht war. Genau zu derselben Zeit wurde, wie es hiess, an der Grenze des Dauphiné ein Mann verhaftet, den man als einen Mitschuldigen an einem abscheulichen Attentate [dem Mordversuche des Damiens gegen Ludwig XV. im Jahre 1757] bezeichnete, und man versicherte mir, dass dieser Mensch durch Bourgoin kommen werde. Die Aufregung war gross, die geheimnissvollen Reden wurden fortgeführt, und zwar mit der auffallendsten Absichtlichkeit. Kurz, hätte man den bestimmten Zweck verfolgt, mich ganz und gar wahnsinnig zu machen, man hätte keine geeigneteren Wege einschlagen können . . . Unterdessen fuhr ich fort, mich zur Abreise nach England vorzubereiten, und sah deshalb meine Papiere durch . . . Ich begann mit einer Sammlung von Briefen, die ich abgeschrieben hatte, und blätterte gedankenlos in dem ersten Bande, als ich zufällig auf eine Lücke stiess, die mir schon früher aufgefallen

und stets als schwer begreiflich erschienen war. Wie wurde mir zu Muthe, als ich bemerkte, dass diese Lücke gerade in die Zeit fiel, an die der zu erwartende Gefangene mich erinnerte. Diese Entdeckung versetzte mich in die grösste Bestürzung; ich fand in ihr den Schlüssel zu all den Geheimnissen, die mich umgaben. Ich erkannte, dass der Diebstahl meiner Briefe zu der Zeit, in der sie geschrieben wurden, in Beziehung stand, und dass man sich ihrer, wie unschuldig sie auch an sich waren, nicht ohne eine bestimmte Absicht bemächtigt hatte. Ich folgerte daraus, dass seit länger als sechs Jahren mein Untergang eine beschlossene Sache war, und dass die für jeden anderen Zweck unbrauchbaren Briefe dazu dienten, für den Aufbau des Lug- und Trugsystems, dessen Opfer ich werden sollte, feste zeitliche und örtliche Anhaltpunkte zu geben". Die Abgeschmacktheit der Art und Weise, in der er die Vorstellung, dass man ihn der Theilnahme an dem Attentate gegen den König beschuldigte, ableitet, sie zeigt, wie sehr die Besonnenheit beeinträchtigt, wie heftig die Erregung war. Da er nun die geheimen Pläne seiner Feinde erkannt zu haben glaubte, hielt er es für ein Gebot der Ehre, ihnen die Stirn zu bieten. Er durfte nicht aus Frankreich weichen, denn die Feinde würden seine Abreise für eine Flucht und für einen Beweis seines Schuldbewusstseins gehalten haben; trotz seiner Verlassenheit und Machtlosigkeit musste er Stand halten und alles thun, was er konnte, um die Ehre seines Namens zu beschützen. Zunächst aber beschloss er, die Mittheilung über sein Schicksal und seine Vertheidigung

„in das Herz eines rechtschaffenen Mannes niederzulegen“. Er wendete sich an Herrn Anglancier von St. Germain, einen pensionirten Offizier, der in Bourgoin durch seine Redlichkeit, Mildthätigkeit und grosse Frömmigkeit bekannt war, und der Rousseau’s Vertrauen durch achtungsvolle Zurückhaltung erworben hatte. Der Ehrenmann nahm Rousseau’s Mittheilungen wohlwollend auf, und seine ruhige verständige Art wirkte auf den aufgeregten Kranken sehr wohlthätig. Zunächst wurde festgestellt, dass an der Grenze des Dauphiné gar Niemand verhaftet worden war. Infolgedessen gab Rousseau seinen schlimmen Verdacht auf, er erklärte nun, seine Feinde hätten nur ein barbarisch-grausames Spiel getrieben. Mehr und mehr beruhigte er sich. In einem Briefe vom 21. November giebt er zu, dass „gewisse Entdeckungen durch seine erregte Einbildung vielleicht allzusehr aufgebauscht worden seien“. „Ich bin wieder ganz ruhig, ich bin zufrieden mit mir und ich hoffe, es immer zu bleiben, da mir die Menschen nichts mehr thun können, worauf ich nicht gefasst und vorbereitet wäre“. In Beziehung auf Thevenin aber gab er nicht nach. „Sie sagen mir, heisst es in einem Briefe, dass meine Feinde zu viel Geist haben, um eine so alberne Verleumdung zu ersinnen. Vielleicht haben sie mehr, als Sie denken. Es kam ihnen darauf an, zu sehen, wie ich mich einem falschen Zeugen gegenüber verhalten würde, und deshalb diente die absurdeste Anklage ihren Zwecken am besten . . . Man weiss nun, dass ein Betrüger mich in Verwirrung bringen kann, und das ist etwas“. Der Sturm hatte sich gelegt, aber

die Verwüstungen, die er angerichtet hatte, blieben: Rousseau hatte seine Besonnenheit wiedererlangt, aber sein Wahn war befestigt und erweitert.

Während der Zeit der Aufregung war die Botanik in den Hintergrund getreten, jetzt aber widmete sich Rousseau ihr wieder mit grossem Eifer und führte einen lebhaften Briefwechsel mit vielen Gelehrten. Ein besserer Wohnort als Bourgoin liess sich immer noch nicht finden. Es wurde Rousseau das Schloss Lavagnac in der Nähe von Montpellier, das dem Prinzen Conti gehörte, vorgeschlagen, aber er verzichtete auf diesen Plan, als er hörte, dass der Verwalter des Schlosses mit den Leuten zu Trye in Verbindung stehe.

Inzwischen verschlechterte sich Rousseau's Gesundheit wahrscheinlich in Folge der heftigen Gemüthsbewegungen. Er fühlte sich sehr schwach und klagte zeitweise über Fieber und Schmerzen. Zum ersten Male hört man von heftigen Kopfschmerzen. Er erzählt z. B. einem Freunde, er müsse zu seinem Bedauern das Schachspiel aufgeben, da es seine Kopfschmerzen gesteigert habe. Zu diesen Beschwerden gesellte sich eine neue, die Rousseau sehr besorgt machte. Er bemerkte eine beträchtliche Auftreibung der Magengegend, die das Athmen erschwerte, Beklemmungen bewirkte und ihn hinderte, sich zu bücken. Er musste sich beständig aufrecht halten, war ausser Stande, sich allein anzukleiden, und konnte nur mit grosser Mühe schreiben. Wie schon oft, glaubte Rousseau auch dieses Mal dem Tode nahe zu sein. Als Ursache seiner Krankheit betrachtete er die sumpfige Beschaffenheit der

Gegend von Bourgoin und deshalb beschloss er, unter allen Umständen diesen Ort zu verlassen. Da nun zu eben dieser Zeit der Marquis von Cesarges ihm das alte Castell Monquin, das in der Nähe Bourgoin's auf einem Berge lag, und wo Luft und Wasser vortrefflich waren, als Wohnung angeboten hatte, nahm er diesen Vorschlag an, obwohl das einsame Haus eine günstige Gelegenheit darbot, falls die Feinde wünschen sollten, sich seiner zu entledigen, und zog im Januar 1769 nach Monquin.

VII.

Wiederum war der Ortswechsel von sehr günstigem Erfolge. Vielleicht aber wirkte diesmal das körperliche Uebelbefinden in demselben Sinne. Rousseau selbst schreibt, dass sein „gegenwärtiger Zustand mehr für seine Ruhe gethan habe, als alle Lehren der Vernunft und Philosophie". Er habe ihn daran erinnert, dass das Leben zu Ende gehe, und ihn ermahnt, den Rest seiner Tage in Ruhe zu geniessen. Dies wolle er thun und er hoffe, dass er getröstet durch das Bewusstsein seiner Unschuld noch friedliche Tage mit seiner Frau verleben werde. Eifrig widmete er sich der Botanik und mit wehmüthiger Freude sang er sich die Strophen Tasso's vor, die er dann zum Theile in das Französische übertrug. Auch im Winter ging er täglich spazieren, aber langsam und ohne sich zu bücken. Da waren die Flechten und Moose an den Felsen und Baumrinden seine Freude, und er widmete sich ihrem Studium mit besonderer Neigung. Mit Frohlocken aber begrüsste er den erwachenden Frühling. „Die Natur, die sich neu belebt, belebt auch mich; ich erhalte wieder Kraft und ich botanisire". Die Magenbeschwerden verschwanden allmählich, er konnte sich wieder frei bewegen und Pflanzen sammeln. Von jeher

hatte er die Thiere geliebt. In Monquin gelang es ihm, die Schwalben zum Nestbau in seinem Zimmer zu veranlassen, und schon um vier Uhr früh stand er auf, um den ungeduldigen Gästen, die durch das Zimmer schwirrten die Fenster zu öffnen.

Lange sollte er sich der Ruhe nicht freuen. Schon im Mai schrieb er an den Prinzen Conti, dass er „freiwillig hier nicht länger bleiben werde“. Die Gründe lassen sich schriftlich nicht wohl mittheilen, es liege ihm aber sehr viel daran, dass Seine Hoheit sie kenne, und er bitte deshalb um eine Audienz. Wenn die Reise auch vielleicht für ihn gefährlich sei, so dürfe man doch darauf keine Rücksicht nehmen, da es nicht angemessen sei, seine Sicherheit auf Kosten seiner Ehre zu wahren. Wolle der Prinz die Audienz nicht gewähren, so möge er gestatten, dass Rousseau sich einen neuen Wohnort suche, ohne ihn vorher zu nennen. Sei der Prinz auch damit nicht einverstanden, so bitte er um einen Pass nach dem Auslande. Werde aber dieser ebenfalls verweigert, so müsse er trotz der Verehrung für Seine Hoheit auf eigene Faust über sich verfügen. Conti lud Rousseau ein, im Juli nach Nevers zu kommen, da er um diese Zeit die Bäder des nahegelegenen Pougues brauchen werde. Die Zusammenkunft fand wirklich im Juli statt, aber über das Ergebniss schwieg Rousseau. Sehr erfreulich muss es nicht gewesen sein, denn die Beziehungen zum Prinzen waren fortan aufgehoben, und Rousseau sprach zwar später von seinem Beschützer nur in angemessener Weise, wie es ihm die Dankbarkeit vorschrieb, aber

er konnte doch nicht verhehlen, dass die Aufrichtigkeit des ehemaligen Gönners ihm zweifelhaft vorkam. Auch von dem Wunsche, Monquin zu verlassen, sprach Rousseau nicht mehr; vielleicht hat er schon im Sommer 1769 den Entschluss gefasst, nach Beendigung seiner Bekenntnisse geradenwegs in das Lager der Feinde, d. h. nach Paris zu gehen. Im August unternahm er mit einigen Bekannten aus Bourgoin, die die Neigung zu ihm Jünger der Botanik hatte werden lassen, eine Fusswanderung nach dem Mont Pilat. Vorher aber schrieb er einen merkwürdigen Brief an seine Frau. Seit sechsundzwanzig Jahren habe er sein Glück nur in dem ihrigen gesucht. Er bemerke aber zu seinem Bedauern, dass die Empfindungen der Zuneigung und Zärtlichkeit, die früher gegenseitig waren, nur noch auf seiner Seite fortbestehen. Es koste ihr Mühe, bei ihm zu verweilen. Alle seien in ihre Geheimnisse eingeweiht, nur er nicht. Da alle seine Bemühungen, den Zustand zu ändern, fruchtlos waren, bleibe ihm nur übrig, ihr ihre Freiheit wieder zu geben. Sie hat den Wunsch danach oft genug ausgesprochen. Zwar verliert er an ihr seinen einzigen Trost. Da er nur noch verschlossenen und falschen Herzen begegnet, war sie allein seine Zuflucht; vor ihr konnte er sein Herz ausschütten, und wenn sie ihn beklagt hatte, hielt er sich nicht mehr für beklagenswerth. Trotzdem aber ist Trennung besser, als ein liebeloses Zusammensein. Sie möge mit sich zu Rathe gehen, und wenn sie fühle, dass sie seine wechselnden Stimmungen nicht ertragen könne, möge sie sich in einem Kloster in Pension

geben. Er wolle ausreichend für alle ihre Bedürfnisse sorgen. Die Reise, die er vor sich hat, wird weder lang, noch an sich gefährlich sein, aber es ist doch möglich, dass er nicht zurückkehrt. Dann möge sie nicht etwa glauben, dass er selbst seinem Leben ein Ziel gesetzt habe. Wird sie Wittwe, so soll sie Monquin so bald wie möglich verlassen. Sie soll sich vor den Mönchen hüten und die Nähe der Grossen, mehr noch die der Gelehrten und Schriftsteller meiden. Dagegen wird ihr Herr von St. Germain eine Stütze sein. Von seinen früheren Freunden ist Duclos der einzige, dem sie vertrauen darf. Die Freundinnen sind alle falsch, bis auf Frau Dupin und Frau von Chenonceaux. Dieser Brief ist der einzige, der auf eheliche Streitigkeiten hindeutet. Es ist wohl zu begreifen, dass Therese, die ganz auf Rousseau's Umgang beschränkt war, sich mit dem kranken Manne, den sie nicht begriff, zuweilen unglücklich fühlte und ihm über sein seltsames Verhalten Vorwürfe machte. Immerhin muss die Verstimmung nur vorübergehend gewesen sein, da sowohl vor wie nach dem in Rede stehenden Briefe der eheliche Frieden als ganz vollkommen erscheint. Es ist sehr bemerkenswerth, dass Rousseau's Misstrauen sich niemals gegen Therese gewendet hat. Auch in seiner schlimmsten Zeit hegt er unbedingtes Vertrauen zu ihrer Ehrenhaftigkeit, und der Gedanke, sie könnte es mit seinen Feinden halten, scheint ihm nie gekommen zu sein.

Von seinem botanischen Ausfluge kehrte Rousseau verstimmt zurück, denn seine Versuche, unbefangen

lustig zu sein, waren, wie er an Dupeyrou schreibt, an dem steifen Ceremoniell der Begleiter gescheitert, das Wetter war schlecht gewesen, und allerlei kleine Unfälle hatten die Laune verdorben. Ueberhaupt wurde die Stimmung allmählich wieder düsterer. Rousseau brach den Verkehr mit der Gesellschaft von Bourgoin ganz ab und nahm nur noch die Besuche Anglancier's an. Offenbar trat der Gedanke an das Complot mehr und mehr wieder in den Vordergrund. Schon seit dem Frühjahre hatte ihn der Gedanke geplagt, der erste Theil der Bekenntnisse und die vorhandenen Briefe oder Briefabschriften möchten nicht ausreichenden Stoff zu seiner Vertheidigung darbieten. Als er in Bourgoin die verdächtige Lücke in seiner Briefsammlung bemerkte, hatte er sofort die Absicht, diese Sammlung zu vernichten, aufgegeben. Seitdem hatte er eine Einleitung zu den Briefen niedergeschrieben und hatte die einzelnen Stücke mit erläuternden Anmerkungen versehen. Die, in deren Hände die Sammlung fallen würde, sollten „auf den Pfad der Wahrheit geführt“ werden, damit sie mit Hilfe dieses Führers Nachforschungen anstellen könnten, die die Unschuld des Unglücklichsten unter den Menschen erwiesen und sein verlästertes Andenken reinigten. Jetzt aber glaubte er, dass dies alles nicht genügend sei, und beschloss, selbst die Fortsetzung der Bekenntnisse zu schreiben. In der That verfasste er während weniger Wintermonate das siebente bis elfte Buch der Bekenntnisse. In diesem Abschnitte erzählt er seine Erlebnisse von seiner Ankunft in Paris an bis zu seiner Verurtheilung durch das

Parlament (1741—62). Je mehr er über das Complot nachgedacht hatte, um so klarer war es ihm geworden, dass der Ursprung aller seiner Leiden der Bruch mit seinen ehemaligen Freunden Grimm und Diderot war. In diesen beiden Männern erkannte er die Leiter der grossen Verschwörung, und Grimm, den geistvollen Teufel, betrachtete er als den eigentlichen Feldherrn, den Urheber des ebenso scharfsinnigen wie niederträchtigen Planes, zu dessen Ausführung die Regirung und alle Stände gewonnen worden waren. Diese Gedanken, deren weitere Ausgestaltung wir in verschiedenen noch in Monquin geschriebenen Briefen und später in den „Gesprächen“ finden, leiteten offenbar Rousseau bei der Abfassung des zweiten Theiles der Bekenntnisse. Um den Anfängen der Verschwörung nachzugehen, vertiefte er sich in die Vergangenheit und mit besonderer Sorgfalt legte er dar, wie die Verbindungen sich geknüpft und gelöst hatten, denen er sein Unglück verdankte. Aus dieser wahrhaftigen Schilderung musste zweifellos jeder, der Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, hatte, erkennen, dass Rousseau unschuldig war, und alle Wohlgesinnten mussten, wenn ihnen einmal der Ausgangspunkt des Complotes gezeigt war, sich verpflichtet fühlen, die unterirdischen Wühler ans Licht ziehen zu helfen. Dass trotz dieses Hintergrundes und trotz der inneren Unruhe, in der er schrieb, Rousseau die anziehenden, klaren, maassvollen und gerechten Schilderungen, die wir in den Bekenntnissen vor uns sehen, ausführen konnte, das ist geradezu wunderbar. Wenn nicht die ein-

geschobenen Bemerkungen über die gegenwärtige unglückliche Lage des Verfassers da wären, würde von seinem Gemüthszustande kein Leser eine Ahnung erhalten. Und doch waren zu dieser Zeit Rousseau's Anschauungen über sein Verhältniss zu den Menschen schon ungefähr dieselben, die in den „Gesprächen" ihren erschreckenden Ausdruck gefunden haben. Das System seines Wahnes hat Rousseau zwar später noch weiter ausgearbeitet und er hat später aus ihm praktische Folgerungen gezogen, an die er 1770 noch nicht dachte, aber im Wesentlichen war es in Monquin fertig, und merkwürdigerweise hat diejenige Stelle der Gespräche, an der sich Rousseau's Wahn am handgreiflichsten ausspricht, an der er sozusagen herabsinkt zu den Vorstellungen von geheimnissvollen mechanischen Vorrichtungen, schon ihr Vorbild in den Bekenntnissen. Es heisst in der Einleitung zum siebenten Buche: „Die Decke, unter der ich sitze, hat Augen, die Wände, die mich einschliessen, haben Ohren: umringt von Spionen und feindseligen, wachsamen Aufpassern, unruhig und zerstreut werfe ich in Hast ein paar abgerissene Worte auf das Papier . . ." In den Gesprächen aber sagt Rousseau von sich: „Sobald er sich irgendwo niederlässt, werden die Wände, die Fussböden, die Thürschlösser . . . in passender Weise eingerichtet".

Widmete Rousseau in diesem Winter auch den grössten Theil seiner Gedanken und seiner Zeit der Vertheidigung seiner bedrohten Ehre, so blieb er doch im Stande, auch nach anderer Richtung hin thätig zu sein. Der persönliche Umgang war zwar sehr be-

schränkt, aber der Briefwechsel war lebhaft. Rousseau stand mit einer Reihe von Kennern oder Freunden der Botanik in unausgesetztem Verkehre und gab sich seinen botanischen Büchern sowie der Arbeit an dem Herbarium mit grossem Eifer hin. Auch beantwortete er manche Briefe, in denen er um Aeusserung über religiöse oder moralische Fragen gebeten worden war, sehr eingehend und mit seiner alten Beredsamkeit. Doch gerade in diesen Briefen Rousseau's zeigt sich die fortschreitende Verschlimmerung seines Zustandes auf seltsame Weise. Seit dem Februar 1770 stellte er an den Anfang seiner Briefe ohne Rücksicht auf deren Inhalt folgende Verse:

> Pauvres aveugles que nous sommes!
> Ciel, démasque les imposteurs,
> Et force leurs barbares coeurs
> A s'ouvrir aux regards des hommes.

Der erste Brief, der dieses Motto trägt, zeigt auch eine neue Weise, das Datum zu schreiben, nämlich: 17 $^{9}/_{2}$ 70, statt le 9 Févr. 1770. Eine Zeit lang hielt Rousseau diese Formalitäten, die durchaus mali ominis sind, fest. Später benutzte er ein kürzeres Motto: Post tenebras lux.

Inzwischen war die Unzufriedenheit mit dem Aufenthalte in Monquin auf einen hohen Grad gestiegen. Das Haus des Herrn von Cesarges hatte nur einen ungenügenden Schutz gegen die Kälte des Winters geboten, und es wurde Rousseau ganz verleidet, als von Frau von Cesarges ein Fräulein Vertier an die Spitze der Dienerschaft gestellt wurde. Diese Person drängte sich an Rousseau heran und wurde, als er ihr schliesslich

die Thür wies, seine erbitterte Feindin. Sie sprengte aus, Rousseau habe sie ihrer Jungfräulichkeit berauben wollen, und fand mit dieser albernen Lüge, wie St. Germain versichert, vielfach Glauben. Auch suchte sie Rousseau und seiner Frau das Leben im Hause so sauer wie möglich zu machen. Rousseau's viele Beschwerden über die „abscheulichen Beschimpfungen“, die seine Frau von dem „Banditen im Unterrocke“ zu ertragen hatte, blieben ohne Erfolg. Als Rousseau einem Arbeiter, der an heftigen Leibschmerzen erkrankt war, einen Thee zu trinken gegeben hatte, wurde er, als der Kranke starb, beschuldigt, ihn vergiftet zu haben, denn die Leute glaubten, er sammele auf seinen botanischen Wanderungen giftige Kräuter. Auch diese Geschichte erzählt St. Germain, aber er hat, soweit ich sehe, nicht gesagt, ob sie ihm nur von Rousseau selbst, oder auch von Anderen mitgetheilt worden sei. Rousseau glaubte auch wieder zu bemerken, dass seine Briefe unterwegs geöffnet, zum Theile unterschlagen würden, und noch viele andere Anzeichen verriethen ihm, dass seine Feinde eifrig an der Arbeit waren. Kurz, die Lage war ungefähr dieselbe, in der Rousseau sich vor der Abreise von Trye befunden hatte. Auch diesmal fasste er rasch seinen Entschluss, packte, nur von Therese unterstützt, alle seine Sachen in Kisten und reiste ab.

Wahrscheinlich hatte er den Plan, den er nun ausführte, nämlich nach Paris zu gehen, schon seit längerer Zeit gehegt. Schon im Winter hatte er beschlossen, sein grosses Herbarium, seine botanischen

Bücher und Abbildungen zu verkaufen, denn er glaubte die Botanik aufgeben zu müssen, die ihn zu einem einsamen Leben nöthige und an der Ausübung der heiligsten Pflichten verhindere. Unter den heiligsten Pflichten ist die Erforschung des Complotes zu verstehen. Dass diese aber ihm in der Einsamkeit des Landlebens nicht gelingen werde, war ihm klar: Nur in Paris, dem Herde der Umtriebe, konnte er hoffen, die Fäden des geheimnissvollen Gewebes zu enthüllen und die unterirdischen Wühler an's Tageslicht zu treiben. Er erwartete, dass seine plötzliche Rückkehr die Feinde zu einem rücksichtlosen Vorgehen veranlassen, und dass es ihm gelingen werde, die Gegner, sobald sie nur aus dem Dunkel hervorzutreten wagten, zu widerlegen und angesichts der Hauptstadt seine Unschuld darzuthun. Wenn er nur überhaupt zu Worte kam, so konnte der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht zweifelhaft sein. In dem zweiten Theile seiner Bekenntnisse aber glaubte er die wirksamste Vertheidigungsrede zu besitzen, mit ihm in der Hand wollte er vor die Oeffentlichkeit treten, und durch die Vorlesung seiner Schrift vor einem geeigneten Kreise gedachte er, sich die Herzen der Wohlgesinnten zu erschliessen. Freilich erschien es als zweifelhaft, ob die mächtigen Feinde Rousseau zur Ausführung seines Planes gelangen lassen würden. Noch war das Urtheil des Pariser Parlaments in Kraft, und wenn bisher trotz der Kühnheit, mit der Rousseau sich bewegt hatte, nichts geschehen war, so konnte sich doch die Lage der Dinge sofort ändern, sobald die Feinde erfuhren, dass Rousseau aus der Ein-

samkeit, in der er relativ unschädlich war, heraustreten und das Gelingen ihrer schändlichen Absichten ernstlich gefährden wollte. Der Gedanke an Gefängniss und Tod mochte Rousseau wohl eine Zeit lang zurückhalten, bald aber überwand ihn das Bewusstsein seiner „Pflicht". St. Germain versuchte, ihm die Pariser Pläne auszureden, jedoch Rousseau erwiderte: „Pflicht und Ehre mahnen zu laut, als dass selbst die grössten Gefahren mich abschrecken dürften, ihrer Stimme zu folgen". Sollte er dennoch sein Ziel nicht erreichen, sollte er bei seinem Unternehmen Freiheit oder Leben einbüssen, sollten die Papiere, die er mit sich führte, in die Hände der Feinde fallen, dann blieb nur die eine Hoffnung übrig, dass die wenigen treugebliebenen Freunde ihre Stimme zu Gunsten der unterdrückten Unschuld erheben würden. Um sie dazu in den Stand zu setzen und ihnen „den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit" zu zeigen, verfasste er vor seiner Abreise eine Anzahl Briefe, in denen die wichtigsten Angaben der Bekenntnisse und Aufschlüsse über das Verfahren der Verfolger enthalten sind. Insbesondere richtete er an St. Germain ein umfangreiches Schreiben über seine Leiden und seine Rechtfertigung. Sein Inhalt unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der „Gespräche".

VIII.

Rousseau war im Mai von Monquin abgereist und hatte sich zuerst nach Lyon begeben, um da seine alten Freunde zu besuchen und Nachrichten über die Gesinnung der Regirung gegen ihn einzuziehen. Er fand in Lyon diesmal wie immer eine ausserordentlich freundliche Aufnahme und überraschte seinerseits alle Welt durch seine Heiterkeit und Zugänglichkeit. Er verkehrte auf das unbefangenste mit der Familie seiner Wirthin, der Frau Boy de la Tour, botanisirte und musicirte mit ihren Töchtern, er besuchte Theater und Concerte und liess auf einer Privatbühne seinen „Pygmalion" aufführen. Mit Herrn de la Tourette, einem eifrigen Freunde der Botanik, wanderte er durch die schöne Umgebung Lyon's. Diesem trug er auch zuerst die Einleitung zu seinen Bekenntnissen vor. Alle die Vorsichtmaassregeln, zu denen ihn der Prinz Conti jahrelang genöthigt hatte, liess er unbeachtet. Sie waren ihm längst in hohem Grade lästig gewesen, und insbesondere hatte er nur mit grossem Widerwillen seinen Namen verleugnet. Auch als er sich Renou nannte, hatte Jedermann gewusst, dass er Rousseau war. Sollte nicht die ganze Sache eine Intrigue sein,

die die Damen Boufflers und Luxemburg, um ihn zu ängstigen, angezettelt hatten, und zu der sich der Prinz, sei es in guter Absicht, sei es ohne solche, hergegeben hatte? Auch andere Erfahrungen deuteten darauf hin, dass man ein grausames Spiel mit ihm treibe. So schickte ein Pächter aus Monquin ihm eine Rechnung über Butter, Eier, Käse nach Lyon, die längst bezahlt war. Sofort erblickte Rousseau in dieser Zumuthung eine Wiederholung der Angelegenheit Thevenin und schrieb empört an Herrn von St. Germain, damit dieser den Betrüger widerlege. In der That gelang es dem wackeren Offizier, den Pächter zu dem Geständnisse zu bringen, dass er nicht nur nichts von Rousseau zu fordern habe, sondern auch von diesem mit Wohlthaten überhäuft worden sei. Die Frau des Pächters sagte bei dieser Gelegenheit: dieser Herr Rousseau war so gut, so grossmüthig, dass ich glaubte, er werde die Rechnung ohne weitere Prüfung bezahlen. Rousseau beruhigte sich ziemlich rasch wieder, aber er meinte, in Wirklichkeit sei der speculative Pächter, ebenso wie die keusche Vertier, nur ein Werkzeug, dessen Andere sich bedienten. Er fügte hinzu: „Die Schurken, Schufte und Bösewichter und Die, die sie brauchen, um mich in Verruf zu bringen, die werde ich von nun an locken und antreiben, dass sie sich so arg wie möglich geberden“.

Am 8. Juni verliess Rousseau Lyon und fuhr über Dijon, von wo aus er dem in Montbard lebenden Buffon einen Besuch abstattete, nach Paris. Vorher hatte er Herrn von Choiseul von seiner bevorstehenden An-

kunft in Kenntniss gesetzt. Die Rückkehr des schon sagenhaft gewordenen Rousseau erregte grosses Aufsehen, die Zeitungen erzählten von ihm, und auf den Strassen drängte man sich, um ihn zu sehen. Rousseau aber setzte von Neuem die Pariser in Erstaunen, denn seine Erscheinung entsprach durchaus nicht dem Bilde, das man sich von dem finsteren, menschenscheuen Sonderlinge entworfen hatte. Er hatte die armenische Tracht abgelegt und trug einen schlichten Anzug nach der Mode seiner Zeit. Er zeigte sich unbefangen auf den Spazierwegen, verkehrte heiter mit seinen Bekannten, spielte im Café Schach, ging ins Theater, machte und empfing Besuche, nahm die ihm reichlich zufliessenden Einladungen an, kurz er lebte, als wäre er immer in Paris geblieben. In der Nähe seiner alten Wohnung hatte er sich wieder eingemiethet und wie früher betrieb er das Gewerbe eines Notenabschreibers, da sein geringes Renten-Einkommen in dem theueren Paris nicht ausreichte.

Der Motive, die Rousseau veranlassten, gesellig zu sein, waren offenbar mehrere. Einmal hoffte er, im Verkehre Aufschluss über die Umtriebe seiner Feinde zu erhalten, und glaubte, dass er um so leichter einen Aufrichtigen entdecken werde, je zahlreicher die Gesellschaft war, mit der er in Beziehung trat. Andererseits aber fand er offenbar in dem lange entbehrten Umgange mit der Gesellschaft und in der Theilnahme an dem bewegten Leben der Hauptstadt eine gewisse Befriedigung. Er selbst schreibt, als er sich über die allzu häufigen Besuche und Einladungen beklagt:

„Meine tiefverwundete Seele bedurfte einiger Zerstreuung“. Gab er auch seinen Wahn nicht auf, so trat dieser doch in der ersten Zeit des Pariser Aufenthaltes in den Hintergrund, ja er mochte zeitweise vergessen werden.

Doch dauerte die Zeit der Ruhe, das lucidum intervallum, wie man früher sagte, nicht allzu lange. Nachdem Rousseau sechs Monate in Paris verlebt hatte, fing seine Stimmung an, sich zu verdüstern. Er erklärte, die Leute machten ihn müde, und dachte daran, sich wieder in die Einsamkeit zurückzuziehen. Mit dieser Absicht freilich war es ihm nicht Ernst, denn der Gedanke, dass er um seines Namens Ehre willen in Paris bleiben und den Feinden Stand halten müsse, wurde gerade jetzt wieder mächtiger. Da es ihm bisher nicht gelungen war, seinem Ziele näher zu kommen, griff er nun zu seinen Bekenntnissen und trug sie (d. h. das siebente bis elfte Buch) einer kleinen Zahl von Personen vor. Die erste Vorlesung fand vor einem Kreise vornehmer Herren und Damen statt. Vor ihr richtete Rousseau eine Ansprache an die Versammelten, in der er auseinandersetzte, dass es im Interesse seiner Ehre nothwendig sei, redlichen Herzen die Wahrheit über seinen Charakter und sein Leben anzuvertrauen. Ueber den Erfolg dieser Vorlesung berichtet er selbst am Schlusse des zwölften Buches der Bekenntnisse. Die Anwesenden schwiegen und gaben nicht zu erkennen, was sie von dem Beichtigenden dachten. „Nur die Gräfin Egmont schien bewegt, sie zitterte sichtlich, fasste sich aber sehr bald wieder und blieb stumm wie

die ganze Gesellschaft". Mit solchem Schweigen war Rousseau nicht gedient. Verstimmt wandte er sich von der Aristokratie ab und wählte nun junge Schriftsteller als Zuhörer. Doch auch die zweite (siebzehnstündige!) Sitzung befriedigte ihn nicht; wahrscheinlich ahnte Niemand, was der Vorleser eigentlich beabsichtigte. Er soll es noch ein drittes Mal versucht haben, doch scheint darüber nichts näheres bekannt zu sein. Die Vorlesungen hatten grosses Aufsehen erregt. „Schon die blosse Ankündigung dieser drohenden Bekenntnisse machte die grösste Sensation. Könige, Prinzen, Alle liefen danach, wenn auch aus verschiedenen Gründen, u. s. w." Die, die Zuhörer gewesen waren, erzählten überall von dem, was sie erfahren hatten, die Zeitungen brachten angebliche Auszüge, und die bösen Zungen hatten viele Arbeit. Frau von Epinay, die sich mit einigem Grunde peinlich berührt fühlte, wandte sich an den Polizeipräsidenten und bat ihn, die Fortsetzung der Vorlesungen zu untersagen. Der Beamte that ihr den Gefallen und Rousseau gab sein Unternehmen auf, das er wohl selbst als verfehlt zu betrachten anfing. Mehr und mehr verlor er das Vertrauen zu seinen Zeitgenossen und die Hoffnung, bei ihnen Gerechtigkeit zu finden. Auf das kommende Jahrhundert setzte er nun seine Zuversicht und für die Nachwelt schrieb er das zwölfte Buch seiner Bekenntnisse, ordnete er seine Briefe und versah sie mit Anmerkungen. Wiederholt nahm er die Bekenntnisse vor und schrieb zu den Stellen Fussnoten, die seiner veränderten Auffassung nicht mehr ganz entsprachen. Diese Zusätze sind interessant:

Man kann an ihnen die Ausbreitung seines Wahnes verfolgen. Immer herber urtheilt er über die ehemaligen Freunde und Bekannten; auch Die, deren er bei der Abfassung des Werkes mit Vertrauen gedacht hatte, werden ihm allmählich verdächtig und nur wenige der Lebenden entgehen, wie Malesherbes, dem Misstrauen.

Allmählich zog sich der in seinen Hoffnungen Betrogene aus dem persönlichen und dem brieflichen Verkehre zurück. Lange genug hatte er „nach einem Menschen gesucht“, er durfte „seine Laterne nun auslöschen“. Einladungen nahm er seit 1771 gar nicht mehr an, und Niemand einen Besuch zu machen, das betrachtete er als Grundsatz. Den Besuchern seine Thüre gänzlich zu verschliessen, ging nicht wohl an, wenn er nicht seinem Gewerbe entsagen wollte. Doch suchte er sich gegen die Neugierigen, die Zudringlichen und Frechen, die „Quidams“ nach Kräften zu schützen, und Therese bewachte „als Cerberus“ den Eingang. Bei alledem war Rousseau von vollständiger Abschliessung noch weit entfernt. Die Zahl Derer, die ihn mehr oder weniger regelmässig besuchten, war nicht gering, und mit verschiedenen Personen stand er für längere oder kürzere Zeit in Beziehungen, die wohl als freundschaftliche bezeichnet werden können. Leider aber musste er wiederholt die Erfahrung machen, dass die jungen Männer, die seinen Umgang suchten und ihm schwärmerische Verehrung zu widmen schienen, des nöthigen Taktes ermangelten, oder sich als unaufrichtig zeigten, Erfahrungen, die ihn sehr

schmerzlich bewegten und seinem Wahne neue Nahrung boten.

Auch den Briefwechsel gab Rousseau schrittweise auf. Den brieflichen Verkehr mit Dupeyrou brach er im Sommer 1771 ab und die zahllosen Schreiben, mit denen er von Verehrern, Neugierigen, Hilfesuchenden überschüttet wurde, beantwortete er nur ausnahmeweise. Nur einige solche Antworten sind erhalten. Im November 1770 z. B. schreibt er an einen unbekannten Herrn: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie und Die, die Sie leiten. Sie mussten nothwendig einen Brief von mir haben . . . es ist Ihnen gelungen, denn man weiss sehr wohl, dass das Gewissen nöthigt, einen, der erklärt, sich tödten zu wollen, zu ermahnen, dass er es nicht thue. Ich kenne Sie nicht und wünsche durchaus nicht, Sie kennen zu lernen . . ." Nun folgt eine wohlmeinende Erörterung und Widerlegung der Gründe, die der Unbekannte für seine Absicht, sich umzubringen, angeführt hatte. Rousseau erklärt schliesslich, dass auch die Furcht vor mächtigen Feinden nicht zum Selbstmorde berechtige, und schliesst mit den Worten: „Der, der so spricht, vermag in ihrer Mitte [nämlich der Feinde] zu leben und ist nicht versucht, sich zu tödten". Im August 1772 schreibt er an eine unbekannte Dame: „Es giebt Lebenslagen, auf die ein Ehrenmann nicht vorbereitet sein darf, und die, in der ich mich seit zehn Jahren befinde, ist die unbegreiflichste und seltsamste, die man sich vorstellen kann . . . Ich habe die Betrüger und Verräther durch alle erlaubten und gerechten Mittel herausgefordert . . . Alles ist umsonst gewesen. Sie

tauchen unter und setzen ihr unterirdisches Werk fort, ohne dass ich sie entdecken könnte . . .“ Das wundert ihn schliesslich nicht, dass aber die ganze Gesellschaft sich mit jenen Bösewichtern verbunden hat, das ist erstaunlich. Er konnte es nicht glauben und hat tausend Versuche gemacht, um Einen Aufrichtigen zu finden. Kaum hat er in dem „allgemeinen Delirium“ Einen gefunden, der ihn nicht durch fade Schmeicheleien zu bethören suchte. „Hätten sie mich geflohen oder offen misshandelt, ich hätte sie und mich beklagt, aber ich hätte sie noch achten können“. Ihre gemeine Heuchelei aber macht sie verächtlich. Alle Versuche, das niederträchtige Verhalten sonst ganz ehrenwerther Leute gegen ihn zu erklären, sind gescheitert, seine Zeitgenossen sind ihm unbegreiflich. Da er nicht zu hassen vermag, bleibt ihm nichts übrig, als sie zu ignoriren. Er sucht sie nicht und er flieht sie nicht. Wollte er die Menschen besuchen, so würde er seinerseits heucheln. Er besucht daher Niemand mehr und zu seinem Bedauern kann er auch mit Madame keine Ausnahme machen.

Auffallend ist, dass der kranke Mann eine vielseitige geistige Thätigkeit entfaltete. Sie bezog sich im Wesentlichen auf drei Gebiete: die Botanik, die Musik und die Politik. Rousseau botanisirte fleissig in der Umgebung von Paris, er legte mit Sorgfalt und Kunstfertigkeit Herbarien an, er studirte botanische Bücher und verfasste eine Reihe botanischer Abhandlungen. Als solche sind viele seiner Briefe anzusehen. Insbesondere schrieb er an Frau Delessert, eine Dame,

die ihrem Töchterchen Pflanzenkenntniss beibringen wollte, vom 22. August 1771 bis zum 2. Mai 1773 acht „lettres élémentaires sur la botanique“. Diese sind nach Jansen „der erste mustergiltige Leitfaden für den Jugend- und Selbstunterricht in der Botanik“. „Linné erhob die Botanik zum Range einer schönen und philosophischen Wissenschaft, Rousseau machte sie zu einem anziehenden und sittlich bildenden Gegenstande des Jugendunterrichtes“. Viele andere Briefe behandeln botanische Gegenstände, wenn auch nicht in systematischer Weise. In diesen allen zeigt sich Rousseau klar, gelassen, liebenswürdig. Es ist, als ob die Berührung mit der Natur die Schatten des Irrsinns vertriebe und die gesunde Individualität wieder erstehen liesse. In den Jahren 1771 und 1772 begann Rousseau ein „Dictionnaire de botanique“ zu schreiben. Es ist zwar nicht vollendet worden, war aber trotzdem nach Jansen „nicht nur für seine Zeit und für Frankreich, sondern auch auf lange hin und für die gesammte wissenschaftliche Welt eine ausserordentlich bedeutende Leistung“. Rousseau wollte in seinem Wörterbuche nicht nur alle Pflanzentheile benennen, zu welchem Zwecke er besondere Zeichen, Characteres botanici, erfand, sondern auch alle wichtigeren Ausdrücke, die in botanischen Werken gebraucht werden, erklären.

Der Musik, die Rousseau seit 1762 fast ganz entbehrt hatte, widmete er sich als alter Mann mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Als Gluck nach Paris kam, um seine Iphigenie in Aulis aufzuführen, trat Rousseau kräftig für den Reformator der Oper ein. Dieser dankte

ihm öffentlich, und beide Männer verkehrten längere Zeit in freundschaftlicher Weise. Ueber Gluck's „italienische Alceste“ schrieb Rousseau eine Abhandlung, von der O. Jahn sagt, dass sie ungemein treffende Bemerkungen enthalte. Später freilich wollte Rousseau auch von Gluck nichts mehr wissen. In den „Gesprächen“ sagt er: „Wissen Sie, durch wen und zu welchem Zwecke er [Gluck] nach Frankreich gerufen worden ist, welche Motive ihn bestimmt haben, plötzlich nur französische Musik zu machen?“ Corancez aber berichtet, dass Rousseau die Meinung ausgesprochen habe, Gluck hätte nur deshalb französische Texte componirt, um Rousseau's Behauptung, die französische Sprache sei unmusikalisch, Lügen zu strafen. Gab Rousseau auch, als er sich von den Menschen zurückzog, den Besuch der Oper und überhaupt die Theilnahme an Anderer Musik auf, so verliess ihn doch die Freude an der Musik nicht. Vielmehr bethätigte er sich besonders in seinen letzten Jahren als selbstschaffender Musiker. Er componirte viele (über hundert) Lieder und Romanzen, schrieb eine neue Musik zum Dorfpropheten und begann ein neues Singspiel „Daphnis und Chloe“. Gerade während der Jahre, in denen er, durch seine Wahngebilde geängstigt, die „Gespräche“ niederschrieb, sind viele seiner Lieder entstanden. „Wird er, sagt Rousseau von sich selbst, von schmerzlichen Gefühlen bewegt, so findet er auf dem Klaviere den Trost, den die Menschen ihm versagen. Der Schmerz verliert so seine Bitterkeit, giebt ihm Gesang und Thränen zugleich. Auf der Strasse

sucht er im Kopfe nach irgend einer Arie, um sich über die beleidigenden Blicke der Vorübergehenden hinwegzusetzen. Mehrere Romanzen, denen eine traurig klagende, aber zarte und sanfte Melodie zu Grunde liegt, sind so entstanden“.

Der Politik widmete er sich nicht freiwillig, sondern auf die dringenden Bitten des polnischen Grafen Wielhorski hin. Dieser nämlich war im Auftrage seiner Landsleute nach Paris gekommen, um das Gutachten bedeutender Staatsmänner über die Verfassung Polens einzuholen, und hatte sich zu diesem Zwecke auch an Rousseau gewendet, der ihn als redlichen Mann und trefflichen Bürger schätzen lernte und ihm zu Liebe die wenig zusagende Arbeit übernahm. Im Laufe eines halben Jahres schrieb Rousseau die „Considérations sur le gouvernement de la Pologne et sa réformation projetée en avril 1772“ nieder. Diese Schrift zeichnet sich durch Gründlichkeit und Besonnenheit aus. Hatte sich Rousseau im Gesellschaftvertrage als schroffen Theoretiker gezeigt, so bewies er jetzt, dass ihm auch die positive, mit dem Gegebenen rechnende Staatsweisheit nicht fremd war.

Endlich ist zu erwähnen, dass einen beträchtlichen Theil von Rousseau's Zeit das Notenabschreiben in Anspruch nahm. Obwohl er sich dieser Arbeit mit grossem Eifer widmete und sie ihn durchaus nicht langweilte, ging sie ihm doch nicht leicht von der Hand. Er beschreibt selbst, wie er sich oft verschrieb, wie er dann unermüdlich radirte, und wenn er schliesslich das Papier durchgekratzt hatte, Stückchen aufklebte.

Ausser den bezahlten Copieen (zu fünfunddreissig Pfennigen die Seite) fertigte er noch viele Abschriften seiner eigenen Musikstücke an, die er grösstentheils verschenkte. Er giebt an, dass er im Laufe von sechs Jahren über neuntausend Seiten abgeschrieben habe.

Langsam, aber ohne Umkehr zog sich der Kranke mehr und mehr in sich zurück. Ein Band nach dem andern löste er, bis er sich allein dem menschlichen Geschlechte gegenüber sah. „Alles, was ausser mir ist, ist mir von nun an fremd. Ich habe in dieser Welt weder Freunde, noch Nächste, noch Brüder. Ich bin auf der Erde wie auf einem fremden Planeten, auf den ich von dem von mir bewohnten gefallen wäre“. Auch seinen botanischen Briefwechsel gab er auf. Mit de la Tourette brach er im Januar 1773, die Briefe an Frau Delessert reichen nur bis zum Mai 1773, an Malesherbes, der durch Rousseau's Einfluss Freund der Botanik geworden war, richtete er im October desselben Jahres den letzten Brief (abgesehen von einem kurzen Beileidschreiben bei dem Tode der Frau von Malesherbes im Jahre 1777), und zur gleichen Zeit hörte er auf, der Herzogin von Portland zu schreiben. Als diese Dame ihm später Samen und Pflanzen schickte, wies er die Gabe rauh zurück. Seine botanischen Bücher und Abbildungen, sein grosses Herbarium und seine Samensammlung hat er 1775 oder 1776 an den Engländer Malthus verkauft.

Wie es im Innern des gequälten Greises aussah, davon zeugen die „Gespräche“, die er in den Jahren 1773 bis 1776 niederschrieb. Ueber dieses merkwürdige

Buch schreibt Grimm 1780 in seiner Correspondenz (citirt bei Jansen) treffend: „Ohne Zweifel war Rousseau vollkommen verrückt, als er das Werk verfasste, und es scheint nicht minder gewiss, dass Rousseau der einzige Mensch auf der Welt war, der es schreiben konnte“. Es ist bekannt, dass Verrückte sehr gern die Leiden, die sie zu erdulden haben, schriftlich schildern, und jeder Fachmann kennt diese wunderlichen Schriftstücke voll Klagen und Beschwerden. Aber die gewöhnlichen Erzeugnisse dieser Art verhalten sich zu Rousseau's Dialogues wie Lehmhütten zu einem gothischen Dome. Die Gespräche füllen in der Ausgabe von 1782 zwei Bändchen mit vierhundertvierundfünfzig Druckseiten. Leidet das Werk auch an ermüdender Weitschweifigkeit und ist es auch voll von lästigen Wiederholungen, so liegt ihm doch ein wohlüberlegter Plan zu Grunde, und es fehlen der Ausführung die den früheren Werken Rousseau's eigenen Vorzüge nicht. Auch hier glänzt noch die feurige Beredsamkeit des grossen Mannes, die Schilderungen sind voll Leben und Bewegung, scharfsinnig und gründlich wird die Untersuchung geführt, jeder Gedanke wird sozusagen nach allen Richtungen hin ausgearbeitet. Ein Auszug vermag nur ein schwaches Bild von dem Werke zu geben, denn vieles, was im Originale kunstvoll verknüpft ist, erscheint als unvermittelt, der stürmische Fluss der Rede kann nicht wiedergegeben werden, und der Reiz der anschaulichen Schilderung geht verloren.

Ich habe im Laufe meiner Darstellung wiederholt darauf hingewiesen, dass Rousseau's Klagen nicht

durchaus aus der Luft gegriffen sind, dass der Gedanke, der den Mittelpunkt seines Wahnes bildet, nämlich der, dass Grimm's und Diderot's Feindchaft die Quelle der vielfach missgünstigen Beurtheilung seines Charakters wäre, ganz richtig ist, dass die Mehrzahl der Männer, die er als seine Hauptverfolger betrachtete, d'Alembert, Voltaire, Hume, Choiseul u. A. ihm in der That feindlich gesinnt waren, dass manche der Thatsachen, auf die er seine Ausführungen gründete, geschichtlich sind. Doch halte ich es für zwecklos, in Beziehung auf die Gespräche im Einzelnen zu prüfen, inwieweit dem Wahne Wahrheit beigemischt sei. Dr. Morin hat es versucht, aber es kommt ja nicht auf einzelne Umstände an, sondern auf das System, auf die verallgemeinernden Schlüsse. Für den ärztlichen Leser bedürfen die Gespräche überhaupt des Commentars nicht, doch auch der Laie wird, wenn er der Entwicklung bis hierher gefolgt ist, kaum in der Beurtheilung irren.

IX.

Rousseau, Richter über Jean-Jaques.

Gespräche.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis
Ovid. Trist.

„Wer du auch bist, den der Himmel zum Richter über diese Schrift macht, welchen Gebrauch immer du von ihr machen willst, welche Meinung du von dem Verfasser hegst: dieser unglückliche Verfasser beschwört dich bei deinem fühlenden Herzen und bei der Angst, die er empfunden hat, als er dies schrieb, urtheile nicht, ehe du Alles gelesen. Denke, dass diese Gnade, um die dich ein vom Schmerze gebrochenes Herz bittet, der Himmel von dir fordere als Pflicht der Billigkeit.“

Es folgt ein Abschnitt „über den Gegenstand und die Form dieser Schrift“. „Ich habe es oft ausgesprochen, dass, wenn mir Jemand von einem Anderen das gesagt hätte, was man meinen Zeitgenossen von mir gesagt hat, ich mich gegen ihn anders verhalten hätte, als sie es gegen mich gethan haben“. Diese Versicherung hat Alle kalt gelassen, und Niemand hat gefragt, wie sich Rousseau denn benommen haben würde. Er hat daraus geschlossen, dass die Leute von der Rich-

tigkeit ihres Verhaltens gegen ihn auf das Festeste überzeugt seien. Diese Dinge, die ein für ihn undurchdringliches Geheimniss umgiebt, kann er nicht verstehen und deshalb will er seine Auffassung darlegen. Vielleicht wird ein Wohldenkender ihn aufklären. Möchte sich ein Solcher finden, dann brauchte er von seinen Mitmenschen nicht mehr schlecht zu denken und könnte wieder dem Zuge seines Herzens, sie zu lieben, folgen. Doch hegt er keine Hoffnung mehr.

Zwar ist es ihm nicht schwer geworden, seine Auffassung zu begründen, aber es wollte ihm nicht gelingen, Gründe für die Auffassung der Gegner zu erdenken. Indessen durfte er sich dieser Mühe nicht entziehen. „Doch da ich sah, dass ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa in Beziehung auf mich mit dem grössten Vertrauen Grundsätze befolgte, die mir ebenso neu wie unbegreiflich vorkamen, konnte ich nicht annehmen, dass diese allgemeine Uebereinstimmung jedes vernünftigen, wenigstens scheinbar vernünftigen Grundes entbehre, dass eine ganze Generation dahin übereinkommen sollte, spasseshalber jeder natürlichen Einsicht zu entsagen, alle Gesetze der Gerechtigkeit, alle Regeln des gesunden Verstandes zu verletzen, ohne Grund, ohne Vortheil, ohne Vorwand, einzig und allein um einer Laune willen, deren Zweck und Anlass ich nicht einmal entdecken könnte“. Aber um ihn herrscht tiefes Schweigen, das ebenso unbegreiflich ist wie das Geheimniss, das es bedeckt, dies Geheimniss, das man ihm seit fünfzehn Jahren mit unaussprechlicher Sorgfalt und unglaublichem Erfolge verbirgt. Jenes furchtbare

Schweigen hat verhindert, dass er sich auch nur die geringste Aufklärung verschaffen konnte. So musste er sich denn auf seine eigenen Vermuthungen verlassen. Er hat es sich sauer werden lassen; alles nur Denkbare, was sich zu Gunsten der Gegner sagen lässt, hat er angeführt, und wenn trotzdem nichts Triftiges herausgekommen ist, so hat es, der Himmel ist sein Zeuge, nicht an seinem guten Willen gelegen.

Die Form des Gespräches hat er gewählt, weil sie besonders geeignet ist, das Für und Wider darzulegen. Der Sprechenden sind zwei: dem Einen, dem Unparteiischen, hat er seinen Familiennamen beigelegt, während er von sich selbst nur in der dritten Person, als von Jean-Jaques spricht; der Andere, der Vertreter der öffentlichen Meinung, ist „ein Franzose", und er hat es sich angelegen sein lassen, diesen so verständig und so ehrenwerth wie möglich zu schildern.

Er erkennt an, dass die Gespräche übermässig lang, reich an Wiederholungen und an Abschweifungen sind. Er ist aber nicht im Stande, das Buch, das er mit Widerstreben niedergeschrieben hat, umzuarbeiten. Er hat es versucht, aber der Gedanke an seine Leiden schnürt ihm das Herz zusammen und macht ihm die Ausführung unmöglich.

Was wird aus seiner Schrift werden? Die, die über ihn verfügen, haben von seiner Arbeit Kenntniss gehabt, schon als er sie begann. Wahrscheinlich wird sie in ihre Hände fallen, und dann wird alle seine Mühe verloren sein. Doch wird er bis zum Ende auf die Hilfe des Himmels hoffen.

Das erste Gespräch (Ueber das systematische Verfahren gegen Jean-Jaques, das von der Verwaltung mit allgemeiner Zustimmung eingeschlagen worden ist). Der Franzose hat Rousseau soeben von der Schändlichkeit und den Verbrechen des Jean-Jaques erzählt, und Rousseau ist ausser sich darüber, dass ein solcher Bösewicht Bücher geschrieben haben soll, aus denen die reinste Liebe zur Tugend leuchtet. Der Verfasser des Emil und der neuen Heloise und der Verbrecher Jean-Jaques können nicht dieselbe Person sein. Es ist ausgemacht, dass Jean-Jaques den Devin du village gestohlen hat, es werden daher auch die anderen Schriften ihm mit Unrecht zugeschrieben werden. Trotz der Beredsamkeit, mit der Rousseau diese Ansicht vertritt, bleibt der Franzose bei der Meinung, dass Jean-Jaques die ihm zugeschriebenen Bücher wirklich verfasst habe. Alle Welt wisse das ja, nur wer, wie Rousseau, kein Franzose ist, kann dies Urtheil der öffentlichen Meinung nicht für ausreichend halten. Rousseau habe sich über die wahre Bedeutung jener Bücher getäuscht und verkannt, dass sie in verführerischer Hülle Gift enthalten. Da der Franzose zugesteht, dass er selbst noch keine Zeile des Scheusals gelesen hat, fordert ihn Rousseau auf, die gefährlichen Bücher zu lesen. Mit Widerstreben erklärt sich der Franzose dazu bereit, aber er fordert als Gegenleistung von Rousseau, dass dieser zu Jean-Jaques gehe und sich durch den Augenschein von seiner Niederträchtigkeit überzeuge. Diese Zumuthung weist Rousseau zurück. Wenn ja das Unglück ihn mit dem Verbrecher zu-

sammenführen sollte, so würde er sich darüber nur dadurch trösten können, dass er ihm die heuchlerische Maske abrisse und ihm seine Unthaten auf den Kopf zusagte. Der Franzose erschrickt. Hat Rousseau denn sein heiliges Versprechen vergessen, Jean-Jaques gegenüber das tiefste Stillschweigen zu bewahren, ihn nie ahnen zu lassen, dass man um seine Schändlichkeiten wisse? Er darf, ja er muss die Kunde von Jean-Jaques' Lastern und Verbrechen soviel wie möglich verbreiten, ihn aller Welt als hassenswerth, verächtlich, abscheulich darstellen. Aber dieses gute Werk soll im Geheimen und mit der Miene der Barmherzigkeit ausgeführt werden, und ganz besonders darf Jean-Jaques selbst nichts davon erfahren. Auf des erstaunten Rousseau Bitte hin legt nun der Franzose den ganzen Plan dar, nach dem in Beziehung auf Jean-Jaques verfahren wird.

Die ehemaligen Freunde des Jean-Jaques hatten eingesehen, dass er trotz seiner scheinbaren Schlichtheit und Sanftmuth ein moralisches Ungeheuer ist. Er selbst hatte ihnen freiwillig von einem schweren Unrechte, das er begangen habe, erzählt, und bald hatten sie den Schuft hinter seiner Maske erkannt, indem sie mit grosser Geschicklichkeit, einigem Gelde und allerhand Versprechungen die Personen seiner Umgebung erkauften und von ihnen alle seine Schliche erfuhren. Die edlen Männer kamen in Verlegenheit. Machten sie seine Unthaten bekannt, so zogen sie ihm Strafen zu, die ihr Edelmuth ihm ersparen wollte, und setzten sich selbst dem Tadel der Indiscretion aus. Doch unschäd-

lich musste er gemacht werden, da an Reue bei ihm nicht zu denken war. Sie beschlossen daher, mit grosser Vorsicht zu Werke zu gehen, und ihre Enthüllungen nur unter der Hand zu verbreiten. Die Arbeit seiner allmählichen Entehrung wurde glücklicherweise dadurch sehr erleichtert, dass er durch seinen unbesonnenen Freimuth sich in allen Ständen Feinde gemacht hatte. Alle Stände waren von ihm beleidigt, und deshalb begrüssten Alle die Entdeckung, dass Jean-Jaques ein Heuchler sei, mit Freude. Da Niemand mehr über ihn in Zweifel war, konnte man ihn in scheinbarer Freiheit und Straflosigkeit lassen. Streng überwacht, wie er war, konnte er Keinen mehr verführen und war ausser Stande, seine abscheulichen Pläne zu verwirklichen. Jeder aber, dem die Wahrheit über Jean-Jaques mitgetheilt wurde, musste versprechen, sie seinerseits weiter zu verbreiten, andererseits zu verhüten, dass Jean-Jaques den Stand der Sache erführe. Bisher haben Alle, ohne Unterschied des Ranges, des Alters, des Geschlechtes, des Charakters, in Bewunderung des Edelmuthes und der Klugheit der Führer des Unternehmens, ihre Verpflichtung treulich erfüllt; Rousseau wird nicht der Erste sein, der ihr untreu wird. Als Rousseau erwidert, die Veranstaltungen seien doch nicht ganz zweckmässig, da Jean-Jaques auch jetzt noch gefährlich sei, und sich zu jedem bösen Zwecke leicht Genossen finden, meint der Franzose, das letztere sei hier nicht zu befürchten. Denn Jean-Jaques ist nicht ein gewöhnlicher Bösewicht, sondern ein Ungeheuer, der Abscheu des menschlichen Geschlechts, Niemand

wird sich ihm verbinden, denn die Guten hassen ihn wegen seiner Thaten, die Bösen wegen seiner Bücher. Ueberdem haben die Führer zu seiner Ueberwachung so vortreffliche Maassnahmen angeordnet, dass er in der That als unschädlich zu betrachten ist. Jedes seiner Worte, jeder seiner Schritte ist ihnen bekannt. Sie wissen alles, er weiss nichts. Er hat mit Niemand eine reelle Verbindung und ist thatsächlich vollständig isolirt. Es ist das erstaunlichste Unternehmen, das je begonnen worden ist, und der volle Erfolg, den es erzielt hat, ist ein glänzendes Zeugniss für das Genie seiner Urheber. Die Meisten, die eifrig an der Ausführung des Planes arbeiten, erkennen dessen Grösse und Schönheit gar nicht. Freilich hat auch die Regirung bereitwillig ihre Unterstützung geboten. Um Jean-Jaques ganz zu entlarven, hat man weder Mühe, noch Zeit, noch Geld geschont. Man hat Boten nach allen Orten gesandt, wo er früher gelebt hat, und man hat alle Die, die er früher gekannt hat, bestochen, und so hat man allmählich alles erfahren, was man wissen wollte. Mehrere, die Jean-Jaques belastende Aussagen gemacht haben, sind deshalb befördert worden. Es ist richtig, dass Jean-Jaques gegenüber die gesetzlichen Formen nicht beobachtet worden sind. Aber was thut das, da seine Verbrechen doch unwiderleglich bewiesen sind? Nur aus Mitleid und Herzensgüte behandelt man ihn so, wie man ihn behandelt. Man thut ihm kein Leid, er kann scheinbar machen, was er will. Es ist wahr, dass man ihn mit Schimpf überschüttet, aber verdient er es nicht? Trotzalledem ist

das Ungeheuer nicht zufrieden. Dass er sich beklagt, das ist der deutlichste Beweis seiner entsetzlichen Undankbarkeit. Wäre er nicht so misstrauisch, er würde ganz zufrieden leben können, denn, um Auseinandersetzungen mit ihm zu vermeiden, haben seine früheren Freunde ganz den alten Ton beibehalten. Man thut so, als ob man ihn ehren wollte, man bietet ihm Geschenke, Feste, Wohnungen an, die Grossen und die Prinzen bezeugen ihm ihre Gunst; warum lässt er sich also nicht täuschen?

Rousseau ist über das Alles sehr erstaunt, doch der Franzose weiss noch mehr mitzutheilen. Sobald Jean-Jaques sich irgendwo niederlässt, was man immer im Voraus weiss, werden die Mauern, die Fussböden, die Schlösser, kurz Alles um ihn her in passender Weise eingerichtet. Man vergisst nicht, ihm geeignete Nachbarn zu geben, geriebene Spione, geschickte Schurken und gefällige Mädchen, die man vorher sorgfältig unterwiesen hat. Natürlich werden seine Briefe alle geöffnet, und die, die ihm Aufschluss über seine Lage geben könnten, werden zurückbehalten. Dagegen lässt man ihm fortwährend andere Briefe zugehen, um aus seinen Antworten seine Absichten zu erfahren. Man hat es verstanden, für ihn aus Paris eine Einöde zu machen, die schrecklicher ist als Höhlen und Wälder. Mitten unter den Menschen findet er weder Verkehr, noch Trost, noch Rath, noch Aufklärung. Es ist ein endloses Labyrinth, in dem man ihn in der Finsterniss nur falsche Wege entdecken lässt, die ihn immer weiter in die Irre führen. Keiner spricht ihn an, der nicht vor-

her über das, was er sagen, und über den Ton, den er anschlagen soll, unterrichtet worden wäre. Man schreibt sich Alle auf, die ihn zu sehen wünschen, und giebt ihnen vorher ihre Lection. In der Strasse, wo er wohnt, hat man seiner Hausthüre gegenüber einen Bilderladen eingerichtet. Seine Thüre wird in geheimnissvoller Weise verschlossen, und nun müssen Alle, die ihn besuchen wollen, vorher zu dem seine Aufgabe kennenden Nachbar gehen. Wenn Jean-Jaques einen öffentlichen Ort besucht, wird er wie ein Pestkranker angesehen und behandelt: Alles umringt und fixirt hin, aber ohne ihm nahe zu kommen oder mit ihm zu sprechen, blos um ihn abzusperren. Wenn er selbst dann etwas zu sagen wagt, und man es der Mühe für werth hält, ihm zu antworten, bedient man ihn mit Lügen, oder man umgeht seine Frage mit einem so rohen und verächtlichen Tone, dass er zu Weiterem die Lust verliert. Im Theater bemüht man sich, ihn seiner Umgebung recht zu empfehlen, und setzt stets einen Wächter oder einen Polizeimann neben ihn, wodurch genug gesagt wird. Man hat ihn überall bezeichnet und Allen kenntlich gemacht, den Packträgern, den Ladendienern, den Wächtern, den Spitzeln, den Savoyarden, den Barbieren, den Kaufleuten, den Hausirern, den Buchhändlern, in allen Schauspielhäusern, in allen Cafés. Wenn er ein Buch haben will, einen Kalender, einen Roman, das giebt es in ganz Paris nicht. Den Wunsch nach irgend einer Sache auszusprechen, ist für ihn das sicherste Mittel, sie verschwinden zu lassen. Als er nach Paris kam, suchte

er zwölf italienische Liedchen, die er vor zwanzig Jahren hatte stechen lassen: das Heft, die Platten, alles war verschwunden, nie hat er ein einziges Stück auftreiben können. Man hat es durch allerhand kleine Mittel dahin gebracht, dass er in der ungeheueren Stadt unaufhörlich von der Bevölkerung, die ihn mit Schrecken sieht, beobachtet wird. Will er über den Fluss setzen, so wird man nicht fahren, und wenn er auch die Fähre allein bezahlte. Will er sich die Schuhe putzen lassen, so werden ihm die Schuhputzer, besonders die vom Temple und vom Palais-Royal, verächtlich den Dienst verweigern. Geht er in die Tuileries oder in das Hotel Luxemburg, so haben Die, die am Eingange gedruckte Karten vertheilen, Befehl, ihn in der beleidigendsten Weise zu übergehen, oder sie ihm rundweg abzuschlagen, nur um ihn bemerklich und verächtlich zu machen. Einer der reizendsten Einfälle ist der Gebrauch, den man von der alten Sitte, jährlich einen Schweizer aus Stroh zu verbrennen, mit Beziehung auf Jean-Jaques gemacht hat. Man hätte dieses alte rohe Volksfest längst unterdrückt, wenn nicht „unsere Herren“ [nos messieurs, stehender Ausdruck für die Leiter des Complotes] darauf verfallen wären, den Strohmann nach Gestalt und Kleidung dem Jean-Jaques ähnlich zu machen. Man zieht dann mit der Puppe, der man ein glänzendes Messer in die Hand gesteckt hat, durch die Strassen; vor Jean-Jaques' Fenstern wird angehalten, die Puppe wird hin- und hergedreht, und mitleidige Ausleger streuen Andeutungen aus, damit das Volk verstehe, um was es sich handelt, und Jean-

Jaques in effigie verbrenne in Erwartung eines Besseren. Sogar Bettler sollen ihm sein Almosen vor die Füsse geworfen haben. Sehr geistreich verfährt man, um zu entdecken, ob er nicht etwa doch noch Vertraute habe, die in das Complot nicht eingeweiht sind. Man lässt ihm Briefe schreiben, in denen die Absender ihn um Rath und Hilfe bitten. Er antwortet, tröstet, und empfiehlt die angeblich Nothleidenden an die Personen, zu denen er Vertrauen hat. Auf diese Art lernt man die letzteren kennen und kann sie nun leicht bekehren. Eine Menge Leute hat man so ausfindig gemacht, die sich noch von ihm täuschen liessen, und denen er dann auf geschickte Weise ebenso hassenswerth gemacht wurde, wie er ihnen vorher theuer gewesen war. Freilich in der letzten Zeit schlägt das Mittel nicht mehr an, denn er verwendet sich für Leute, die er nicht kennt, nicht mehr, ja er antwortet ihnen gar nicht. Doch bietet dies den Vortheil, dass man zeigen kann, wie unempfindlich und hartherzig er ist. Man will ihn sättigen mit dem Brote der Ehrlosigkeit und mit dem Becher der Schmach. Durch spöttische Ehrenerweisungen sucht man ihn zu verhöhnen. So bot man ihm in Amiens den Ehrenwein an, so liess man in London die Tambours der Garde vor seiner Thüre schlagen, so liess der Prinz Conti ihm in Trye durch seine Musik ein Morgenständchen bringen. Um zu verhindern, dass er neue Schlechtigkeiten in die Welt bringe, musste man sich auch der Buchhändler versichern, mit denen er früher zu thun gehabt hat. Einen von ihnen hat man lange Zeit unter anderen Vorwänden

in der Bastille festgehalten, um ihm gründlich die gegen Jean-Jaques nöthigen Maassregeln einzutrichtern. Als man Jean-Jaques in den Dauphiné geführt hatte, entzog man ihm, um ihn am Schriftstellern zu hindern, die Tinte und liess ihm nur schwachgefärbtes Wasser, das nach kurzer Zeit ganz farblos wurde. Nichtsdestoweniger ist es dem Schelme gelungen, seine Memoiren zu schreiben, die er seine Bekenntnisse nennt, und die besser seine Lügen genannt werden, und zwar mittels chinesischer Tusche, an die man nicht gedacht hatte. Kann man ihm nicht das Schreiben verbieten, so sorgt man doch dafür, dass sein Gift nicht unter die Leute kommt. Nicht zwei Zeilen kann er schreiben, ohne dass sie sofort in die Hände seiner Wächter fielen. Auch von seinen Gesprächen geht nichts verloren. Man macht ihn redselig, indem man ihm falsche Neuigkeiten mittheilt, oder ihm dreist widerspricht, oder ihm in allem zustimmt. Alle Aeusserungen, die er entwischen lässt, werden aufgeschrieben, und man gestaltet sie kaltblütig nach Bedarf um. In der Provinz bekam er überhaupt keine Zeitung zu lesen. In Paris geht das nicht wohl an, aber man sorgt dafür, dass er keine sieht, aus der er eine Aufklärung über seine Lage erhalten könnte, oder in der „unsere Herren“ über ihn sprechen. Will er etwas wissen, niemand weiss davon. Fragt er nach jemand, niemand kennt ihn. Damit er sich den Wohlthaten, die er nicht mag, nicht entziehen könne, bewirkt man, dass er für sein Geld mehr oder bessere Waare erhält, als man nach dem Marktpreise bekommt. So erhält er gegen seinen Willen öffentlich

Almosen, und das hat ihn besonders gekränkt und erniedrigt.

Je länger der Franzose das Jean-Jaques gegenüber befolgte Verfahren schildert und rühmt, um so verdächtiger wird Rousseau die ganze Sache. Er zeigt, dass die unedle Handlungsweise der Herren nicht recht zu ihrer angeblichen Grossmuth und Milde stimmt, und er weist auf alles das hin, was einem Redlichen und Unbefangenen an dem barbarischen Processe auffallen muss. Jean-Jaques hat sich vierzig Jahre lang allgemeiner Achtung erfreut, soll er denn plötzlich ein Bösewicht, Verräther, Giftmischer geworden sein, oder hat er vierzig Jahre lang alle Welt zu täuschen gewusst? Beides ist nicht recht wahrscheinlich. Als der Franzose zugesteht, dass man nie irgend ein Geständniss von Jean-Jaques erlangt hat, athmet Rousseau auf. Vielleicht ist Jean-Jaques doch unschuldig. Mit Kraft und Feuer setzt Rousseau auseinander, dass es unter keinen Umständen gestattet ist, auch dann nicht, wenn der Verdacht erwiesen zu sein scheint, einen Angeklagten ohne Verhör zu verurtheilen, dass die Verletzung dieser Regel die schwerste Ungerechtigkeit ist und geradezu die gesellschaftliche Ordnung bedroht. Zum ersten Male, seitdem die Welt besteht, hat man so unbedenklich und öffentlich das erste und heiligste Rechtsgebot verletzt, ohne das kein Unschuldiger sicher ist, indem man Jean-Jaques nicht nur ohne Verhör verurtheilte, sondern auch ihm, dem Fremden, Schutz- und Heimathlosen, jedes Mittel der Vertheidigung raubte. Der Franzose wehrt sich gegen Rousseau's

Beredsamkeit mit allerlei Einwendungen. Rousseau folgt ihm in jeden Schlupfwinkel und findet Widersprüche über Widersprüche. Doch der Franzose bleibt dabei, es sei unsinnig, anzunehmen, dass eine ganze Generation aus Schurken und Dummköpfen bestehe, eine Annahme, die man nicht vermeiden könne, wenn man Jean-Jaques für unschuldig hält. Denn Alle, Alle ohne Ausnahme haben ihre Zustimmung zu dem Verfahren gegen Jean-Jaques gegeben, Alle arbeiten eifrig an der Ausführung des Planes.

Schliesslich einigen sie sich dahin, dass nur eigene Prüfung ein Urtheil in der verwickelten Angelegenheit gestatte. Rousseau entschliesst sich, Jean-Jaques aufzusuchen, der Franzose verspricht, dessen Bücher zu lesen.

Das zweite Gespräch (Ueber die natürliche Beschaffenheit und die Gewohnheiten des Jean-Jaques). Nun, mein Herr, haben Sie ihn gesehen? Nun, mein Herr, haben Sie ihn gelesen? Rousseau ergreift das Wort und erzählt, wie Jean-Jaques auf seine schriftliche Erklärung hin, dass er aufrichtig wünsche, ihn kennen zu lernen, ihn freundlich aufgenommen hat und wie sich dann ein Verkehr entwickelt hat, der ihm das eingehendste Urtheil über die Person und die Verhältnisse des Jean-Jaques ermöglichte. Rousseau giebt sein Urtheil vorläufig dahin ab, dass Jean-Jaques ein Mensch vielmehr ohne Bosheit, als von wirklicher Güte sei, eine gesunde, aber schwache Seele, die die Tugend mehr anbete als ausübe, die innig das Gute liebe, ohne doch viel davon zu thun. Verbrecherische Nei-

gungen seien ihm ebenso fremd wie der Hass. Das Uebrige lasse sich nicht in der Kürze sagen, denn dieser Mensch gleiche keinem von denen, die Rousseau kennen gelernt hat, er fordere eine eigene Analyse. Zunächst ist Rousseau sehr erstaunt darüber gewesen, dass Jean-Jaques so gar nicht den Bildern gleicht, auf denen er dargestellt ist. Er erwartete einen schrecklichen Cyclopen nach Ramsay zu finden, oder einen gesichterschneidenden Hansnarren nach Fiquet. Statt dessen zeigte sich ein kleiner alter Mann mit geneigtem Kopfe, mit unregelmässigen, aber nicht unangenehmen Zügen, mit kurzsichtigen tiefliegenden Augen und schrecklichen Zähnen, der im Ganzen wohl den Mentor Emile's darstellen konnte, und durchaus nicht einem Bösewichte glich. Die Sache mit den falschen Bildern ist nicht bedeutungslos. Es ereignet sich wohl, dass schlechte Bilder bedeutender Männer zum Vorscheine kommen, aber dann stammen sie nicht von grossen Meistern, werden nicht überall hin verbreitet und in allen Zeitungen angekündigt, man hängt sie nicht in allen Salons auf. Es ist ja richtig, dass die Vorstellungen, die sich Jean-Jaques in seiner Verlassenheit bildet, nicht immer der Wirklichkeit entsprechen, dass sie zum Theile aus seiner erregten Einbildung stammen. Aber im Allgemeinen scheint er richtig zu urtheilen. Er nimmt an, dass all sein Unglück durch ein Complot bewirkt wurde, das seit langer Zeit und in grösster Heimlichkeit von wenig Personen geformt wurde. Diese gewannen dann die Grossen, die Schriftsteller, die Aerzte (bei denen es nicht schwer war), alle ein-

flussreichen Leute, alle galanten Damen, alle Behörden und Corporationen für sich. Nichts geschah zufällig, sondern alles, was sich ereignete, war von vornherein bestimmt und verabredet. Es war von Anfang an beabsichtigt, bei der Entehrung des Jean-Jaques so vorzugehen, dass man ihn erst als düster und hassenswerth, später als lächerlich und verächtlich erscheinen liess. Diesem Plane dienten die Bilder, die man anfertigen liess. Man schaffte Jean-Jaques aus Frankreich fort, liess ihn in England abbilden und verbreitete dann das Cyclopengesicht als sein Bild. Als Jean-Jaques nach London gekommen war, hatte der edle Hume nichts eiligeres zu thun, als ihn trotz seines Widerstrebens von dem berühmten Maler Ramsay malen zu lassen. Man setzte ihm eine schwarze Mütze auf, gab ihm einen dunkelbraunen Rock, man postirte ihn an eine dunkle Stelle und zwang ihn, sich stehend mit einer Hand auf einen niedrigen Tisch zu stützen, so dass sich das Gesicht durch die Anstrengung verzerren musste. Es war Jean-Jaques in England unmöglich, das Bild zu Gesichte zu bekommen. Als er es endlich in Frankreich sah, schauderte er. Jedermann lachte ihn deshalb aus, pries das Bild als Meisterwerk und der Stich wurde überallhin verbreitet. Das gute Bild von Jean-Jaques, das früher La Tour angefertigt hatte, war inzwischen unterdrückt worden. Allmählich machte man aus dem gefährlichen, schreckenerregenden Bösewichte einen kleinen lügnerischen Schuft, einen Bummler und Bruder Liederlich. Da nun erschien die Grimasse Fiquet's, die man seit lange in Bereitschaft

gehalten hatte. Dies Bild mit seinem gemeinen lächerlichen Ausdrucke entsprach der Vorstellung, die man den Leuten zur Zeit von dem Originale gab. Rousseau gesteht zu, dass dies alles etwas seltsam klinge.

Er beschreibt nun, wie er Jean-Jaques in seiner Häuslichkeit sorgfältig beobachtet hat, und entwirft ein bis in das Kleinste ausgeführtes Bild von Jean-Jaques' Wesen und Thun. Was er für Anlagen mitgebracht hat, wie dieselben entwickelt worden sind, wie er denkt, fühlt und handelt, wie er seinen Tag ausfüllt, was ihm Freude macht, seine Eigenheiten und Liebhabereien, seine Schwächen und seine Fehler, alles wird mit der grössten Genauigkeit geschildert. Es wird hier eine psychologische Selbstschilderung gegeben, die kaum ihres Gleichen hat. Sie ist im Grossen und Ganzen durchaus richtig. Das Bild ist nicht geschmeichelt, im Gegentheile erscheint in ihm Jean-Jaques mehr als harmloser, denn als bedeutender Mann. Ueberschätzungsvorstellungen sind kaum vorhanden. Nur wird immer und immer wieder betont, dass Jean-Jaques anders sei als alle anderen Menschen. Es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Schilderungen und jenen der Bekenntnisse oder der Briefe an Malesherbes.

Auf den Einwurf des Franzosen, dass sehr viele scharfsinnige und vortreffliche Leute, die Jean-Jaques gekannt und mit ihm verkehrt haben, zu ganz anderen Ergebnissen gekommen seien als Rousseau, erwidert dieser, hier liege in der That ein Räthsel vor. Er könne es nicht lösen, er könne nur diese und jene Vermuthung aufstellen. Es giebt, meint er, geistige Epi-

demieen, die wie durch Ansteckung einen Menschen nach dem anderen ergreifen. Die Leute denken nicht gern selbst, sondern nehmen lieber Anderer Meinung an, besonders wenn diese ihren Neigungen schmeichelt. Ist einmal eine Meinung gebildet, sei es für oder wider, so wächst sie von selbst, und der Einzelne eignet sie sich ohne weitere Prüfung an. So ist es auch mit Jean-Jaques gegangen. Durch das geschickte Verfahren seiner Feinde ist er zu einem Gegenstande des allgemeinen Widerwillens geworden, und nun ist Niemand geneigt oder befähigt, ihn unbefangen zu beurtheilen. Die allgemeine Abneigung gegen die harte Wahrheit seiner Schriften machte es den Leuten leicht, auch seine Person zu verurtheilen. Gewiss sind die Meisten klaren Sinnes und gerecht, aber in dieser Sache ist ihr Blick umflort und sie sind wahnbethört. Freilich handelt es sich nicht um blosse Abneigung, sondern um allgemeine thätige Feindseligkeit gegen Jean-Jaques. An dieser kann gar kein Zweifel sein. Schon die Miene, mit der man ihn ansieht, wenn er über die Strasse geht, verräth nur zu deutlich die feindliche Gesinnung, von der die gegenwärtige Generation gegen ihn erfüllt ist. Thun sich auch zuweilen die Leute, die ihm begegnen, Gewalt an, jene Gesinnung dringt doch durch und wird selbst gegen ihren Willen bemerkbar. Sieht man die plumpe Hast, womit sie, Maulaffen feil haltend, stehen bleiben, sich umdrehen, ihn anstarren, ihm folgen, hört man das spöttische Geflüster, das die unverschämten Blicke auf ihn hinlenkt, so sollte man sie für eine Schaar von Banditen halten, die hocherfreut, das

Opfer in ihrer Gewalt zu haben, sich ein Vergnügen daraus machen, es zu beschimpfen. Tritt er ins Theater, augenblicklich ist er von erhobenen Armen und Stöcken dicht umschlossen, und es lässt sich denken, wie behaglich es ihm in solcher Presse wird. Will man ihn mit Gewalt festhalten? Nein. Sobald er die Umzingelung durchbrechen will, gelingt es ihm. Man umschliesst ihn nur um des Spasses willen, ihn gleichsam in einem Käfig eingeschlossen zu sehen, und weil er merken soll, dass alle sich als seine Häscher und Aufpasser wohlfühlen. Geschieht es etwa aus Wohlwollen, dass man nicht verfehlt, auf ihn zu spucken, so oft er in geeigneter Entfernung vorübergeht? Alle Beweise des Hasses, der Geringschätzung, selbst der erbitterten Wuth, die man einem Menschen geben kann, ohne bis zu einer offenen Beleidigung zu gehen, werden ihm von allen Seiten im reichsten Maasse geboten. Während man ihn mit faden Schmeicheleien überhäuft und ihm die kleinen süsslichen Aufmerksamkeiten, die man hübschen Weibern erweist, darzubringen scheint, würde man ihn, sobald er wirklicher Hilfe bedürfte, mit Freude umkommen sehen, ohne auch nur den Finger zu rühren. Neulich begegnete es ihm, in der Strasse St. Honoré einen gefährlichen Fall zu thun. Man eilt herzu. Aber sobald man Jean-Jaques erkennt, zerstreut sich Alles, die Vorübergehenden setzen ihren Weg fort, die Kaufleute gehen in ihre Läden zurück, und er würde in diesem Zustande allein geblieben sein, wenn ihn nicht ein armer Krämer, der noch unerfahren und schlecht unterrichtet war, zu einer Bank geführt, und

eine Magd, die ebensowenig zu den Philosophen gehörte, durch ein Glas Wasser erquickt hätte. Man schmeichelt ihm, um ihn zu verspotten. Man drängt sich zu ihm, um ihn durch allerhand Andeutungen zu beleidigen. Man schickte ihm Einladungen über Einladungen, und wenn er in ein Haus ging, was er nicht mehr thut, so entfernte man die Tochter des Hauses, damit diese nicht der Brutalität seiner Reden und Manieren ausgesetzt sei.

Alle diese Umstände zeigen, dass man in Jean-Jaques nicht sowohl einen Bösewicht als einen Feind erblickt. Jenem würde man aus dem Wege gehen, man würde es verschmähen, sich mit ihm zu beschäftigen. Diesen aber verfolgt man mit unermüdlichem Hasse. Man sucht ihn mit dem grössten Eifer auf, um an ihm der Rache genugzuthun. Man überbietet einander in dem Bestreben, Jean-Jaques zu hintergehen, ihn in verborgene Schlingen zu verstricken, ihm seine Feinde zu verbergen und ihn jedes Mittels zur Rechtfertigung zu berauben. Man zittert bei dem Gedanken, dass er sich vertheidigen könnte. Man beobachtet, umspäht ihn mit der grössten Sorgfalt, um ein solches Unheil abzuwenden. Man überwacht Jeden, der in seine Nähe kommt. Selbst seine Gesundheit giebt Grund zur Sorge. Man fürchtet, dass ein so rüstiges Alter die Anklage schändlicher Krankheit widerlegen möchte. Man fürchtet auch, dass er doch zu Worte kommen könnte. Das aber wäre geradezu ein öffentliches Unglück, eine Niederlage für die Gelehrten, die Aerzte, die Grossen, kurz für Jedermann.

Wie war es möglich, dass Jean-Jaques' persönliche Feinde, deren Hass ja begreiflich ist, die unbetheiligte Menge zu Theilnehmern ihrer Leidenschaft machen konnten? Sie begannen damit, die Grundsätze, die Jean-Jaques in seinen Schriften vertreten hatte, zu entstellen, den strengen Republikaner in einen ruhelosen Aufwiegler, seine Liebe zur geordneten Freiheit in einen Hang zur zügellosen Anarchie, seine Achtung vor den Gesetzen in Widerwillen gegen die Machthaber zu verkehren. Sie klagten ihn an, die ganze gesellschaftliche Ordnung umstürzen zu wollen, weil ihn die Missbräuche empörten, die man unter diesem Namen zum Verderben der Menschen unantastbar zu machen sucht. Zugleich wurden die harten Wahrheiten, die er allen Ständen gesagt hat, geschickt benutzt, um diese alle gegen ihn aufzubringen. Man sagte den Angehörigen der einzelnen Stände, dass er sie persönlich missachte, man deutete seine allgemein gehaltenen Vorwürfe als Anklagen gegen die Einzelnen und legte ihnen die boshaftesten Beziehungen unter. So gelang es, die Eigenliebe Aller gegen ihn zu erregen, und die einmal erwachte Feindseligkeit pflanzte sich dann von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sie wird gleichsam ein angeborenes Gefühl, das sich bei den Kindern durch die Erziehung, bei den jungen Leuten durch die öffentliche Meinung befestigt. Auch lässt sich nicht verkennen, dass die Generation, in der Jean-Jaques gelebt hat, ihn im Allgemeinen weit weniger hasst als das nachfolgende Geschlecht. Seine Feinde haben sich eben besonders bemüht, die Jugend

gegen ihn einzunehmen. Sie konnten es, denn die Philosophen beherrschen alles. Sie geben den Kindern ihre Erzieher, den Vätern ihre Secretäre, den Müttern ihre Vertrauten. Alles geschieht in den Familien nach ihrer Anweisung. Sie leiten im Geheimen die Schulen und arbeiten im Sinne ihrer Gegner, der Jesuiten, indem sie an die Stelle der kirchlichen die philosophische Unduldsamkeit setzen.

In einer anderen Zeit würde es wohl nicht möglich gewesen sein, eine so allgemeine Erbitterung hervorzurufen. Aber die gegenwärtige Zeit ist recht eigentlich eine Zeit des Hasses und des Uebelwollens. Der rücksichtlose Egoismus ist von der Philosophie auf den Thron gesetzt worden, und diese bequeme Lehre hat sich die Jugend mit grossem Eifer angeeignet. Mit derselben Herrschsucht, die die Philosophen in ihren Schriften zeigen, treten ihre Jünger im Leben auf. Aus jenen Schriften hat sich Galle in die Herzen der Schüler ergossen. Alle treibt der Hass, es giebt keine Milde, keine aufrichtige Zuneigung mehr. Diese allgemeine Neigung zur Missgunst kam Jean-Jaques' Feinden zu Statten. Sie hätten sogar der allgemeinen Zustimmung sicher sein können, wenn sie ihn offen angegriffen und verfolgt hätten. Doch hätten sie in einem raschen Verfahren nicht genügende Befriedigung ihrer Rache gefunden. Auch scheuten sie sich davor, sich bloss zu stellen. Sie haben daher ein anderes Verfahren eingeschlagen, das ihrer Absicht besser entspricht. Ihr Meisterstück besteht darin, dass sie die Vorsichtmaassregeln, die sie zu ihrer eigenen Sicherheit anwandten,

als Schonung für ihr Opfer erscheinen liessen. Ein Firniss von Humanität deckt das schwarze Complot und verleitet das Publikum gänzlich, so dass ein Jeder sich beeilt, an dem guten Werke mitzuarbeiten. Jeder sagt sich: Ach, wie edelmüthig bin ich, denn ich verleumde ihn zu seinem Besten, ich beschimpfe ihn aus zarter Rücksicht.

Endlich ist in Betracht zu ziehen, dass doch sehr Viele, die sich an Jean-Jaques' Verfolgung betheiligen, nicht recht wissen, was sie thun. Die geschickten und mächtigen Urheber der Verfolgung haben nur wenige Personen in ihre Pläne eingeweiht. Die Meisten erfahren nur soviel, wie gerade nöthig ist, um ihre Mitwirkung zu erlangen. Es giebt vielleicht nicht zehn Personen, die das ganze Gewebe durchschauen, und von diesen zehn kennen höchstens drei ihr Opfer genau genug, um sicher zu wissen, dass sie einen Unschuldigen anschwärzen. Das Geheimniss des ersten Complotes besitzen nur zwei Männer, die zu schweigen wissen [Grimm und Diderot]. Die übrigen Mitschuldigen täuschen sich und glauben wirklich, dass Jean-Jaques ein Bösewicht sei. Drei Viertel der Verfolger würden sich an dem Treiben nicht betheiligen, wenn sie über seinen schändlichen Zweck besser unterrichtet wären. Jean-Jaques selbst weiss sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen der Canaille, der er in Motiers, in Trye und in Monquin überliefert war, und den Männern von Verdienst, die mehr getäuscht als verführt, zwar zu tadeln, aber auch zu beklagen sind. Gar manche mögen wohl im Stillen die Misshandlung

Jean-Jaques' verurtheilen und nur deshalb nicht hervortreten, weil sie sich nicht nutzlos blossstellen wollen.

Die Vorwürfe, die gegen Jean-Jaques erhoben werden, sind theils unsinnig und aus der Luft gegriffen, theils auf falsch ausgelegte Thatsachen begründet. Das erste gilt von den Anklagen der Giftmischerei, der Nothzucht, der Brutalität, der Ausschweifung, der cynischen Frechheit, der niedrigen Schuftereien. Das andere gilt von den Behauptungen, Jean-Jaques sei schroff, hochmüthig, rücksichtlos, er verschliesse seine Thüre allen Fremden, besonders den schmeichlerischen und thränenreichen Quidam's und den unerzogenen Lümmeln. Diese letzteren Vorwürfe veranlassen Rousseau zu einer längeren Auseinandersetzung. Rousseau ist selbst oft Zeuge davon gewesen, wie Jean-Jaques Besucher kurz und unfreundlich abfertigte. Ein kluger Heuchler würde anders gehandelt haben, Jean-Jaques aber weiss, dass fast Alle, die zu ihm kommen, die Ehrenhaftigkeit vor der Thüre lassen und ihn mit Schmeicheleien, mit Zudringlichkeiten aller Art betrügen und dann auszuhorchen suchen. Jean-Jaques weiss, dass sie alle zum Complot gehören, obwohl keiner es eingesteht, und doch lässt er sich noch oft genug von seiner thörichten Gutmüthigkeit verleiten, neue Verbindungen einzugehen. Er hofft, dass seine Geradheit und sein Freimuth endlich die steinernen Herzen öffnen werden, bis neue bittere Erfahrungen ihn überzeugen, dass alles umsonst ist. Dann beschliesst er, allem Verkehre zu entsagen und sich nicht durch falsche Höflichkeit den Verräthern gleichzustellen. Früher war er anders. Er

gab sich Allen hin und wurde von Allen geliebt. Ueberall, wo er früher gewohnt hat, haben die Bewohner des Ortes ihn mit Bedauern scheiden sehen, sogar in England weinte die Bevölkerung Wootton's bei seinem Abschiede. Aber die Herren und Damen vom Complot haben sich bemüht, die Erinnerung an all das auszulöschen, und es ist ihnen gelungen. Z. B. in Montmorency, wo man mit aufrichtiger Zuneigung, ja Verehrung an ihm hing, will niemand mehr etwas von ihm wissen, dank bestimmten Personen und den Vätern vom Oratorium, die, man weiss nicht warum, zu den eifrigsten Anhängern der Liga gehören.

Am bittersten ist es für Jean-Jaques, dass man ihm die Möglichkeit geraubt hat, sich seinen Mitmenschen nützlich zu erweisen. Die Bedürftigen lässt man nicht zu ihm, Denen aber, die sich zu ihm drängen, kann er nicht glauben. Ihre Mienen, ihre bald kriechende, bald unverschämte Art und Weise zeigen zu deutlich, wess Geistes Kind sie sind. Ebensowenig sind die unzähligen Briefe, die er erhält, aufrichtig. Sie strotzen von hohlen Declamationen und schliessen mit der Versicherung, dass der Absender sich umbringen werde, wenn er nicht bald eine befriedigende Antwort erhält. Giebt er ein Almosen: der Gleissner! Giebt er keins: der herzlose Mensch!

Jean-Jaques trägt unendlich schwer an seinem Schicksale, denn die Barbaren, die ihn quälen, wissen, wo er verwundbar ist, und treffen ihn da. Das eigentliche Ziel der Herren vom Complot ist, ihn allmählich zur Verzweiflung zu bringen, ihn unter dem Scheine

der Theilnahme und des Mitleids so lange zu peinigen, bis er sie von ihm befreit. Denn trotz des dreifachen Gürtels von Finsterniss, mit dem sie ihn umgeben haben, fürchten sie ihn. Selbst ein Ende zu machen, davor scheuen sie sich offenbar, sei es, dass sie fürchten, es möchte herauskommen, sei es, dass sie sich doch noch Skrupel machen, sei es, dass sie das Vergnügen, ihn zu quälen, nicht zu früh verlieren wollen. Das aber ist sicher, dass sie ihn zwingen wollen, durch eigene Hand zu sterben. Sie wissen, wie sehr sein Herz nach Liebe und Freundschaft verlangte: sie haben ihm keinen Freund gelassen. Sie wissen, dass er den Ruhm gering, die Ehre über alles schätzte: sie haben seinen Geist gepriesen und seinen Charakter geschmäht. Sie wissen, wie er offen bis zur Unbedachtsamkeit und Feind jeder Geheimthuerei war: sie haben ihn mit Geheimniss, Verrath, Lüge und Falschheit umgeben. Sie wissen, wie sehr er sein Vaterland liebte: sie haben ihn gezwungen, es zu hassen. Sie wissen, wie sehr er es beklagt, ein Schriftsteller gewesen zu sein: sie schicken unter seinem Namen Dutzende von Schundschriften in die Welt. Sie wissen, wie sein Herz für das arme Volk schlug: sie haben ihn dem Volke zum Greuel gemacht. Mit stillen, aber blutigen Beleidigungen, mit grausamen und höhnischen Blicken, mit Flüstern und Zischeln haben sie ihn aus jeder Gesellschaft, aus dem Theater, dem Café, von den öffentlichen Spazierwegen verjagt. Sie wollen ihn zwingen, dass er seine Wohnung nicht mehr verlässt, wo ihn ihre Knechte bewachen, bis ihm das Leben unerträg-

lich wird. Sie haben aber vergessen, dass das Bewusstsein seiner Unschuld ihn aufrecht erhält, und dass er zu entsagen weiss. Trotz Alter und Unglück hat sich seine Gesundheit befestigt, und die Ruhe der Seele scheint ihn zu verjüngen. Obwohl ihm keine Hoffnung bleibt, war er doch nie weiter von der Verzweiflung entfernt, als eben jetzt.

Das dritte Gespräch (Ueber den Geist der Schriften des Jean-Jaques. Schluss). Während im zweiten Gespräche der Franzose sich auf kurze Einwände und Bemerkungen beschränkt hat, ergreift er im dritten Gespräche das Wort und berichtet über den Eindruck, den des Jean-Jaques Schriften inzwischen auf ihn gemacht haben. Er erklärt, dass er sich über Jean-Jaques' Schicksal gar nicht mehr wundere, denn er habe alle Stände durch seine Ausfälle im höchsten Grade gereizt. Der Franzose hat die schlimmsten Stellen ausgezogen und liest sie Rousseau vor. Da ist alles zusammengestellt, was Jean-Jaques gegen die Schriftsteller, gegen die Aerzte, gegen die Grossen und Reichen, gegen die Damen, gegen die Engländer geschrieben hat. Ueber die Aerzte z. B. hat Jean-Jaques etwa Folgendes gesagt. „Ein hinfälliger Körper schwächt den Geist. Daher die Macht der Medicin, einer Kunst, die den Menschen viel mehr schadet als alle die Uebel, die sie zu heilen behauptet. Ich für meinen Theil weiss nicht, von welcher Krankheit uns die Aerzte heilen, aber ich weiss, dass sie uns arge Uebel bereiten: Feigheit, Kleinmuth, Todesfurcht. Wenn sie den Leib heilen, tödten sie den Muth. Was liegt daran, dass sie Leich-

namen auf die Beine helfen? Wir brauchen Männer, und solche sieht man nicht aus ihren Händen hervorgehen. Die Medicin ist bei uns in der Mode und das ist natürlich. Sie bietet den faulen Leuten Unterhaltung, die nicht wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen, und sie deshalb zu ihrer Conservirung verwenden. Wären sie unglücklicher Weise als Unsterbliche geboren worden, sie wären die elendesten aller Wesen. Ein Leben, dessen Verlust sie nie zu fürchten brauchten, wäre für sie ohne allen Werth. Diese Leute bedürfen der Aerzte, die sie erschrecken, um ihnen zu schmeicheln, und die ihnen täglich das einzige Vergnügen verschaffen, dessen sie fähig sind, nämlich das, nicht todt zu sein . . .*) In der Medicin machen die Menschen denselben Fehlschluss, den sie in der Philosophie machen: sie nehmen an, dass eine Krankheit, die behandelt wird, geheilt werde, und dass eine Wahrheit, die gesucht wird, gefunden werde. Sie sehen nicht ein, dass auf eine Heilung, die der Arzt bewirkt, hundert Todesfälle kommen, an denen er Schuld ist, und dass der Nutzen einer Wahrheit aufgewogen wird durch den Schaden des gleichzeitigen Irrthums. Die Wissenschaft, die belehrt, und die Medicin, die heilt, sind ohne Zweifel vortrefflich, aber die Wissenschaft, die täuscht, und die Medicin, die tödtet, taugen nichts. Lehrt uns sie unterscheiden! Darauf kommt es an. Könnten wir auf die Wahrheit verzichten, so wären wir niemals die Narren der Lüge, und wollten wir nicht

*) De te fabula narratur!

wider die Natur geheilt sein, so würden wir nicht durch die Hand des Arztes sterben. In beiden Fällen würde man durch Entsagung gewinnen. Ich bestreite nicht, dass die Medicin einzelnen Menschen Nutzen bringe, aber ich behaupte, dass sie dem menschlichen Geschlechte im Allgemeinen schädlich sei. Man wird mir entgegnen, wie man zu thun pflegt, dass der Arzt irrt, die Medicin selbst aber unfehlbar ist. Ganz vortrefflich! Aber möchte sie dann doch ohne den Arzt kommen, denn, wenn beide kommen, ist von dem Irrthume des Künstlers hundertmal mehr zu fürchten, als von der Hilfe der Kunst zu hoffen. . . Lebe der Natur gemäss, sei geduldig und schicke die Aerzte fort. Du wirst dem Tode nicht entgehen, aber du wirst ihn nur Einmal fühlen, anstatt, dass jene ihn dir täglich in die verstörte Seele tragen, und dass ihre lügnerische Kunst dein Leben nicht sowohl verlängert als verbittert. Ich frage immer, welchen wirklichen Nutzen diese Kunst den Menschen gebracht habe. Ja! Einige, von denen, die sie heilt, würden sterben, aber Tausende, die sie tödtet, würden am Leben bleiben. Verständiger Mann, setze nicht in diese Lotterie, welche mehr Nieten als Gewinne hat. Leide, stirb oder werde gesund, aber vor Allem lebe bis zu deiner letzten Stunde.“

Rousseau erwidert dem Franzosen, dass Jean-Jaques wohl Verfolgung erwartet habe wegen seines rücksichtlosen Freimuthes, nicht aber die Schmach, die ihn betroffen hat. Auch sei des Jean-Jaques Schicksal sicher nicht eine Wirkung seiner Schriften, sondern persönlichen Hasses. Es handelt sich um einen

Plan, der schon entworfen wurde, ehe Jean-Jaques berühmt war, um das Werk eines höllischen, aber scharfen Geistes, in dessen Schule der Verfolger Hiob's sich in der Kunst, unglücklich zu machen, hätte vervollkommnen können. Wäre dieser Mann [Grimm] nicht geboren worden, so hätte Jean-Jaques trotz der Kühnheit seiner Schriften ein zwar unglückliches, aber ruhmvolles Leben geführt. Ein so entsetzliches Unternehmen, wie das gegen Jean-Jaques ins Werk gesetzte, hätten auch Die, die an der Ausführung mit dem grössten Eifer theilnehmen, nicht ersonnen. Das französische Volk, obwohl es Jean-Jaques mit Schimpf und Schande überhäuft, ist solcher Bosheit nicht fähig.

Das möge nun so oder so sein, meint der Franzose, auf jeden Fall seien des Jean-Jaques Schriften der Art, dass der allgemeine Hass gegen ihn sehr begreiflich werde. Die Wunden, die seine Aeusserungen schlagen, schliessen sich nicht. Der Franzose kann auch daran nicht zweifeln, dass Die, die sich als Jean-Jaques' Gönner und Freunde bezeichnen, obwohl auch sie bis ins Herz getroffen wurden, Heuchler und Betrüger sind. Ihr hinterhaltiges Benehmen hat sie ihm längst verdächtig gemacht, ihr auf die Lüge gegründetes System hat sein früheres Vertrauen zu ihnen erschüttert. Er sieht jetzt ein, dass sie ihn betrogen haben, dass sie ihm von Jean-Jaques' Schriften eine ganz falsche Vorstellung beigebracht haben. Er glaubt daher das, was sie ihm über Jean-Jaques' Person gesagt haben, nicht mehr und hält die Schilderung, die Rousseau ihm

entworfen hat, für die richtige. Der Mensch, den Rousseau beschreibt, und die Schriften, die er selbst gelesen hat, stimmen zusammen. Dies führt er im Einzelnen aus und er schliesst mit dem Bedauern darüber, dass er früher Jean-Jaques ungerecht beurtheilt hat.

Rousseau ist über des Franzosen Bekehrung sehr erfreut und fordert ihn auf, mit ihm zu Jean-Jaques zu gehen. Jean-Jaques muss wissen, wessen man ihn beschuldigt, damit er seine Unschuld darthun könne.

Davon aber will der Franzose nichts hören. Er wolle sich nicht opfern für Jemand, dem nicht mehr zu helfen sei. Jean-Jaques darf keine Hoffnung hegen, ihn würde selbst ein Engel des Himmels vergeblich zu retten suchen. Seine Verfolger haben die Zeit und die Mittel gehabt, sich für alle Fälle vorzusehen; was immer geschehen mag, der Erfolg ihres Unternehmens ist gesichert. Die Urheber des Complotes, an dessen Ausführung sich alle Stände ohne Ausnahme betheiligen, haben soviel Mühe, Sorgen, Arbeit, Zeit, Ausgaben aufgewendet, dass, wenn sie nur die Hälfte davon für einen guten Zweck verwendet hätten, sie mit geringeren Kosten unsterblichen Ruhmes theilhaft geworden wären. [Zu diesem Satze gehört eine Fussnote: „Man wird mir sicherlich vorwerfen, dass ich mir übertriebene Wichtigkeit beilege. Ach, wenn ich in den Augen der Anderen keine grössere hätte als in den meinigen, so wäre mein Schicksal weniger beklagenswerth".] Da Richter und Zeugen zum Complot gehören, würde selbst eine öffentliche Vertheidigung dem Jean-Jaques nichts nützen.

Rousseau muss das zu seinem Bedauern zugeben. Auch weiss er, dass Jean-Jaques die Hoffnung, sich vor seinen Zeitgenossen gerechtfertigt zu sehen, längst aufgegeben hat. Er hegt kaum noch den Wunsch, dass die allgemeine Meinung sich ändern möge. Nachdem sie solange Vergnügen daran gefunden haben, ihn unter barbarischen Liebkosungen zu beschimpfen, könnten die Beweise ihrer Achtung keinen Werth mehr für ihn haben. Nie könnte er ihre Treulosigkeit und Falschheit, ihre Ungerechtigkeit und Gemeinheit vergessen. Mögen sie fortfahren, ihn zu hassen und zu schmähen. Es liegt ihm wenig daran, und es würde ihn noch weniger kümmern, wenn er nur Einen Menschen fände, der ihm aufrichtig zugethan wäre. Diesen Trost will Rousseau dem Unglücklichen gewähren, und er hofft, dass auch der Franzose sich dazu entschliessen werde. Stehen sie Beide ihm zur Seite, so mögen die Verfolger immerhin triumphiren, Jean-Jaques wird durch der beiden Freunde Achtung für die Geringschätzung der Welt entschädigt sein. In Wirklichkeit bedauert Jean-Jaques seine Feinde und hält sie für unglücklicher als sich selbst. Sie haben die Ruhe ihres Lebens dem Hasse geopfert und in der Angst, entlarvt zu werden, leben sie dahin. Jean-Jaques aber hat sich den Frieden seiner Seele bewahrt, er fürchtet nichts mehr, kein Angriff kann ihn aus seiner Gelassenheit bringen. Auch zweifelt er nicht, dass die Zeit endlich die Lüge aufdecken und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen werde. Aber er verlangt nicht, dass es während seines Lebens geschieht, noch dass seine Verfolger bestraft

werden. Nur dass es überhaupt geschieht, ist nöthig, denn sonst würde sein Schicksal den Bösen als Beispiel dafür dienen, dass die Ehre jedes Unschuldigen ihnen preisgegeben ist, und die Menschen würden an der Gerechtigkeit verzweifelnd zu Dämonen werden, die einander quälen und zerfleischen. Eine Zeit wird kommen, zu der man vor dem Jahrhundert, in dem Jean-Jaques lebte, eben den Abscheu hegen wird, den dieses Jahrhundert ihm bezeugt, und zu der das Complot, dessen Urheber gleich dem Herostrat unsterblich sein wird, erkannt werden wird als ein Meisterstück des Genies und mehr noch der Bosheit.

Der Franzose wünscht zwar auch, dass die Ehre Jean-Jaques' wiederhergestellt werde, aber er wagt nicht, es zu hoffen. Dass die Zeit die Wahrheit immer an den Tag bringe, ist in keiner Weise bewiesen. Wer das Complot genauer kennt, wird wenig von der Zukunft erwarten. Die Liga ist zu stark, zu zahlreich, zu eng verbunden, als dass sie sich leicht auflösen sollte. So lange sie aber besteht, wird Niemand wagen, ihr nur der Gerechtigkeit wegen untreu zu werden. Die Leiter des Ganzen sind unablässig thätig, sie bringen alles in Schick, sie beseitigen alle Widersprüche. Sie arbeiten eifrig an einer umfassenden Sammlung der lügenhaften Anekdoten, die über Jean-Jaques erzählt werden; sie soll nach seinem Tode erscheinen. Erfindet nur immer, sagen sie zu den untergeordneten Gliedern der Liga, wir arrangiren dann alles und bilden aus euren Geschichtchen eine dauerhafte Geschichte mit soviel Kunst und Geschicklichkeit, dass

die öffentliche Meinung für alle Zeiten festgelegt sein wird. Zugleich lassen sie es sich angelegen sein, zu verhindern, dass etwa der Eindruck seiner Schriften den Jean-Jaques bei der Nachwelt zu Ehren bringen könnte. Sie können zwar diese unbequemen Zeugnisse nicht vernichten, aber sie fälschen sie geradezu. Jean-Jaques hat jedes seiner Bücher nur in einer Ausgabe erscheinen lassen. Diese wenigen Stücke werden mit der Zeit verschwinden, und die Fälschungen werden ihren Platz einnehmen. Man hat schon versucht, Jean-Jaques dadurch zu kirren, dass man Buchhändler mit glänzenden Anerbietungen zu ihm schickte, um ihn zu neuen Ausgaben zu bestimmen. Das Publikum würde dann glauben, eine vom Verfasser autorisirte Ausgabe vor sich zu haben, in Wirklichkeit aber würden, ohne dass Jean-Jaques es merkte, nur gefälschte Schriften verbreitet werden. Jean-Jaques hat alle diese Anerbietungen abgelehnt, sei es aus Trägheit, sei es, weil er Wind von der Sache bekommen hatte. Nun geht man ohne seine Zustimmung vor. Wie man sagt, soll eine neue Ausgabe seiner Schriften mit schönem Drucke auf schönem Papier in Brüssel erscheinen. Man wird in ganz Europa ihre Genauigkeit und Treue rühmen, aber sie wird den echten Schriften Jean-Jaques' gleichen, wie etwa das von Freund Hume bestellte Bild ihm glich. Kurz, die Liga wird auch nach dieser Seite hin ihren Zweck erreichen. Das Beste, was man Jean-Jaques rathen kann, ist, nichts zu sagen und nichts zu thun. Er soll sich durch kein Zureden, durch keine Anerbietungen bewegen lassen, in irgend ein Unternehmen

einzutreten, denn alles wird ihm zum Schaden gereichen. Er hat z. B. die Schrift über Polen auf den dringenden Wunsch des Grafen Wielhorski hin rein im Interesse der guten Sache geschrieben. Er hält den Grafen auch jetzt noch für einen Ehrenmann, obwohl er bei einer Unterredung, in der der Graf ihm mittheilte, dass ein gehässiger Artikel über ihn erschienen sei, aus dem Blicke des Grafen erkannte, er halte ihn, Jean-Jaques, für den Verfasser. Aber wenn Rousseau wüsste, durch wen, für wen und zu welchem Zwecke in Wirklichkeit jene Schrift verlangt worden ist, welchen Gebrauch man von ihr gemacht hat (sie ist in die Hände d'Alembert's gefallen), dann würde er zugeben, dass Jean-Jaques besser gethan hätte, das gute Werk nicht zu unternehmen. Es ist der gegenwärtigen Zeit ein methodischer Geist eigen. Die öffentliche Meinung, die früher hin und her schwankte, wird, seitdem die philosophische Secte sich mit den Machthabern verbündet hat, nach bestimmten Zielen geleitet. Sie haben Jean-Jaques benutzt, um an ihm ihre Macht zu erproben, und der glänzende Erfolg hat sie gelehrt, dass sie die Herren der Gesellschaft sind. Sie haben die Jesuiten vertrieben und herrschen nun in deren Geiste. Ihr intoleranter Atheismus hat alle Köpfe unterjocht. Niemand fürchtet sich mehr vor dem anderen Leben und niemand wird sich deshalb Gewissensbisse über Jean-Jaques' trauriges Schicksal machen.

Rousseau will noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Da der Franzose bekehrt worden ist, sind auch andere Bekehrungen möglich. Jean-Jaques selbst denkt nicht

so pessimistisch wie der Franzose, er weiss, dass Viele nur getäuscht sind, und dass sie sich, wenn die Wachsamkeit der Leiter des Complotes nachliesse, der Wahrheit öffnen würden. Die sitten- und gewissenlose Gegenwart wird einer besseren Zeit Platz machen. Dann wird die jetzt leichthin entschiedene Frage einer neuen sorgfältigeren Prüfung unterzogen werden, und schliesslich wird die Wahrheit, Jean-Jaques' Unschuld, an den Tag kommen. Bis dahin aber gilt es, vorzuarbeiten, alle möglichen Aufklärungen zu sammeln und so das Werk der Vorsehung anzubahnen. Rousseau fordert den Franzosen auf, mit ihm in der Stille alle geeigneten Beobachtungen zu sammeln, den geheimen Umtrieben der Liga nachzugehen, die eigenen Bemerkungen aufzuzeichnen und so einen Leitfaden für die kommenden Geschlechter vorzubereiten. Sie dürfen dies um so zuversichtlicher thun, als Jean-Jaques nicht zögern wird, ihnen vertrauensvoll sein Herz zu öffnen und ihnen alle Mittheilungen zu machen, die geeignet sind, einzelne dunkle Fragen zu beleuchten.

Diesmal stimmt der Franzose Rousseau bei. Zwar ist auch dieses Unternehmen nicht ohne Gefahr, aber es liegt ihm daran, sein Unrecht gegen Jean-Jaques gut zu machen und er ist deshalb bereit, ihn von Zeit zu Zeit mit der nöthigen Vorsicht zu besuchen. Er weiss, dass alle die Papiere, die Jean-Jaques zu verschiedenen Zeiten mit mehr Vertrauen als Wahl da und dort deponirt hat, in die Hände seiner Verfolger gefallen und zum Theile vernichtet, zum Theile gefälscht worden sind. Sollte Jean-Jaques noch Papiere besitzen,

so will er es wagen, sie zu bergen. Das ist alles, was man für Jean-Jaques thun kann.

Es ist auch alles, erwidert Rousseau, was Jean-Jaques verlangt. Die Hoffnung, dass sein Andenken eines Tages zu Ehren kommen werde, ist die einzige, die ihm geblieben ist. Wenn er ausserdem sieht, dass zwei ehrliche Menschen sich seiner annehmen, seine Einsamkeit theilen und ihm dereinst die Augen zudrücken wollen, so werden alle seine Wünsche erfüllt sein.

Als Epilog folgt die „Geschichte der vorhergehenden Schrift“. Rousseau spricht darin wieder in der ersten Person von sich. Er schildert, wie er nach vierjähriger Arbeit „die Gespräche“ beendigt hat und wie er am Ende der peinlichen Arbeit von dem Gedanken gequält wurde, dass er Niemand seine Schrift anvertrauen könne. Zwanzig Jahre der Erfahrung hatten ihn gelehrt, dass er weder Rechtlichkeit, noch Treue von den sogenannten Freunden zu erwarten habe. Insbesondere hat ihn der Verrath des Freundes, dem er die Handschrift seiner Bekenntnisse anvertraut hatte und der das Pfand zu einem Werkzeuge der Verleumdung gemacht hatte [Duclos], empört. Was war danach von den Anderen zu erwarten? Ihnen die Handschrift übergeben, hiess, sie geradenwegs den Verfolgern überliefern. An den Menschen verzweifelnd beschloss Rousseau, sich der Vorsehung allein anzuvertrauen und eine Abschrift seines Werkes auf dem Altar einer Kirche niederzulegen. Um diesen Schritt so feierlich wie möglich zu machen, wählte er den grossen

Altar der Kirche Notre-Dame. Vielleicht möchte die Nachricht von seiner Handlungsweise bis zu den Ohren des Königs dringen und diesen veranlassen, sich der Handschrift anzunehmen. Während er die Abschrift anfertigte, legte er sich seinen Plan zurecht. Er wusste, dass am Sonnabend vor dem Hochaltar in Notre-Dame eine Motette gesungen wurde, und dass während dieser Zeit das Chor leer war. Er konnte dann in dieses eintreten und ungehindert bis zum Altar gelangen. Er ging wiederholt in die Kirche, um sich die Oertlichkeit recht genau anzusehen. Endlich war die Abschrift fertig. Rousseau packte sie ein und schrieb auf den Umschlag folgende Worte: „Der Vorsehung übergebenes Depositum. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit, empfange dieses Depositum, das auf deinen Altar niederlegt und deiner Vorsehung anvertraut ein unglücklicher Fremder, allein, ohne Stütze, ohne Vertheidiger auf der Erde, beleidigt, verhöhnt, verleumdet, verrathen von einer ganzen Generation, seit fünfzehn Jahren das Opfer einer Behandlung, die schlimmer ist als der Tod, und überladen mit bis dahin unerhörter Schmach, ohne doch je die Ursache erfahren zu haben. Jede Erklärung wird mir verweigert, jede Verbindung wird mir abgeschnitten. Ich erwarte von den Menschen, die ihre eigene Ungerechtigkeit erbittert, nichts mehr als Beleidigungen, Lügen und Verrath. Ewige Vorsehung, auf dir ruht meine Hoffnung. Nimm gnädig mein Depositum unter deinen Schutz, lass es in junge und treue Hände kommen, die es ohne Fälschung einer

besseren Generation überliefern, damit diese mein Schicksal beklage und erfahre, wie von der jetzigen ein Mann behandelt wurde, der ohne Galle und Verstellung war, ein Feind der Ungerechtigkeit, aber geduldig, sie zu ertragen, der niemals Jemand böses gethan, gewünscht oder vergolten hat. Keiner hat, ich weiss es, das Recht, auf ein Wunder zu hoffen, selbst die unterdrückte und verkannte Unschuld nicht. Da Alles früher oder später zur Ordnung zurückkehren muss, genügt es, zu warten. Wenn also meine Arbeit verloren ist, wenn sie meinen Feinden ausgeliefert und von ihnen zerstört oder gefälscht werden soll, wie es unvermeidlich zu sein scheint, so werde ich trotzdem auf deine Hilfe hoffen, ob ich gleich Zeit und Mittel nicht kenne. Nachdem ich, wie es meine Pflicht war, gethan habe, was in meinen Kräften stand, warte ich mit Vertrauen, verlasse mich auf deine Gerechtigkeit und ergebe mich in deinen Willen“. An einem Sonnabend, am 24. Februar 1776, begab sich Rousseau Nachmittags zwei Uhr mit seinem Packet nach Notre-Dame. Als er durch eine der Seitenpforten eintreten wollte, fand er sie zu seinem Erstaunen verschlossen. Er trat daher durch eine andere Thüre in das Schiff der Kirche und sah sich nun einem verschlossenen Gitter gegenüber, das ihm den Eintritt zum Chor verwehrte. Als er das Gitter erblickte, fühlte er sich von einem Schwindel ergriffen wie Jemand, den der Schlag rührt, und diesem Schwindel folgte eine solche Umwälzung seines ganzen Wesens, wie er sie noch niemals empfunden hatte. Das ganze Aussehen der Kirche

erschien ihm verändert, so dass er zweifelte, ob er wirklich in Notre-Dame sei, und mit Mühe sich zurecht zu finden suchte. In den sechsunddreissig Jahren seines Pariser Aufenthaltes war er sehr oft in Notre-Dame gewesen, stets hatte er den Zugang zum Chore offen gefunden, niemals ein Gitter oder eine Thüre bemerkt. Er war um so erstaunter über die Hindernisse in seinem Wege, als er Niemand von seinem Vorhaben etwas gesagt hatte, und glaubte in der ersten Aufregung, dass der Himmel selbst an dem Werke der menschlichen Ungerechtigkeit Theil nehme. Rasch verliess er die Kirche, entschlossen, sie nie wieder zu betreten, und lief in seiner Erregtheit durch die Strassen, ohne zu wissen, wo und wohin, bis die Ermüdung und die Nacht ihn zwangen, todmatt und ausser sich vor Schmerz nach Hause zurückzukehren. Bald jedoch beruhigte er sich und sagte sich, dass sein Unternehmen eigentlich sehr thöricht gewesen war. Er hatte kein Wunder verlangen wollen, und doch wäre ein solches zum Gelingen nöthig gewesen. Der Gedanke, dass seine Schrift geradenwegs dem jungen Könige zu Händen gekommen wäre, erschien ihm selbst so verrückt, dass er sich wunderte, wie er ihn habe fassen können. Vielmehr würde man die in der Kirche niedergelegte Schrift unausbleiblich seinen grausamsten Verfolgern überantwortet haben. Das Misslingen seines Planes erschien nun Rousseau als eine Wohlthat des Himmels. Es fiel ihm ein, dass einer seiner ältesten Bekannten vor kurzer Zeit nach Paris gekommen war [der Philosoph Condillac]. Das war

offenbar ein Wink der Vorsehung, der ihm den richtigen Depositar zeigte. Jener Mann war zwar Philosoph, Schriftsteller, Akademiker und aus einer Provinz, deren Bewohner nicht gerade für die Redlichsten gelten, doch was konnten solche Vorurtheile bedeuten, da Rousseau von der Rechtschaffenheit seines alten Freundes überzeugt war und der Himmel selbst auf ihn hinwies. Rousseau ging also zu ihm und fand nicht ohne Mühe seine Wohnung. Mit klopfendem Herzen übergab er dem Freunde seine Handschrift, und dieser versicherte, er werde nur einen ehrenhaften Gebrauch von dem Depositum machen, eine, wie es Rousseau schien, sehr überflüssige Erklärung. Vierzehn Tage später besuchte Rousseau den Freund wieder, fest überzeugt, dass der Augenblick gekommen sei, in dem der Schleier von seinen Augen fallen und er auf die eine oder die andere Weise die Aufklärung erhalten werde, die das Lesen seiner Schrift zur Folge haben müsse. Aber nichts von dem, was er erwartete, geschah. Jener sprach von der Schrift, wie von einem literarischen Werke, über das Rousseau sein Urtheil erbeten hätte. Er sprach von Umstellungen, die vorzunehmen seien, um den Stoff besser zu ordnen. Aber er sagte nichts von dem Eindrucke, den die Schrift auf ihn gemacht hatte, noch auch, was er von ihrem Verfasser denke. Dagegen schlug er vor, eine correcte Ausgabe von Rousseau's Werken zu veranstalten, und erbat sich Rousseau's Anweisungen dazu. Dieser Vorschlag, der ihm wiederholt von den Leuten seiner Umgebung gemacht worden war, brachte Rousseau auf den Gedanken, dass

der Freund ebenso gesinnt sei wie die Feinde. Er nahm zwar seine Handschrift nicht zurück, wie der Andere vorschlug, aber er bat, sie einem jüngeren Manne zu übergeben, der Rousseau und seine Verfolger überleben und dereinst die Schrift, ohne Jemand zu verletzen, veröffentlichen könnte. Rousseau wollte kein entscheidendes Urtheil über seinen Depositar abgeben, aber er sagte sich, dass er seinen Zweck verfehlt und wahrscheinlich Mühe und Depositum verloren habe. Doch verlor er den Muth nicht. Offenbar hatte er eine unpassende Wahl getroffen. Ein Franzose musste sich ja scheuen, die Ungerechtigkeit seiner Nation zu offenbaren. Ein älterer Mann war zu klug, um für einen Unterdrückten einzutreten. Rousseau hätte gar keinen weniger geeigneten Depositar finden können, als den gewählten. Es galt nun einen neuen Versuch. Alsbald begann er eine neue Abschrift anzufertigen. Während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, erhielt er den Besuch eines jungen Engländers, der in Wootton sein Nachbar gewesen war. Wie alle Unglücklichen, meint Rousseau, sah er in jedem Ereignisse die ausdrückliche Weisung des Schicksals. Er sagte sich: Hier ist der Depositar, den die Vorsehung gewählt hat. Er ist jung, fremd, ohne Verbindung mit der Liga. Es ist unmöglich, den Finger Gottes nicht zu erkennen. Er gab dem jungen Manne die Abschrift, soweit sie fertig war*), und versprach, den Rest im nächsten Jahre zu

*) [Der Depositar, Brooke Boothby, hat das erste Gespräch 1780 zu London veröffentlicht und eine begeisterte Vorrede dazu geschrieben.]

liefern, wenn jenen, wie zu erwarten war, die Liebe zur Wahrheit wieder in seine Nähe führen würde. Jedoch, kaum war der Engländer abgereist, als Rousseau sehr bedenklich wurde. Er wusste doch, dass Jeder, der ihn besuchte, von seinen Feinden abgeschickt war. Es war unzweifelhaft: alle Maassregeln waren falsch gewesen, alle Sorgen nutzlos. Nun tauchte ein neuer Gedanke auf, von dessen Ausführung er sich eine bessere Wirkung versprach. Er beschloss, ein an die französische Nation gerichtetes Rundschreiben zu verfassen, davon mehrere Abschriften zu machen und sie auf Promenaden und Strassen an diejenigen Unbekannten zu vertheilen, deren Gesichtsausdruck ihm am meisten zusagte. Das Schreiben war gerichtet: „An jeden Franzosen, der noch Gerechtigkeit und Wahrheit liebt," und lautete: „Franzosen! Ehemals liebenswürdige und sanfte Nation, was ist aus euch geworden? Wie habt ihr euch verändert gegen einen unglücklichen Fremden, der allein, auf eure Gunst angewiesen, ohne Stütze, ohne Vertheidiger ist, der aber des letzteren bei einem gerechten Volke nicht bedurfte, gegen einen Mann ohne Verstellung und Hass, einen Feind der Ungerechtigkeit, der sie geduldig erträgt, der seit fünfzehn Jahren von euch durch den Koth der Schmach und Verleumdung geschleppt wird, der sich von Allen um die Wette mit bis dahin unerhörten Unwürdigkeiten überhäuft sieht, ohne jemals auch nur im Geringsten die Ursache erfahren zu haben. Das ist also euer Freimuth, eure Sanftmuth, eure Gastlichkeit? Gebt den alten Namen der Franken auf, er muss euch

erröthen lassen. Der Verfolger Hiob's hätte viel von Denen lernen können, die euch in der Kunst, einen Sterblichen unglücklich zu machen, anleiten. Sie haben euch überredet, ich zweifle nicht daran, sie haben euch sogar bewiesen (was ja immer leicht ist, wenn man sich vor dem Angeklagten verbirgt), dass ich alle diese unwürdigen Misshandlungen, die hundertmal schlimmer als der Tod sind, verdiene. In diesem Falle muss ich auf Weiteres verzichten, denn weder erwarte ich, noch wünsche ich von ihnen oder von euch eine Gnade. Das, was ich wünsche, und was mir zum mindesten zukommt nach einer so grausamen und so schimpflichen Verurtheilung, ist, dass man mir endlich sage, welche meine Verbrechen sind, wie und durch wen ich gerichtet worden bin. Warum muss ein so öffentliches Scandal für mich allein ein undurchdringliches Geheimniss sein? Wozu dienen soviel Kniffe, soviel Ränke, soviel Verrath und Lüge, die aufgewendet werden, um dem Schuldigen seine Verbrechen zu verbergen, ihm, der sie besser als jeder andere kennen muss, wenn er sie wirklich begangen hat? Aus Gründen, die ich nicht verstehe, nehmt ihr mir ein Recht, das man noch nie einem Verbrecher vorenthalten hat. Seid ihr entschlossen, den Rest meiner trüben Tage mit Angst, Schmach und Hohn zu füllen, ohne mir zu sagen warum, ohne meine Klagen, meine Gründe anzuhören, ohne mir zu reden zu gestatten, dann will ich statt jeder Vertheidigung mein Herz, das keinen Trug kennt, und meine Hände, die rein von Schuld sind, zum Himmel erheben und bitten, nicht, dass er, grausames Volk,

an dir mich räche und dich strafe (ach, möchte er alles Uebel und allen Irrthum von euch nehmen), sondern dass er bald meinem Alter eine bessere Zufluchtstätte biete, wo eure Beleidigungen mich nicht mehr erreichen. Nachschrift. Franzosen, man bethört euch mit einem Wahne, der bei meinen Lebzeiten nicht aufhören wird. Aber wenn ich nicht mehr bin, wenn der Anfall vorüber ist, wenn euer Zorn nicht mehr angefacht wird, und die natürliche Billigkeit wieder zu euren Herzen spricht, dann werdet ihr, hoffe ich, richtiger urtheilen über alle die Thatsachen, Aussagen und Schriften, die man mir zuschreibt, indem man sich höchst sorgfältig vor mir verbirgt, über das, was man euch von meinem Charakter gesagt hat, über das, was man euch mir hat anthun lassen aus Güte für mich. Dann werdet ihr sehr erstaunt sein und dann werdet ihr, weniger als jetzt mit euch zufrieden, den Inhalt dieses Schreibens interessanter finden, als er euch jetzt erscheint. Wenn endlich diese Herren als Gipfel aller ihrer guten Werke die Lebensgeschichte des Unglücklichen, den sie vor Schmerz sterben lassen, veröffentlicht haben werden, diese unparteiliche und getreue Lebensgeschichte, die sie seit langer Zeit mit soviel Heimlichkeit und Eifer vorbereiten, dann werdet ihr, ehe ihr ihren Aussagen und Beweisen Glauben schenkt, prüfen, wo die Quelle so vielen Eifers ist, was der Beweggrund zu so viel Arbeit war, und wie sie sich während meines Lebens gegen mich verhalten haben. Wenn ihr diese Prüfung sorgfältig ausgeführt habt, so möget ihr, ich erkläre es, da ihr einmal über mich

richten wollt, ohne mich zu hören, nach ihrem eigenen Werke zwischen ihnen und mir richten.“ Rousseau liess sich die Mühe nicht verdriessen, von diesem Schreiben viele Abschriften anzufertigen. Bei der Vertheilung aber stiess er auf ein neues Hinderniss, das er nicht vorhergesehen hatte. Die, denen er das Schreiben darbot, weigerten sich, es anzunehmen. Er konnte sich nicht denken, dass bei der Aufschrift, die es trug, Jemand wagen werde, es zurückzuweisen. Doch fast Niemand nahm es an. Alle erklärten, nachdem sie die Aufschrift gelesen, mit einer Unbefangenheit, die Rousseau trotz seines Schmerzes zum Lachen brachte, dass das nicht ihre Adresse sei. Sie haben Recht, sagte er, indem er das Schreiben zurücknahm, ich sehe, dass ich im Irrthume war. Es war das einzige aufrichtige Wort, das er seit fünfzehn Jahren aus dem Munde eines Franzosen gehört hatte. Abermals enttäuscht, gab er doch seine Bemühungen noch nicht auf. Wenn ein Unbekannter um die Erlaubniss bat, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen, so schickte er ihm eine Abschrift seines Rundschreibens mit dem Bemerken, dass die Gewährung des Wunsches von der klaren und bestimmten Beantwortung des Schreibens abhänge. Auch hatte er immer Abschriften zur Hand, wenn er gelegentlich mit Jemand zusammentraf, der ihm vertrauenswerth zu sein schien. Alle Versuche waren erfolglos. Die unbestimmten, zweideutigen Antworten, die er erhielt, dienten nur dazu, die bodenlose Falschheit der Befragten ausser Zweifel zu stellen. Dieser letzte Misserfolg betrübte ihn weniger als die

vorhergehenden. Er lehrte ihn, dass sein Schicksal unabänderlich sei, dass es zwecklos sei, gegen die Nothwendigkeit anzukämpfen, und dass er Trost nicht draussen, sondern in sich selbst zu suchen habe. Mögen die Menschen denn fortfahren, ihn für einen Schurken und Bösewicht zu halten, er bleibt darum doch der rechtschaffene Mann, der er stets gewesen ist. Er kennt den Werth oder Unwerth der öffentlichen Meinung zu genau, als dass er sich ihrem Joche auf Kosten seiner Seelenruhe unterwerfen sollte. Gelingt es, die kommenden Geschlechter über ihn zu täuschen, so kann ihm auch das gleichgiltig sein. Er wird mit ihnen nicht zu leben haben und nicht das Opfer ihres Irrthums sein. Zu seinem ewigen Heile ist die Anerkennung der Menschen nicht nötig, und der Himmel hat Mittel, ihn für sein trauriges Loos zu entschädigen. Losgelöst von Allem, was ihn an die Erde und an die Thorheit der Menschen fesselte, fügt er sich darein, für immer verkannt zu sein. In diesem Leben das Opfer des Irrthums und der Lüge sieht er der Stunde seiner Befreiung ruhig entgegen. Nichts, auch die Unruhe der Hoffnung nicht, soll mehr den Frieden seiner Seele trüben. Zwar wird er die erste Regung des Unwillens und der Empörung nie unterdrücken können, aber die Aufregung ist vorübergehend, die Ruhe dauernd. Die Hoffnung ist erloschen, aber das Bewusstsein der Pflicht nicht. Er will sich nicht mehr anstrengen, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, aber, solange er lebt, will er Denen die Mittel bieten, die etwa nach der Wahrheit verlangen. Er will den

Rest des Lebens, den er noch vor sich sieht, nicht dazu verwenden, möglichst viele Abschriften seines Werkes anzufertigen und sie da und dort niederzulegen, denn das würde doch zu nichts führen. Er wird sich mit einer Abschrift begnügen, aber er wird sie allen Denen mittheilen, von denen er ein halbwegs ehrliches und selbständiges Urtheil erwarten kann. Die Leute werden ihn anhören und ihn dann wohlwollend bedauern, weil er alles so schwarz sehe, was doch so weiss ist. Aber vielleicht wird Einer der Wahrheit zugänglich sein, und den wird er dann an untrüglichen Zeichen erkennen. Den wird er zu seinem Depositar wählen und ihm wird er auch seine übrigen Papiere anvertrauen. Findet sich jedoch ein solcher verständiger Mann nicht, so wird wenigstens der Eine oder der Andere sich nach Rousseau's Tode möglicherweise seiner Mittheilungen erinnern und sie im Interesse der Gerechtigkeit verwerthen.

X.

Als die grosse Erregung, von der die Nachschrift zu den Gesprächen erzählt, vergangen war, hatte der Kampf Rousseau's mit der Welt ein Ende. Die Resignation, die anfänglich wohl nur ein Deckmantel seiner Schmerzen gewesen war, wurde ihm mehr und mehr eigen, und er gewann, indem er sein trauriges Schicksal als unabänderlich betrachtete, die Ruhe, ja zeitweise die Heiterkeit der Seele wieder. Freilich ist die Ruhe, um die es sich hier handelt, in Wirklichkeit Ausdruck der Erschöpfung. Die Kraft zu Widerstand und Streit ist aufgezehrt, und die ermattete Seele täuscht sich selbst, indem sie ihre Entsagung als Ergebniss der Ueberlegung betrachtet. Wie es in der Regel ist, war auch bei Rousseau die Stimmung trotz der Resignation keine ganz gleichmässige, sondern allmählich schwächer und kürzer werdende Aufregungen unterbrachen die Stille.

Wir sind in Beziehung auf die letzten Lebensjahre Rousseau's fast ausschliesslich auf die Berichte der Zeitgenossen angewiesen. Einige derer, die ihn in seiner Zurückgezogenheit aufzusuchen pflegten, haben nach seinem Tode ihre Erinnerungen an ihn

veröffentlicht, und hauptsächlich ihre Schilderungen liegen dem letzten Theile der Lebensgeschichte Rousseau's zu Grunde. Der Vertrauenswertheste dieser Berichterstatter ist Bernardin de St. Pierre. Er schildert die dürftig ausgestatteten Mansardenstübchen, in denen der Philosoph wohnte, seine gleichmässige, einfache Lebensweise, seine Spaziergänge, seine Aeusserungen über Menschen und Dinge. Er weiss seine Liebenswürdigkeit und kindliche Einfalt, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit nicht genug zu rühmen. Er sowohl wie andere Beobachter betonen, dass Rousseau nie über Jemand Böses gesagt und selbst von seinen Gegnern nur in achtungsvoller Art gesprochen habe. Unter Anderem erwähnt Bernardin de St. Pierre, dass Rousseau sich Vorwürfe über seine Ausfälle gegen die Aerzte gemacht habe; unter allen Gelehrten seien doch diese die kunst- und kenntnissreichsten. Ueber die krankhaften Zustände spricht Bernardin de St. Pierre wenig. Einmal, berichtet er, habe sich Rousseau gegen ihn wegen seiner Schroffheit entschuldigt: „es giebt Tage, an denen ich allein sein will . . . ich mag die Intimität nicht mehr, ich habe mein Herz verschlossen . . . die Verstimmung überwältigt mich, zwar suche ich sie eine Zeit lang zu beherrschen, dann aber geht mir die Kraft aus". Bernardin schildert auch die leibliche Erscheinung des alten Dichters: Er war mittelgross und mager. Die eine Schulter stand etwas höher als die andere, wohl in Folge der Schreibarbeit. Im Uebrigen war er wohlgewachsen. Die Hautfarbe war dunkel, die Wange

leicht geröthet, Mund und Nase feingebildet, die Stirn gewölbt und hoch, das Auge feurig. Tiefe Furchen zogen vom Nasenflügel zum Mundwinkel, und auch die tiefgefurchte Stirn, die tiefliegenden Augen weckten den Gedanken an Melancholie. Aber unzählige Fältchen um die Augen sprachen von Heiterkeit und Witz; seine Augen verschwanden ganz, wenn er lachte. War er erregt, so drückte sein Gesicht auf das Lebhafteste seinen Gemüthzustand aus, in der Ruhe aber sprach aus seinen Augen etwas Liebenswürdiges, Feines, Rührendes, das Mitleid und Verehrung zugleich erweckte. Eingehender behandelt Corancez die geistige Störung Rousseau's. Von den Anekdoten, die er mittheilt, seien einige wiedergegeben. Rousseau habe sich zuweilen in einem Zustande von Geistesabwesenheit befunden. Der Ausdruck seines Gesichtes war dann verändert, seine Augen starrten in das Weite, sein Arm hing schlaff über die Stuhllehne herab und pendelte hin und her. Traf man Rousseau in diesem Zustande, so konnte man von ihm die seltsamsten Reden erwarten. Einmal sprach er unter diesen Umständen mit Corancez vom Tode Ludwig's XV., und da er schwer seufzte und voll schmerzlicher Empfindungen zu sein schien, bemerkte Corancez, der Verstorbene habe sich weder als König noch als Familienvater Anspruch auf herzliche Theilnahme erworben. Sie sehen, erwiderte Rousseau, die Folgen nicht, die dieser Todesfall für mich gehabt hat. Für alle anderen Menschen mag der Tod des Königs eine Wohlthat sein. Er war allgemein gehasst, und ich hatte dasselbe Schicksal, ohne

es zu verdienen. Der allgemeine Hass war unter uns Beide getheilt; da nur ich noch lebe, muss ich die ganze Last allein tragen. Ein anderes Mal erklärte Rousseau, er liebe Tasso deshalb so sehr, weil dieser sein ganzes Unglück geweissagt habe. Die Sache scheine unerklärlich, aber die Strophe, um die es sich handle, sei ganz klar, und merkwürdigerweise habe sie im Zusammenhange weder auf das Vorausgehende, noch auf das Folgende Beziehung, sie stehe eigentlich müssig da, ein Umstand, der um so mehr befremde, als sonst bei Tasso jeder Vers an seiner Stelle unentbehrlich sei.

Nahmen auch die geistigen Kräfte Rousseau's ebenso wie die körperlichen langsam ab, so blieb ihm doch Unthätigkeit fern. Nach wie vor verwandte der alte Mann die meisten Nachmittage zu Wanderungen in die Umgegend von Paris und legte weite Wege mit überraschender Rüstigkeit zurück. Theils botanisirte er auf seinen meist einsamen Spaziergängen, theils überliess er sich den Erinnerungen und stellte Betrachtungen an über Vergangenheit und Gegenwart. Am Morgen schrieb er dann diese „Träumereien“ nieder und so entstand sein letztes Werk: „Rêveries d'un promeneur solitaire“. Die erste Rêverie schrieb er im Herbste 1776, die zehnte und letzte am Palmsonntage 1778. In allen herrscht sanfte Wehmuth, mag der Verfasser liebliche Scenen aus der Vergangenheit zurückrufen, oder mag er sein Schicksal elegisch beklagen. Zuweilen jedoch bricht wie ein Sonnenstrahl durch Wolken Heiterkeit durch die gedämpfte Stimmung, und der liebenswürdige Erzähler der ersten Hälfte der Be-

kenntnisse tritt wieder hervor. Das Greisenalter macht sich zwar dadurch bemerklich, dass vielfach Gedanken und Redewendungen aus früheren Schriften verwendet werden, aber im Grossen und Ganzen geben die Rêveries an Beredsamkeit, Klarheit und Anschaulichkeit den anderen Werken Rousseau's wenig nach. Es sei gestattet, einige Proben mitzutheilen.

„So bin ich also allein auf der Erde, ohne Bruder, ohne Verwandten, ohne Freund, auf meine eigene Gesellschaft angewiesen. Der geselligste und liebendste der Menschen ist von ihnen durch einstimmigen Beschluss verbannt worden. Sie überlegten in der Raffinirtheit ihres Hasses, welche Qual meine empfindliche Seele am grausamsten treffen würde, und zerbrachen rücksichtlos alle Bande, die mich mit ihnen verknüpften. Ich hätte die Menschen ihnen zum Trotze geliebt, nur ihre Unmenschlichkeit konnte meine Neigung tödten. Jetzt sind sie mir fremd, unbekannt, ja gar nichts, da sie es doch so wollen. Aber ich, was bin ich, losgelöst von ihnen und von Allem?“ Dem Studium seiner Seele will er fortan seine Zeit widmen, damit sein Unglück vergessen und sich für seine letzte Stunde vorbereiten. „Seit fünfzehn Jahren und länger bin ich in dieser befremdenden Lage, und sie kommt mir noch immer wie ein Traum vor. Ich denke mir immer, dass eine Verdauungstörung mich behelligte, dass ich in unruhigem Schlafe liege, dass ich erwachen und diese Pein vergessen werde, wenn ich mich wieder unter meinen Freunden finde“. Er hat sich früher thöricht benommen, indem er in seiner Auf-

regung allerhand Fehler machte, die nur seinen Feinden zu Gute kamen. Da alle Kämpfe ihm nur Enttäuschungen einbrachten, hat er in der Resignation die ersehnte Ruhe gefunden. Gegen ihren Willen haben die Feinde selbst ihn dazu befähigt, da sie ihm alle Hoffnung nahmen und sein Leiden auf den Gipfel trieben. Sie sind ausser Stande, seinen Zustand noch zu verschlimmern; alle menschliche Macht, ja selbst die Ränke der Hölle können ihm nichts mehr anhaben; auch körperlicher Schmerz würde seine Leiden nicht verstärken, sondern nur ändern. „Kaum zwei Monate sind verflossen, seit volle Ruhe in mein Herz eingekehrt ist. Zwar fürchtete ich längst nichts mehr, aber ich hoffte noch". Seit er auch die Hoffnung auf die Nachwelt aufgegeben hat, geniesst er den inneren Frieden und nichts mehr soll diesen stören. (Erste Promenade.)

„An einem Donnerstage, dem 24. October 1776, ging ich längs der Boulevards bis zur Strasse Cheminvert, durch die ich auf die Höhen von Menilmontant gelangte. Dann wanderte ich durch Weinberge und über Wiesen bis Charonne durch die lachende Landschaft, die sich zwischen beiden Dörfern erstreckt.. Zuweilen blieb ich stehen, um einzelne Pflanzen zu betrachten. Ich fand deren zwei, die ich selten bei Paris beobachtet hatte, die hier aber zahlreich vorhanden waren, nämlich Picris hieracioïdes von der Familie der Compositen und Bupleurum falcatum von der der Umbelliferen. Diese Entdeckung erfreute mich lange Zeit. Dann wieder gab ich mich dem Eindrucke der Gegend hin. Seit einigen Tagen war die Wein-

lese beendet. Die Spaziergänger aus der Stadt hatten sich zurückgezogen, auch die Landleute verweilten nur noch zur Winterbestellung auf den Feldern. Die noch grüne und freundliche, aber schon theilweise entblätterte und öde Flur bot ganz das Bild der Einsamkeit und der Nähe des Winters. Der Anblick machte mir einen halb süssen, halb traurigen Eindruck, der meinem Alter und meinem Geschicke zu sehr entsprach, als dass ich nicht den Vergleich gezogen hätte. Ich sah mich an der Neige eines unschuldigen und unglücklichen Lebens mit einem Herzen noch voll lebhafter Empfindungen und einem Geiste, den noch einige freilich durch Trauer geknickte und durch Kummer vertrocknete Blüthen schmücken. Einsam und verlassen fühlte ich die Kälte des ersten Eises nahen und meine versiegende Einbildungskraft bevölkerte nicht mehr die Stille mit Wesen nach meinem Herzen". Es folgt die anschauliche Schilderung eines Unfalles, der ihn an diesem Tage getroffen hat. Ein grosser, neben einer Kutsche laufender Hund überrannte ihn, er stürzte mit dem Gesichte auf das Steinpflaster des abhängigen Weges und verlor das Bewusstsein. Man geleitete den noch halb Benommenen zur Stadt, und er war im Stande, den Weg bis zu seiner Wohnung zu Fuss zurückzulegen. Er hatte aber schwere Quetschungen davongetragen und musste längere Zeit das Bett hüten. „Dies ist die treue Geschichte meines Unfalles. In wenig Tagen verbreitete sich die Kunde davon in Paris, wurde aber so verändert und entstellt, dass man die Wahrheit nicht erkennen konnte. Ich hätte diese Um-

wandlung erwarten sollen, aber es verbanden sich mit ihr so viele sonderbare Umstände, so viele dunkle Zusätze und Verschweigungen, man sprach mir davon in einer so lächerlich discreten Art, dass alle diese Geheimnisse mich beunruhigten.“ Er erfuhr dann, dass man ihn todt geglaubt hatte, dass sogar ein Nekrolog mit allerhand Schmähungen erschienen war, dass man eine Subscription auf seine hinterlassenen Werke eröffnet hatte, natürlich mit der Absicht, gefälschte Schriften unter seinem Namen ausgehen zu lassen. Alle diese Beobachtungen versetzten ihn in schreckliche Aufregung und drohten, ihn der mühsam erworbenen Ruhe gänzlich zu berauben. Schliesslich gelang es ihm, die ganze Angelegenheit als eine geheime Fügung des Himmels anzusehen und in diesem Gedanken Trost zu finden. (Zweite Promenade.)

Als Rousseau sich von den Folgen des in den Rêveries erzählten Unfalles erholt hatte, begann Therese zu kränkeln. Der Winter von 1776 auf 1777 scheint eine trübselige Zeit gewesen zu sein. Rousseau musste die kranke Frau pflegen und überdem die Hausgeschäfte selbst besorgen, denn eine versuchsweise gemiethete Magd war, man weiss nicht recht warum, bald wieder entlassen worden. Zu diesen Beschwerden kamen rheumatische Schmerzen und die Sorge um das tägliche Brod. Das Notenabschreiben nämlich brachte nur noch wenig ein, denn Rousseau’s Hand begann zu zittern, und die Kunden, die wohl in der Regel die Neugier zu ihm geführt hatte, blieben zum Theile weg, ja manche waren so rücksichtlos, die

bestellte Arbeit nicht abholen zu lassen. In seiner Noth verfasste Rousseau (Februar 1777) ein hilfeflehendes Rundschreiben, das er gelegentlich den vertrauenswerth Scheinenden übergab. Er beschreibt darin seine betrübende Lage und fährt so fort: „Gezwungen, allein zu leben, und doch ausser Stande, die Dienste Anderer zu entbehren, haben wir in unserer Schwäche und Verlassenheit nur noch ein Mittel, uns in unseren alten Tagen zu erhalten, die Bitte an Die, die über unser Schicksal verfügen, auch über unsere Person Bestimmung treffen und uns eine Zufluchtstätte öffnen zu wollen, an der wir auf unsere Kosten, aber frei von den Mühen und Sorgen, die fortan über unsere Kräfte gehen, leben können. Wie man mich auch behandeln mag, ob man mich in förmlichem Verschlusse hält, oder in scheinbarer Freiheit lässt, in ein Hospital oder in eine Wüste, unter harte oder milde, falsche oder offenherzige Menschen bringt, ich gebe zu Allem meine Zustimmung, wenn man nur meiner Frau die erforderliche Pflege zu Theil werden lässt und mir bis zum Ende meiner Tage die unentbehrliche Wohnung, die einfachste Kleidung und Nahrung giebt, ohne dass ich mich um irgend etwas zu kümmern brauche. Wir werden dafür Alles hingeben, was wir an Geld, Rente, Gegenständen besitzen, und ich habe Grund, zu hoffen, dass dies ausreichen werde, namentlich in Provinzen, wo die Lebensmittel billig sind, und in Häusern, die zu diesem Zwecke eingerichtet sind, zumal ich mich von Herzen gern allen der Lage entsprechenden Verordnungen unterwerfe. Ich glaube hiermit nichts zu

verlangen, was in einer so traurigen Lage unter Menschen verweigert wird. Ich bin sogar überzeugt, dass die Annahme meines Vorschlages den Leuten, die über mein Geschick verfügen, viel Sorge und Geld ersparen kann. Doch das, was ich bisher von dem gegen mich befolgten Systeme erfahren habe, lässt mich bezweifeln, dass diese Gunst mir zu Theil werde. Ich bin es mir aber schuldig, sie zu erbitten. Wird sie mir verweigert, so werde ich in meinen alten Tagen meine traurige Lage doch geduldiger ertragen, wenn ich mir das Zeugniss geben kann, dass ich Alles gethan habe, was von mir abhing, um sie erträglicher zu machen.“ Ein Graf Duprat, unter dessen Papieren man das Nothschreiben Rousseau's gefunden hat, bot eins seiner Güter als Asyl an, doch führten die Verhandlungen nicht zu der Annahme dieses Vorschlags. Rousseau blieb zunächst in seinen alten Verhältnissen, die offenbar mit der Wiederkehr des Frühlings und der Besserung in Therese's Gesundheit erträglicher geworden waren.

Nachdem er „die Pflichten zur Ehre seines Namens“ in vollem Maasse erfüllt zu haben glaubte, hatte er sich wieder der Botanik zugewendet. Scherzend schrieb er: „Sammeln und einlegen will ich alle Gewächse der Alpen und des Meeres und alle Bäume der beiden Indien; auf gut Glück beginne ich vor der Hand immerhin mit Gauchheil, Kerbel, Ochsenzunge und Kreuzkraut; ich stecke eine gelehrte Miene auf, botanisire dann um meine Vogelkäfige herum und sobald ich dort ein keimendes Körnchen gewahre, sage ich mir: Siehst du, wieder eine Pflanze mehr.“ Was

ihm von seinen früheren Sammlungen geblieben war, suchte er zusammen, eifrig botanisirte er in der Natur, und so gelang es ihm, in zehn Monaten ein neues, elf Quartbände füllendes Herbarium zusammenzustellen. Auch das Studium botanischer Bücher betrieb er von Neuem angelegentlich. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit bestand darin, dass er in dem Winter 1777/78 für den Abbé Pramont die drei Foliobände der Botanik von Regnault durcharbeitete, die Abbildungen nach Linné's System ordnete und den Text mit kritischen Anmerkungen versah. Für seine Moos-Sammlung, die als „ein Meisterstück von Zierlichkeit" beschrieben wird, sammelte er noch im letzten Winter in der Umgegend von Paris.

Im Frühjahre 1778 lud der Marquis Girardin Rousseau ein, nach seiner Besitzung, dem Schloss Ermenonville, das etwa zehn Stunden nördlich von Paris liegt, überzusiedeln. Rousseau nahm diesen Vorschlag an und bezog am 20. Mai seine neue Wohnung, einige kleine Zimmer im Hause des Kastellan von Ermenonville. Wie es scheint, gefiel ihm der neue Aufenthaltort zunächst recht gut. Er beschloss, eine Flora von Ermenonville zusammenzustellen, und beauftragte den Arzt le Bègue de Presle, der ihn zuweilen besuchte, ihm Papier und Farben, Bücher über Moose und Pilze, endlich auch Reisebeschreibungen als Unterhaltung für Therese zu besorgen. Er unterrichtete das Töchterchen des Herrn von Girardin in der Musik und botanisirte mit dem Knaben in dem grossen Parke des Schlosses. Auch nahm er Einladungen des Schlossherrn an, be-

stimmte ihn, ländliche Feste für die Dorfbewohner auszurichten, und suchte nach Kräften den Armen und Kranken im Dorfe zu helfen. Doch scheint auch hier die Zufriedenheit nicht von Dauer gewesen und schon nach Monatfrist etwa die Unruhe zurückgekehrt zu sein. Wenigstens wird versichert, dass er ängstliche Befürchtungen geäussert und auf die Rückkehr nach Paris gedrungen habe.

Eines der letzten Ereignisse in Rousseau's Leben war der Besuch, den ein achtzehnjähriger Jüngling, ein begeisterter Verehrer seiner Schriften ihm machte. Dieser junge Schwärmer war Maximilian Robespierre. Er hat selbst über seine Pilgerfahrt nach Ermenonville berichtet. Er erzählt, dass er Rousseau im Parke gefunden und sich ihm schüchtern genaht habe. Rousseau begrüsste den Fremden nicht unfreundlich und sagte u. A.: „Sie wollen mich sehen, nicht wahr? Ich bin das Wunderthier von ganz Paris . . . man redet sich an: haben Sie den Narren Jean-Jaques gesehen? Jetzt besonders, da Herr von Voltaire nicht mehr lebt, muss ich für ihn mit figuriren. Wissen Sie, wohin man mich mit dieser barbarischen Neugierde noch bringen wird? Man wird mich tödten. Nachdem sie mich verfolgt, wie ein Wild gehetzt haben, ersticken sie mich in ihren Umarmungen. Soll ich denn genöthigt werden, auch diese Einsamkeit zu verlassen? Ich könnte hier so glücklich sein. Das ist ein unerträglicher Zulauf. Doch gilt das nicht von Ihrem Besuche. Die Physiognomie hat mich selten getäuscht und ich glaube bei Ihnen eine Richtung zum Höheren und wahren

Freimuth zu entdecken.“ Robespierre durfte den Botaniker zwei Stunden lang auf seiner Wanderung begleiten*), und erlangte nach vielen Bitten die Erlaubniss, seinen Besuch zu wiederholen. Als er wieder kam, war Rousseau todt.

An einem Donnerstage, am 2. Juli 1778, früh zwischen zehn und elf Uhr schied der Dulder Rousseau aus dem Leben. Es liegen über seine letzten Stunden Angaben von Therese und von Herrn von Girardin vor. Obwohl die Berichte nicht ganz übereinstimmen, sagen doch Beide aus, dass Rousseau nach seiner Gewohnheit am frühen Morgen aufgestanden sei und sich dann mit seiner Frau zum Frühstücke niedergesetzt habe, dass er gegen zehn Uhr über Schmerzen im Rumpfe, die bald als Leib-, bald als Brustschmerzen bezeichnet werden, und über Stiche im Kopfe geklagt habe, dass er etwas später plötzlich von seinem Sitze vornüber auf den Boden gestürzt sei, und dass, als auf Therese's Schrei hin, Herr von Girardin herbeieilte, der Tod schon eingetreten war. Wieder etwas anders lautet der Bericht des Arztes le Bègue, der freilich kein Augenzeuge gewesen ist. „Er wollte ausgehen, als er einen Zustand von Uebelkeit, Schwäche und allgemeinem Unbehagen empfand. Er klagte nach einander über sehr unangenehmes Kribbeln in den Fusssohlen, über ein Kältegefühl im Rücken, über Schmerzen in der Brust und besonders in der letzten Stunde über ausserordentlich heftige, anfallweise auf-

*) Eine merkwürdige Scene! Man glaubt, die Bluthunde der Revolution aus der Ferne heulen zu hören.

tretende Kopfschmerzen. Er hielt den Kopf mit beiden Händen und sagte, es sei, als ob der Kopf zersprengt würde. In einem solchen Anfalle endete sein Leben und er stürzte zu Boden.“ Vielleicht betont der Arzt, dem doch nur die Schilderung Therese’s zu Gebote stand, die Kopfschmerzen deshalb, weil nach seiner Meinung Rousseau durch eine acute Gehirnkrankheit gestorben war. Die Untersuchung der Leiche wurde am 3. Juli von drei Chirurgen unter der Aufsicht zweier Aerzte und in Gegenwart von fünf anderen Personen vorgenommen.

„Die Untersuchung der äusseren Theile liess uns eine Bandage sehen, die zwei wenig beträchtliche Leistenbrüche deckte. Der ganze übrige Körper zeigte nichts Unnatürliches, weder einen Hautausschlag, noch eine Wunde, abgesehen von einem leichten Riss an der Stirn, der durch den Fall des Verstorbenen auf den Boden seines Zimmers entstanden war.

Die Oeffnung der Brust ergab, dass die inneren Theile sehr gesund waren. Umfang, Festigkeit und Farbe sowohl der Oberfäche als des Inneren waren ganz natürlich.

Bei der Untersuchung der inneren Theile des Unterleibes prüften wir sorgfältig, ob eine Ursache der Nierenschmerzen und Harnbeschwerden, die Herr Rousseau zu verschiedenen Zeiten seines Lebens erduldet hatte, und die sich jedesmal nach längerer Fahrt in einem harten Wagen erneuerten, zu finden wäre. Doch weder in den Nieren, noch in der Blase, den Harnleitern und der Harnröhre, noch in den samen-

bereitenden und -führenden Organen konnten wir etwas Krankhaftes oder Widernatürliches entdecken. Im Magen war nur etwas Milchkaffee. Grösse, Lichtung, Festigkeit, Farbe aller inneren Theile des Unterleibes waren vollständig normal; auch fehlte der üble Geruch, den man bei der warmen Witterung dreissig Stunden nach dem Tode hätte erwarten können.

Die Oeffnung des Schädels und die Prüfung seines Inhaltes ergaben eine sehr beträchtliche Menge (mehr als acht Unzen) von Blutwasser (sérosité), das sich zwischen das Gehirn und seine Häute ergossen hatte."

Auf Grund dieses Befundes erklärten die Obducenten, dass Rousseau wahrscheinlich an Apoplexia serosa gestorben sei.

Bekanntlich hat man die Ansicht aufgegeben, nach der „ein acuter seröser Hirnerguss, der schnell bis zum tödtlichen Hirndrucke steigt, bei Abwesenheit aller Umstände im Körper, aus denen ein solches Ereigniss im Hirn abgeleitet werden könnte", plötzlichen Tod bewirken kann. Wenn es aber keine seröse Apoplexie giebt, kann Rousseau nicht daran gestorben sein. Ueber die wirkliche Todesursache sind nur Vermuthungen möglich. Am meisten scheint mir die Annahme einer Herzlähmung für sich zu haben. Feinere Veränderungen am Herzen mussten wohl den Obducenten im Jahre 1778 entgehen. Die Ansammlung seröser Flüssigkeit im subduralen Raume ist wohl als secundäre Erscheinung, als eine Folge der Hirnatrophie, die bei dem Zustande Rousseau's in gewissem Grade vorhanden gewesen sein muss, zu betrachten. Freilich ist die An-

gabe, dass die Menge dieser Flüssigkeit mehr als acht Unzen betragen habe, befremdend. Vielleicht liegt nur eine oberflächliche Schätzung vor.

Schon sehr bald nach Rousseau's Tode entstand das Gerücht, Rousseau sei durch Selbstmord gestorben. Unmöglich freilich ist eine Selbstvergiftung, um die allein es sich handeln könnte, nicht, aber doch sehr unwahrscheinlich. Man hat an eine Vergiftung durch Schierling geglaubt, doch will damit die Schilderung von Rousseau's letzten Stunden nicht stimmen, denn als Haupterscheinung der Schierlingvergiftung wird aufsteigende Lähmung genannt. Irgendwelche Thatsachen, aus denen auf ein freiwilliges Ende zu schliessen wäre, sind nie beigebracht worden. Die in Betracht kommenden Umstände sind von Morin und von Brockerhoff eingehend erörtert worden, und es geht aus ihren Darstellungen hervor, dass Alle, die sich für die Annahme des Selbstmordes erklärt haben, dies auf sehr schwache Gründe hin gethan haben. Gegen Selbstmord spricht auch die Erwägung, dass Rousseau gerade in seinen letzten Jahren wiederholt den Gedanken an Selbstmord abgewiesen hat, weil er glaubte, dass seine Feinde ihn dazu drängen wollten. Dass der Kranke, der nicht an Sinnestäuschungen litt, in der Zeit der Resignation und der Abschwächung, sich dann doch getödtet habe, ist kaum anzunehmen.*)

---

*) Auch Chatelain, der die Frage eingehend erörtert, spricht sich gegen die Annahme eines Selbstmordes aus.

Die Epikrise.

Die Epikrise kann kurz sein, denn Rousseau's Irresein verursacht keine diagnostischen Schwierigkeiten. Es entspricht vielmehr so vollkommen dem Krankheitbilde, das als combinatorischer Verfolgungswahn bezeichnet wird, dass es für diese Form der Paranoia geradezu als Beispiel dienen kann.

Kraepelin (Psychiatrie. S. 340. Leipzig, 1887) schildert den combinatorischen Verfolgungswahn in folgender Weise. „Den oft über Jahre sich erstreckenden Beginn bilden leichte Verstimmungen, allerlei vage, zum Theil körperliche Beschwerden und Befürchtungen, Misstrauen, hypochondrische Ideen. Der Kranke ist unzufrieden mit seiner Lage . . . und geräth allmählich in einen gewissen, zunächst noch wenig markirten Gegensatz zu seiner gesammten Umgebung . . . Er macht die Bemerkung, dass man ihm bei dieser oder jener Gelegenheit nicht mehr so freundlich entgegenkommt wie früher, dass man zurückhaltender gegen ihn ist, ihm aus dem Wege geht und trotz manches, wie er meint, heuchlerischen Freundschaftsbeweises nichts mehr mit ihm zu thun haben will. In Folge dessen steigert sich seine Empfindlichkeit und sein Misstrauen; er beginnt, in einer harmlosen Bemerkung, einer zufälligen Geberde, einem aufgefangenen Blicke Beleidigungen und versteckte Andeutungen einer feindseligen Gesinnung zu argwöhnen. Durch fortgesetzte vorurtheilsvolle Interpretation seiner Wahrnehmungen wird es ihm schliesslich zur Gewissheit, dass er das Opfer einer weitverbreiteten Verschwörung ist. Es kann ihm nicht entgehen, dass auch Fernstehende bereits

an der Agitation gegen seine Person sich betheiligen. Auf der Strasse ist er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; man fixirt ihn, sieht ihn von der Seite an; man räuspert sich, hustet um seinetwillen, spuckt vor ihn hin, oder weicht ihm aus; in öffentlichen Localen rückt man von ihm fort oder steht auf, sobald er erscheint, wirft ihm verstohlene Blicke zu und kritisirt ihn. Einzelne undeutlich aufgefangene und sofort im Sinne des eigenen Wahnes verstandene Bemerkungen geben dem Kranken die traurige Bestätigung seiner Vermuthungen. Alles spricht bereits über ihn, allerdings nicht direct und ins Gesicht, sondern hinter seinem Rücken, aber für ihn nur zu verständlich. In den Reden der Vorübergehenden, des Geistlichen auf der Kanzel, des Schauspielers im Theater, in den Zeitungsannoncen, den Maueranschlägen findet er nun Anspielungen auf Erlebnisse seiner Vergangenheit, geheime Laster, kleine Fehler, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, ja seine intimsten Beziehungen, die nun vermeintlich alle an die Oeffentlichkeit gebracht und Gegenstand einer Untersuchung geworden sind. In Folge dieser Wahrnehmungen, denen sich hier und da ganz vereinzelte Hallucinationen hinzugesellen können, bemächtigt sich des Kranken eine grosse innere Unruhe; er wird immer argwöhnischer, gereizter und menschenscheuer, zieht sich gänzlich zurück, führt Scenen mit seinen Freunden herbei, lässt Annoncen zur Entkräftung der gegen ihn vorgebrachten versteckten Anschuldigungen einrücken, ruft die Hilfe der Polizei an, oder sucht sich durch Reisen den fort-

währenden geheimen Nachreden zu entziehen. Dieses letztere Mittel hilft nicht selten für einige Zeit. Allein sehr bald wiederholen sich die gleichen Wahrnehmungen wie früher; auch an seinem neuen Aufenthaltsorte scheint man binnen Kurzem bereits über ihn orientirt zu sein; man spionirt ihm also überall nach. Er merkt, dass ihm einzelne Personen auf Schritt und Tritt folgen, ihn beständig überwachen, und sieht nun wohl, dass mächtige und hartnäckige Feinde ihn verfolgen, deren Nachstellungen er auf die Dauer nicht entgehen kann. Der Verdacht lenkt sich dabei bald auf die Polizei, die ihn wegen wirklich oder vermeintlich begangener Vergehen oder auf Grund verleumderischer Denunciationen zur Rechenschaft ziehen will, auf seine Vorgesetzten, politische oder religiöse Parteien, bald auf einzelne Personen, Nachbarn, Collegen, Rivalen, von denen er Feindseligkeiten befürchten zu müssen glaubt. Nicht selten kommt es in dieser Periode der Krankheit unter wachsender psychischer Erregung zu plötzlichen intensiven Aufregungszuständen, die den Kranken in seiner Angst zum Selbstmorde, zu Gewaltthaten gegen seine vermeintlichen Feinde, zu Fluchtversuchen und ähnlichen krankhaften Handlungen treiben und häufig erst den Anlass zur Erkennung der Psychose, sowie zur Verbringung in die Irrenanstalt abgeben.“

Man wird ohne Mühe in dem wiedergegebenen Bruchstücke der Schilderung Kraepelin’s Rousseau’s Krankheit erkennen.

Die Namen der einzelnen Paranoia-Formen sind nicht bei allen Autoren dieselben. Indessen ist das

nur mehr „äusserlich“. In der Sache dürfte ein wesentlicher Unterschied der Auffassungen nicht vorhanden sein. Nach Magnan's Bezeichnungen handelte es sich bei Rousseau um das délire chronique des dégénérés, das er von dem délire chronique à évolution systématique getrennt wissen will. Mir scheint, dass gerade der Fall Rousseau sehr gut darthue, wie wenig die von Magnan verlangte Trennung berechtigt ist, denn gerade das Systematische, die unaufhaltsam und langsam fortschreitende Entwicklung der Krankheit ist da.*)

Das eigenthümliche Merkmal des combinatorischen Verfolgungswahnes, das ihn von anderen Formen der Paranoia unterscheiden lässt, das Fehlen der Sinnestäuschungen, war bei Rousseau zweifellos vorhanden. Zu keiner Zeit seiner Krankheit haben Hallucinationen oder Illusionen bestanden, das kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen.

Vom Gewöhnlichen abweichend sind zwei Umstände bei Rousseau: Einmal beginnt das Irresein in einem relativ späten Lebensalter, zum anderen hält es sich in gewissen Grenzen, der Wahn bleibt mehr oder weniger maassvoll, nur vereinzelt tauchen wirkliche Absurditäten auf. In der Regel entwickelt sich der combinatorische Verfolgungswahn in der ersten Hälfte des Lebens, nicht selten im jugendlichen Alter. Sein spätes Auftreten bei Rousseau dürfte darauf hindeuten, dass die Anlage Rousseau's zur Paranoia nicht sehr stark war. Vermuthlich hätte es bei Rousseau mit der

*) Vgl. dazu: Schmidt's Jahrbb. d. ges. Med. CCXXVII. p. 100. 1890.

Nervosität und der Absonderlichkeit des Charakters sein Bewenden gehabt, wenn das Schicksal ihm ein ruhiges Leben gestattet hätte. Vielleicht auch bildete seine starke Vernunft einen Wall gegen die sich entwickelnde Krankheit und hielt ihr Vordringen auf. Auf diese Weise möchte es sich ferner erklären, dass Rousseau trotz seiner Krankheit im Leben sich sozusagen aufrecht hielt und im Wahne selbst gewisse Grenzen nicht überschritt. Die Individualität des Kranken wird stets in der Ausarbeitung und Verwerthung des Wahnsystems zur Geltung kommen; Charakter und Intellect des Gesunden werden auch auf die Worte und Handlungen des Kranken von Einfluss sein. Dass in der That bei Rousseau die Güte des Herzens und die Kraft des Geistes auch in der Krankheit sich nicht verleugnen, darauf hinzuweisen, ist schon wiederholt Gelegenheit gewesen. Auch auf der Höhe des Wahnes verhinderten sein moralischer Charakter und die Weichheit seines Wesens jede ausschweifende Handlung, jede wörtliche oder thätliche Ausschreitung gegen die vermeintlichen Verfolger. Im Vereine aber mit seiner ungewöhnlich hohen Intelligenz machten sie es ihm möglich, nicht nur auf Gebieten, die sein Wahn nicht berührte, in hervorragender Weise geistig thätig zu sein, was bei einem Kranken seiner Art nichts Ueberraschendes ist, sondern auch die wunderbare Leistung, die wir in seinen Bekenntnissen vor uns sehen, zu vollbringen.

Im Uebrigen entspricht der Verlauf der Paranoia Rousseau's durchaus den sonstigen Erfahrungen. Lang-

sam und staffelweise ansteigend entwickelt sich die Krankheit. Zeiten heftiger und schmerzlicher Erregung bezeichnen die Perioden rascheren Fortschrittes. Im Anfange zeigt die Curve höhere und steilere Erhebungen als später, d. h. die Aufregungzustände verlieren mit der Zeit an Stärke, gewinnen an Dauer. Die Remissionen aber sind nur scheinbare Besserungen; zwar kehren Besonnenheit und Ruhe wieder, zwar werden gar zu schroffe Aeusserungen des Wahnes zurückgenommen, aber jede wirkliche Krankheiteinsicht fehlt gänzlich, und das Gebäude des Wahnes erscheint nach jeder Aufregung als weiter ausgebaut und fester begründet. Nach etwa vierjähriger Krankheit ist die Höhe erreicht. Das System ist fertig und in der Folgezeit entstehen nicht mehr neue Gedanken, sondern es werden nur die Consequenzen der fixirten Wahnvorstellungen gezogen. Zu Grössenwahn kommt es nicht. Die Vorstellungen, die als Ueberschätzungsideen erscheinen, stammen aus der gesunden Zeit: Der Kranke beurtheilt seine Person nicht anders, als er es vor der Krankheit that. Schliesslich tritt Resignation ein. Zwar wird das Wahnsystem festgehalten, aber der Kranke giebt den Kampf gegen die feindliche Welt auf. An die Stelle der Empörung und des Zorns tritt die Wehmuth, und die Ruhe der Seele wird nur noch selten und unerheblich gestört. Langsam nimmt die seelische Schwäche zu, die ihren Ausdruck in dem Schwunde des Gehirns findet, bis ein rascher Tod das traurige Leben beendet. —

Die endogene Art der Paranoia.

Ich habe es bei der ersten Auflage für unnöthig gehalten, noch besonders über die Ursache der Paranoia zu reden; ich dachte, jeder Gebildete müsse jetzt wissen, dass eine solche Krankheit nicht durch beliebige Einwirkungen entstehen kann, dass nur der an der Paranoia erkranken kann, der von vornherein den Keim dazu in sich trägt. Aber ich habe die Gebildeten überschätzt, denn immer wieder tauchen ganz thörichte psychologische Constructionen auf. Da sagt der Eine, Rousseau sei aus Misstrauen krank geworden, und weiss nicht, dass das Misstrauen das erste Zeichen der Krankheit war. Da meint der Andere, Rousseau sei aus Stolz übergeschnappt, und vergisst, dass der Stolz nicht krank macht, sondern (soweit wie er nicht berechtigt ist) aus der Krankheit kommt.

Auch dem Irrthume begegne ich immer wieder, als sei Rousseau von vornherein ein gesunder Mann gewesen und habe dann seine Paranoia bekommen, wie Einer einen Schnupfen bekommt. Nein, Rousseau war ein Entarteter und die Paranoia wuchs aus seiner von vornherein krankhaften Beschaffenheit heraus. Die äusseren Dinge waren Gelegenheitursachen, Anstösse, weiter nichts. Die angeborene Krankhaftigkeit Rousseau's war die Quelle sowohl seiner Genialität, wie seiner Paranoia. Da ist kein Zufall, kein Zusammentreffen. Solche Sachen muss man wissen, da hilft kein Raisonniren vom Schreibtische aus da heisst es: Lernen. Ich habe das Nöthige schon in der „Einleitung“ gesagt und kann hier nur noch einmal darauf verweisen.

Ich füge noch ein paar Worte über Rousseau's Bild hinzu. Die Bilder, die man gewöhnlich sieht, sind nichtssagend und ganz unzuverlässig. Man hat vor einer Reihe von Jahren in Paris die vorhandenen Abbildungen zusammengestellt, und die Ausstellung hat ergeben, dass ein Bild immer dem anderen widerspricht. Mir scheint die Büste Houdon's, die ich nach einem Pariser Gips-Abgusse habe abbilden lassen, allein Zutrauen zu verdienen. Der ausgezeichnete Bildhauer wurde nach Rousseau's Tode nach Ermenonville gerufen und nahm die Todtenmaske ab; nach ihr hat er die Büste geformt. Es wäre schön, wenn wir den Schädel Rousseau's noch besässen, aber die Gemeinheit der Menschen hat ihn zerstört. Der Convent liess im Jahre 1794 die Reste Rousseau's in das Pantheon überführen und neben denen — Marat's beisetzen. Im Jahre 1819 drangen mehrere Verbrecher (mit Bewilligung der schlechten Regirung oder auf ihr Anstiften hin) während der Nacht in das Pantheon ein, brachen die Särge Rousseau's und Voltaire's auf, steckten Beider Gebeine in einen Sack, fuhren mit ihnen an die Stadtgrenze und warfen sie in eine mit Kalk gefüllte Grube. So wurde Rousseau noch nach dem Tode misshandelt, und zwar gemeinsam mit seinem Feinde, dem es wenigstens im Leben gut gegangen ist.

Die Büste Houdon's entspricht ganz der Schilderung Bernardin's. Tiefliegende Augen im mageren, feingeschnittenen Gesichte, eine schöne Stirn und ein feiner Mund, den tiefe Falten umgeben. Das Ganze hat etwas Weiches, fast Weibliches; besonders Kinn

und Unterkiefer sind weibartig. Bei genauerer Betrachtung der Stirne ergiebt sich folgendes. Die linke Seite ist deutlich stärker entwickelt, mehr gewölbt als die rechte, am meisten in der Schläfengegend. Die untere Stirne ist schmal; das mathematische Organ fehlt ganz. Dagegen sind das musikalische und mehr noch das dichterische Organ stark ausgeprägt. Aber auch die oberen seitlichen und die mittleren Theile der Stirne sind mächtig entwickelt, so dass die Stirne allein den Schluss auf eine hohe Intelligenz gestattet. Leider wird wohl hier, wie sonst, der Hinterkopf der Phantasie des Bildhauers angehören, so dass es nicht angebracht zu sein scheint, ihn bei der kephaloskopischen Betrachtung zu berücksichtigen. —

Endlich gebe ich auf S. 312 eine Schriftprobe Rousseau's, deren Benutzung mir der College Chatelain freundlich erlaubt hat. Ich selbst verstehe nichts von Graphologie, aber vielleicht lesen die Kundigen etwas Interessantes heraus.

Je n'ai point écrit à Mylord Mareschal sur la suite de cette affaire, de crainte d'ajouter à ses obligeantes inquiétudes, je savois que des plumes pleines de zèle ne lui rendoient un compte que trop infidelles de ce qui se passoit. Maintenant que je regarde cette tracasserie monastique comme appaisée, et qu'il ne me reste qu'à lui parler des honnêtes gens à qui je suis redevable de mon repos, je vais m'acquiter d'un devoir si doux, tant envers Messieurs Meuron et De Pury qu'envers un troisième que je vous prie, Monsieur, d'assurer de toute ma reconnoissance et de mon plus parfait attachement.

J J Rousseau

Anzeigen.

Ueber die erste Ausgabe des Rousseau-Buches sagt Professor E. Kraepelin (Schmidt's Jahrbücher der ges. Med. CCXXV. p. 107. 1890): „Das vorliegende Buch, in dem uns M. die Entwickelung der Geistesstörung J. J. Rousseau's schildert, wird von jedem Gebildeten von Anfang bis Ende mit warmem Interesse, ja mit Spannung gelesen werden, denn die Lösung der Aufgabe ist M. in mustergültigster Weise gelungen."

Von dem gleichen Verfasser erschienen im Verlage von **Johann Ambrosius Barth** in **Leipzig** folgende Werke:

Ueber das Pathologische bei Goethe. VIII, 205 Seiten. 1898. M. 2.40, geb. M. 3.—

Literarisches Centralblatt; M. unternimmt eine umfassende Darstellung des Pathologischen bei Goethe in den Werken und der Person, selbstverständlich unter Bevorzugung der Abnormitäten geistiger Art. Dieser Aufgabe, deren ausserordentliche Wichtigkeit noch von der Schwierigkeit ihrer Behandlung übertroffen scheint, ist der ausgezeichnete Neurologe in so hervorragendem Maasse gerecht geworden, dass es vielleicht nicht zu kühn ist, wenn wir sein Buch als die inhaltreichste Frucht der Goetheforschung der jüngsten Jahre auffassen. . . .

Ueber Schopenhauer. VIII, 264 Seiten mit 12 Bildnissen. 1899. M. 4,50, geb. M. 5.50

Schmidt's Jahrbücher: Im 1. Theile seines Buches hat der Vf. die Person Schopenhauer's vom medicinischen Standpunkte aus besprochen. Er richtet sich gegen die Darstellung Lombroso's, der sich auf Seidlitz stützt, und zeigt, dass Schopenhauer zwar pathologische Züge trug, dass jedoch von einer Geistesstörung im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar keine Rede sein kann. Kenntniss der Abstammung, des Lebens, der Werke und der äusseren Erscheinung ist die Unterlage des Urtheils. Die äussere Erscheinung wird uns durch die Bildnisse und die Kopfform bekannt. Ueber diese wird Verschiedenes beigebracht und jene werden eingehend besprochen; auch sind hier zum ersten Male Nachbildungen der in Frankfurt befindlichen Daguerrotypen gegeben.

Der 2. Theil ist der Kritik der Lehre Schopenhauer's gewidmet. Hoffentlich ist dieser Theil auch dem medicinischen Publicum willkommen, da es doch gerade jetzt den Aerzten daran liegen muss, Klarheit über die Grundanschauungen zu erhalten.

N. Jahrb. f. d. klass, Altertum: Das Buch als Ganzes ist ausserordentlich lesenswert. Der Vf. ist ein Mann, der seine sehr weite und tiefe Erkenntniss nicht aus Büchern, sondern aus erster Hand, aus den Dingen selbst hat und immer aufrichtig und klar denkt und schreibt. Prof. Paul Barth

Einige der Werke von Dr. P. J. Möbius.

Ueber die Anlage zur Mathematik. VIII, 332 Seiten mit 51 Bildnissen. 1900. M. 7.—, geb. M. 8.50

Schmidt's Jahrbücher: Im Anschlusse an Gall hat der Vf. im Studium einzelner umschriebener Geistesfähigkeiten den Weg zur besseren Kenntniss des Menschen gefunden. Als erstes Beispiel hat er den Zahlensinn gewählt und hat sich bemüht, zu zeigen, wie dieser sich da darstellt, wo er in höherem Grade vorhanden ist. Mit Gall findet der Vf., dass dieser höhere Grad sich durch eine eigenthümliche Bildung des Kopfes kundgiebt. Hauptsächlich bei Mathematikern ist die Stirnecke, und zwar, wie der Vf. gefunden hat, besonders die linke, eigenthümlich entwickelt: der Processus ossis frontis ad zygomaticum ist nach aussen gerückt und der äussere Theil der oberen Orbita-Umrandung ist herabgesenkt. An Büsten und Porträts sucht der Vf. das deutlich zu machen. Im Anhange giebt der Vf. eine Uebersicht über Gall's ganze Lehre, zeigt, wie sehr man Gall Unrecht gethan hat, wie man das Gute um des Schlechten willen verworfen hat.

Le Progrès Médical: Etude de localisation physiologique de la bosse des mathématiques, faite avec toute la prudence désirable. Très agréable à lire, illustré de belles héliogravures de mathématiciens éminents, ce petit volume nous paraît être un modèle d'examen anatomo-pathologique, inspiré par les principes de la méthode anatomoclinique.

Paul Kéraval.

Ueber Kunst und Künstler. VIII, 296 Seiten mit 10 Abbildungen auf 7 Tafeln. 1901. M. 7.—, geb. M. 8.50

Schmidt's Jahrbücher: Das Buch ist eine Fortsetzung der Gall-Studien des Verfassers. Jedes Kunsttalent ist die Steigerung einer allen Menschen zukommenden Fähigkeit, ist als angeborener Trieb von besonderer Stärke aufzufassen. Ein Kunsttrieb entsteht nicht aus diesen oder jenen Anlagen oder Einwirkungen, sondern er ist ein Ursprüngliches. Er entwickelt sich nach Zeit und Stärke ohne bestimmtes Verhältniss zu anderen Fähigkeiten. Ist es so, dann ist die Annahme, dass jedem Kunsttriebe ein besonderes Gehirnorgan entspreche, eine unvermeidliche Folgerung. Denn es wird vorausgesetzt, dass jeder geistigen Verschiedenheit eine Gehirnverschiedenheit entspreche, es ist aber undenkbar, dass einem von den anderen Fähigkeiten unabhängigen Triebe eine besondere Beschaffenheit der ganzen Gehirnrinde entspreche, er kann nur durch einen besonderen Theil der Gehirnrinde vertreten sein.

Der 1. Theil des Buches enthält die selbständigen Darlegungen des Vfs., der 2. die Uebersetzung der Aufsätze Gall's über die Kunsttriebe mit Anmerkungen und Zusätzen.

Abriss der Lehre von den Nervenkrankheiten. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte. VIII, 188 Seiten. 1893. Geb. M. 4.50

Aus einem Briefe an den Vf.: C'est un livre vraiment extra-ordinaire: une foule d'idées dans une noisette.

J. M. Charcot.

Centralblatt für Nervenheilkunde: Im Grunde ist es kein Compendium im gewöhnlichen Sinn, sondern ein lapidares Programm für ein künftiges Lehrbuch der Psychoneurologie.

Prof. Sommer.

Einige der Werke von Dr. P. J. Möbius.

Neurologische Beiträge. 4 Hefte 1894—1895. Mk. 14.—

Inhalt: 1. Heft: *Ueber den Begriff der Hysterie und andere Vorwürfe vorwiegend psychologischer Art.* VI, 210 Seiten 1894. M. 4.—

2. Heft: *Ueber Akinesia algera. Zur Lehre von der Nervosität. Ueber Seelenstörungen bei Chorea.* IV, 137 Seiten. 1894. M. 3.—

3. Heft: *Zur Lehre von der Tabes.* IV, 154 Seiten. 1895. M. 3.—

4. Heft: *Ueber verschiedene Formen der Neuritis. Ueber verschiedene Augenmuskelstörungen.* IV, 216 Seiten. 1895. M. 4.—

Wiener medizinische Blätter: Gerade bei Möbius, der unter den Neuropathologen zu denjenigen gehört, die ihre eigenen Wege wandeln, kommt durch die hier angezeigte übersichtliche Zusammenfassung der Arbeiten die eigenthümliche Individualität noch klarer zum Ausdruck. Sein unbestreitbares, grosses Verdienst besteht darin, in viele dunkle Gebiete als Erster eingedrungen zu sein, Klares von Unklarem geschieden und so in vielen Fragen tonangebend und anregend gewirkt zu haben.

Möbius gehört zu den Hauptvertretern der psychologischen Richtung, die trotz der Vorwürfe, die von vielen Seiten gegen sie erhoben worden sind, gerade in den letzten Jahren in der Lehre von den Neuropsychosen so grosse Fortschritte zu verzeichnen hat.

Vermischte Aufsätze. (V. Heft der Neurologischen Beiträge.)
IV, 176 Seiten. 1898. M. 4.—

Münchener Allgemeine Zeitung: Der Leipziger Gelehrte Dr. Möbius steht bei dem kritischen ärztlichen Publikum in ganz besonderer Werthschätzung Er ist einer der wenigen wirklich philosophisch durchgebildeten und philosophisch denkenden Aerzte unserer Zeit, er hat in vortrefflichen Originalarbeiten vieles zum Ausbau der Neurologie beigetragen, und er hat das grosse Verdienst, seit Jahren mit strenger Kritik die Fortschritte einzelner Zweige der Medizin zu begleiten und weiteren Kreisen zu vermitteln. In dem vorliegenden Heft hat M. eine Anzahl von Arbeiten, die theils an weniger gekannten Orten erschienen sind, theils ganz neu sind, abgedruckt. Die wichtigsten dieser Studien betreffen die augenblicklich im Vordergrund stehende Bewegung zur Aenderung unsrer sog. „Nervenheilanstalten“ in Arbeitsanstalten für Nervenkranke und vor Allem die Neugründung von Volksheilstätten für solche Patienten. Auch was wir aus diesem Hefte über den Kampf gegen den Alkoholismus, den Kampf gegen die Tuberkulose und ganz besonders den Kampf gegen die venerischen Krankheiten erfahren, das sollte nicht auf ein enges ärztliches Publikum beschränkt bleiben. Man kann gar nicht laut genug zur Mithülfe im Kampfe gegen diese leider immer noch unterschätzten Feinde auffordern. Ueberall begegnen wir dem geistreichen Forscher in diesem Buche mit gleicher Freude, ob er nun über die „Ursachen der Krankheiten“ spricht, oder uns über die „Veredelung des menschlichen Geschlechts“ belehrt, auch wenn er in trefflichen Nachrufen das Andenken verdienter Aerzte neu erweckt und uns deren Werth wieder vorführt. Das Möbius'sche Buch ist nicht nur sehr gut, es ist auch, wie wenig andere, geeignet, Gutes zu stiften.

Prof. Edinger.

Einige der Werke von Dr. P. J. Möbius.

Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze. VIII, 219 Seiten. 1901. M. 4.80, geb. M. 6.—

Diese „Aehrenlese" setzt sich aus folgenden Arbeiten, die theilweise schon anderweit abgedruckt wurden, zusammen: *3 Gespräche über Metaphysik. 3 Gespräche über Religion. Psychiatrie und Literaturgeschichte. Ueber J. J. Rousseau's Jugend. Goethe und W. A. Freund. Ueber die Heilung des Orest. Ueber das Studium der Talente. Ueber die Vererbung künstlerischer Talente. Ueber einige Unterschiede der Geschlechter. Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Ueber Entartung. Ueber Mässigkeit und Enthaltsamkeit.*

Bei **C. Marhold** in **Halle a. S.** sind erschienen:

Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. V. veränderte Auflage. 1903. M. 1.50

Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden.

1. Heft: *Geschlecht und Krankheit.* 1902. M. 1.—

2. Heft: *Geschlecht und Entartung.* 1902. M. 1.—

3. und 4. Heft: *Wirkungen der Castration.* 1903. M. 2.—

Bei **G. Thieme** in **Leipzig** sind erschienen:

Magnan's psychiatrische Vorlesungen. Deutsch von P. J. Möbius. 6 Hefte. 1891—1893. M. 8.20

1. *Ueber das „Délire chronique à évolution systématique" (Paranoia chronica mit systematischer Entwickelung oder Paranoia completa).* 63 Seiten. 1891. M. 1.20

2. u. 3. *Ueber die Geistesstörungen der Entarteten.* 123 Seiten. 1892. M. 2.50

4. u. 5. *Dasselbe (Fortsetzung). Ueber das intermittirende Irresein und Anderes.* 112 Seiten. 1893. M. 2.50

6. *Ueber Manie. Ueber Alkoholismus. Ueber Simulation und Verkennung des Irrsinns.* 54 Seiten. 1893. M. 2.—

